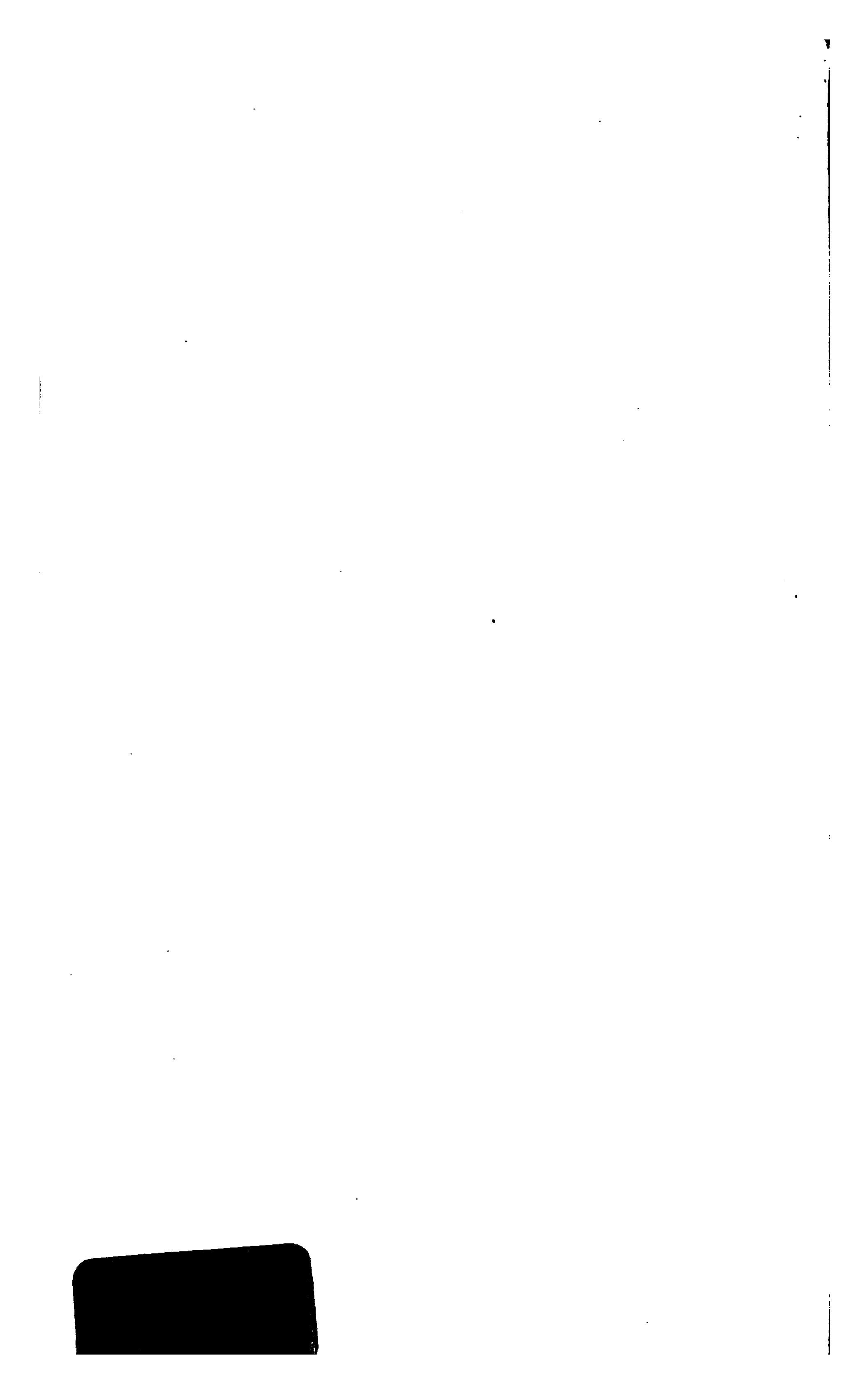


ERINNERUNGEN

VON

ALEXANDER HERZEN

AUS DEM RUSSISCHEN ÜBERTRAGEN, HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON DR. OTTO BUEK

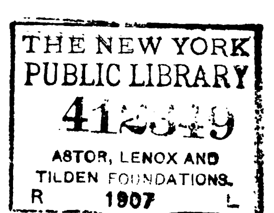
MIT 3 PORTRÄTS

ZWEITER BAND



BERLIN 1907

Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin).



ERINNERUNGEN

FÜNFTER TEIL

Paris — Italien — Paris

1847—1852.



Indem ich einen weiteren Teil der „Erinnerungen" dem Druck übergebe, beschleicht mich etwas wie ein Zweifel. Ich bin mir bewußt, wie fragmentarisch die Erzählungen und die Bilder sind, die ich hier gebe, und das, was ich als die Fußnoten zu ihnen bezeichnen möchte. Das äußere Band, das sie zusammenhält, ist hier noch schwächer, wie in den ersten Teilen. Und doch war ich nicht imstande, sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschmelzen. Durch ein gewaltsames Ausfüllen der Lücken und Zwischenräume kann man den Dingen leicht einen anderen Hintergrund und eine andere Beleuchtung geben, aber die ursprüngliche Wahrheit geht dadurch verloren. „Die Erinnerungen" sind keine historische Monographie, sondern der Widerschein der Geschichte in einem Menschen, der ihr zufällig in den Weg gelaufen ist. Das ist der Hauptgrund, weshalb ich mich dazu entschlossen habe, diese fragmentarischen Kapitel in der Gestalt stehen zu lassen, die sie nun einmal haben, indem ich sie bloß aneinanderreihte wie die kleinen Mosaiken auf den italienischen Armbändern. — All diese Bilder beziehen sich auf einen Gegenstand, aber sie werden nur durch eine gemeinsame Fassung und durch ein paar Ringe zusammengehalten.

Zur Ergänzung dieses Teils lese man meine „Briefe aus Frankreich und Italien" nach, besonders die Partien, die sich auf das Jahr 1848 beziehen; ich wollte einige Teile daraus in dieses Werk mit aufnehmen; ich hätte jedoch so umfangreiche Abschnitte abdrucken müssen, daß ich lieber darauf verzichtete.

Vieles, was nicht im „Polarstern“ erschienen ist, habe ich in dieses Buch hineingearbeitet. Alles konnte ich der Öffentlichkeit freilich aus verschiedenen allgemeinen und persönlichen Gründen noch nicht übergeben. Die Zeit ist nicht sehr fern, wo nicht allein die ausgelassenen Seiten und Kapitel, sondern auch ein ganzer Band, an dem mir freilich am meisten liegt, im Druck erscheinen wird...

Genf, den 29. Juli 1866.

XXIII. Der verlorene Paß. — Königsberg. — Die eigenhändige Nase. — Ankunft und Abreise.

In Laugszargen baten mich die preußischen Gendarmen, mit ihnen in die Wachtstube zu kommen. Ein alter Sergeant nahm uns die Pässe ab und las alle die überflüssigen Dinge, die darin standen, laut und deutlich vor: „Auf Befehl S. K. M. Nikolaus I.... allen und jeden, denen daran gelegen usw.... Unterzeichner Peroffski, Minister des Innern, Kammerherr, Senator und Ritter des Ordens St. Wladimirs, Inhaber eines goldenen Degens mit der Inschrift: Für Tapferkeit..."

Dieser Sergeant, der eine solche Vorliebe für das Vorlesen hatte, erinnert mich an einen anderen. Zwischen Terracina und Neapel kam ein neapolitanischer Karabiniere viermal an unseren Postwagen, um uns die Pässe abzunehmen. Ich zeigte ihm einen neapolitanischen Paß. Aber das und ein entsprechendes Trinkgeld war ihm noch nicht genug, er trug die Pässe in das Bureau und kam nach 20 Minuten wieder mit der Aufforderung, ich und mein Freund sollten zum Brigadier kommen. Der Brigadier, ein alter, betrunkener Unteroffizier, fragte mich ziemlich grob: „Wie heißen Sie und woher kommen Sie?" — „Das steht doch alles im Paß." — „Ich kann es nicht lesen!" — Wir merkten, daß das Lesen nicht die stärkste Seite des Brigadiers war. „Gibt es ein Gesetz, das uns verpflichtet, Ihnen unsere Pässe vorzulesen?" sagte mein Freund. „Wir müssen sie bei uns haben und vorzeigen, aber nicht vorlesen. Ich kann Ihnen vieles vormachen."

„Accidenti!" murmelte der Alte, „va ben, va ben!" und gab uns die Pässe zurück, ohne sie einzutragen.

Der gelehrte Gendarm in Laugszargen war ein Mann anderen Schlages. Nachdem er sämtliche Orden Peroffskis bis zur Hosenschnalle für treue Dienste in allen drei Pässen je dreimal verlesen hatte, fragte er mich: „Und wer sind Sie, Euer Hochwohlgeboren?" Ich blickte ihn erstaunt an, denn ich verstand nicht, was er von mir wollte. „Fräulein Maria E., Fräulein Maria K., Frau H..., das sind doch alles Damen, hier ist kein Paß, der auf eine männliche Person lautet. Ich untersuchte die Papiere und fand in der Tat

nichts wie die Pässe meiner Mutter und zwei bekannter Damen, die uns begleiteten. Ein Schauder überlief mich bei dieser Entdeckung.

„Man hätte mich doch in Tauroggen nicht ohne Paß weiter reisen lassen."

„Das ist bereits so, aber Sie dürfen nicht fort."

„Was soll ich denn tun?"

„Wahrscheinlich haben Sie ihn in der Wachtstube vergessen; ich lasse die Pferde anspannen und Sie fahren selbst hin, um ihn zu holen. Ihre Angehörigen können sich unterdessen bei uns ein wenig wärmen. — He! Kerl! laß er mal den Braunen anspannen."

Ich kann mich dieses dummen Vorfalls nicht erinnern, ohne zu lachen, weil ich durch ihn ganz aus der Fassung kam. Der Verlust dieses Passes, von dem ich viele Jahre lang geträumt und um den ich mich mehr als zwei Jahre bemüht hatte, im selben Augenblick, wo ich die Grenze passierte, machte mich stutzig. Ich war überzeugt, daß ich ihn in die Tasche gesteckt hatte; ich hatte ihn also irgendwo fallen lassen, wo konnte ich ihn jetzt suchen? Er war irgendwo im Schnee verweht, . . . ich konnte jetzt um einen neuen bitten, nach Riga schreiben, vielleicht selbst wieder nach Rußland reisen; das hätte Verwickelungen gegeben, man hätte berichtet, daß ich im Januar ins Bad reise. Mit einem Wort, ich hatte das Gefühl, daß ich schon wieder in Petersburg sei; die Schatten Kokoschkins, Sachtynskis, Dubbelts und Nikolaus' I. stiegen vor mir auf. Das war eine schöne Reise! Es war also nichts mit Paris, mit der Preßfreiheit, den Parlamenten und Theatern . . . Ich würde die Ministerialbeamten, die Polizeikommissare und die übrigen Aufseher und Schutzleute mit den zwei blauen Knöpfen auf dem Rücken, mit denen sie nach hinten schauen, wiedersehen . . ., zuerst würde ich dem kleinen krummen Soldaten mit dem schweren Dreimaster, auf dem eine geheimnisvolle 4 stand, und dem erfrorenen Kosakenpferd wieder begegnen . . . Wenn ich doch wenigstens noch die Amme in „Tawrog", wie sie es nannte, treffen könnte!

Unterdessen war das große, melancholische und dürre Post-

pferd angespannt. Der winzige Schlitten stand vor der Tür. Ich nahm neben einem Postillon in einer Militäruniform und hohen Wasserstiefeln Platz. Der Postillon knallte klassisch mit seiner klassischen Peitsche, als der gelehrte Sergeant plötzlich in Unterhosen ins Vorhaus gelaufen kam und uns zurief: „Halt! Halt! Da ist der vermaledeite Paß!“ und er hielt ihn aufgerollt in seinen Händen.

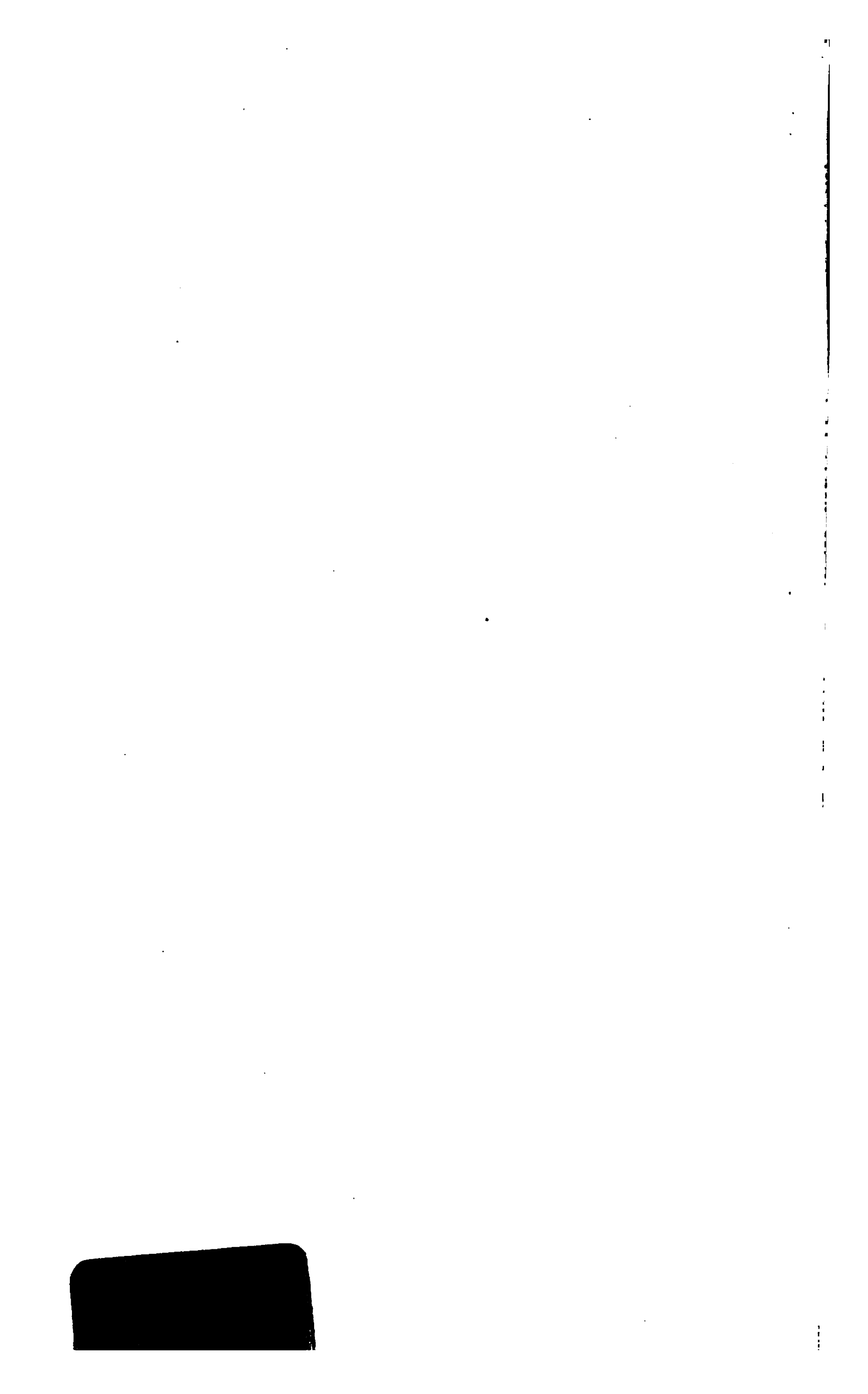
Ein krampfhaftes Lachen überwältigte mich.

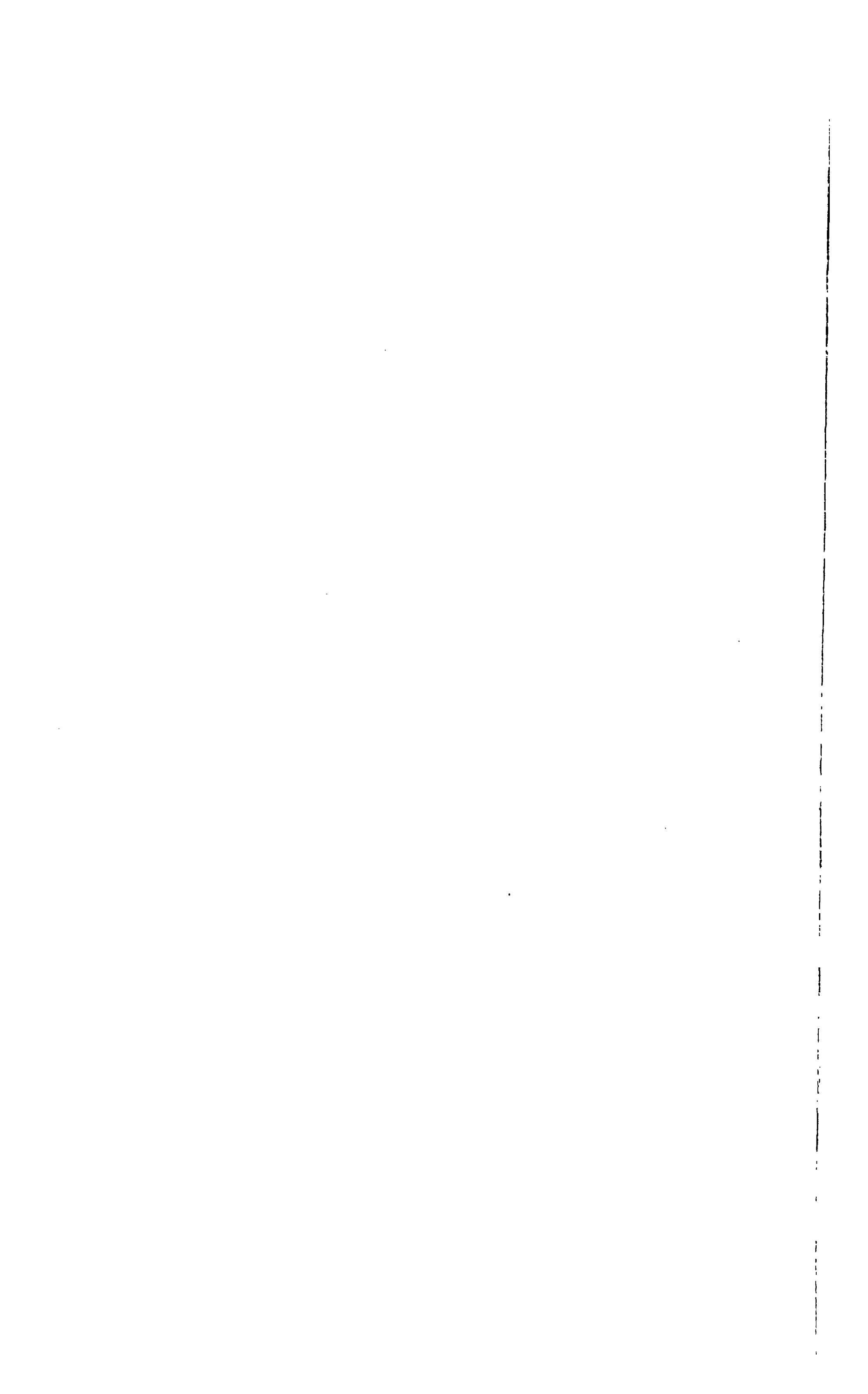
„Was machen Sie mit mir? Wo haben Sie ihn gefunden?“

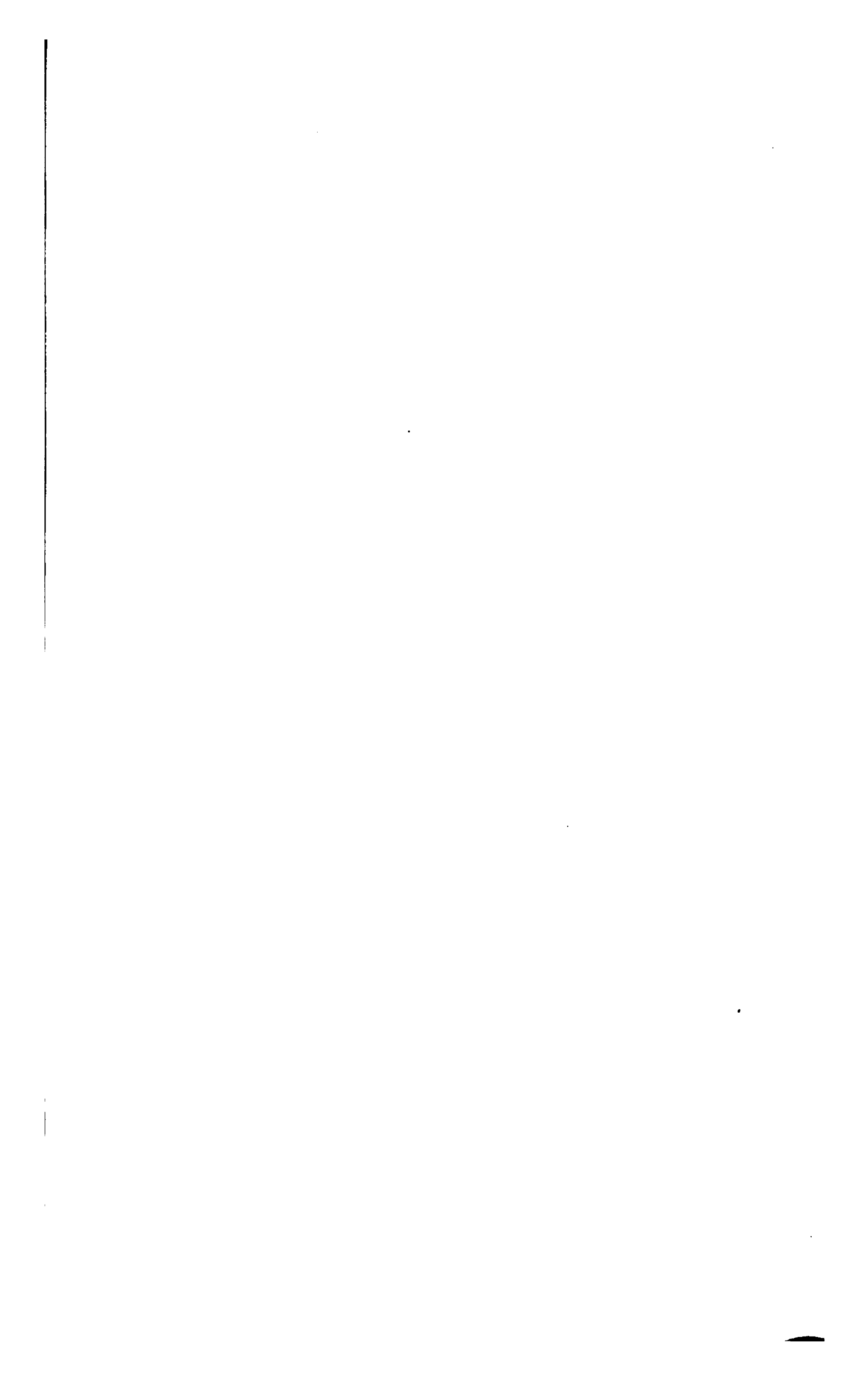
„Ich bitte Sie,“ sagte er, „der russische Sergeant hat einen Paß in den anderen gelegt, wer hätte ihn da gesucht, ich kam nicht drauf, das Blatt umzuwenden . . .“

Und doch hatte er ihn dreimal gelesen: „Es ergehet deshalb an alle hohen Mächte und an alle und jede, welchen Standes und welcher Würde sie auch sein mögen . . .“

Ich kam müde von der Reise, von den Sorgen und manchen anderen Dingen in Königsberg an. Nachdem ich mich in dem weichen Bett, in dem man wie in einen Abgrund versank, ausgeschlafen hatte, ging ich schon früh am Morgen aus, um mir die Stadt anzusehen. Es war ein warmer Wintertag; der Wirt des Gasthauses schlug uns vor, eine Schlittenpartie zu machen; die Pferde hatten Glöckchen um den Hals und große Straußenfedern auf dem Kopfe . . . Wir waren sehr lustig, ein schwerer Stein war uns vom Herzen gefallen, das schreckliche Angstgefühl und der quälende Argwohn war verschwunden. In dem Fenster einer Buchhandlung lagen Karikaturen auf Nikolaus I. aus, und ich beeilte mich sofort, mir einen ganzen Vorrat davon zu kaufen. Abends ging ich in das kleine, schmutzige und schlechte Theater, aber ich kehrte auch von dort sehr erregt zurück . . ., nicht durch das Spiel der Schauspieler, sondern durch das Publikum, das zum größten Teil aus Arbeitern und jungen Leuten bestand. In den Zwischenpausen sprach alles laut und frei durcheinander, die Leute setzten die Hüte auf, eine Sitte, die eine große Bedeutung hat, ebenso wie das Recht, sich den Bart nicht rasieren zu lassen usw. Diese Ungeniertheit, diese größere Klarheit und Lebhaftigkeit frappiert den







der Peterskirche und endlich die überwältigende Nachricht vom 24. Februar, — das alles habe ich in meinen „Briefen aus Frankreich und Italien“ schon erzählt. Ich könnte heute die halbverwischten und durch andere Ereignisse verdrängten Vorgänge doch nicht mit der Lebhaftigkeit des ersten Eindruckes reproduzieren. Diese Briefe bilden eine notwendige Ergänzung zu meinen Memoiren; denn was sind Briefe anders als kurze Tagebuchnotizen?

XXIV. Der Engländer im Pelzrock. — Der Herzog von Noailles. — Die Freiheit und ihr Denkmal zu Marseille. — Der Abbé Sibour und die Weltrepublik zu Avignon.

. . . „Morgen reisen wir nach Paris; ich verlasse Rom in der höchsten Aufregung und Bewegung. Was soll das werden? Und ist all dies etwas Festes und Dauerndes? Der Himmel ist nicht unbewölkt, zuweilen weht mich ein kalter Wind wie aus einem Grabgewölbe an und umfängt mich mit einem häßlichen Leichengeruch, mit dem Duft von etwas längst Vergangenem und Überwundenem. Der historische Wind aus dem Norden ist noch sehr stark, aber wie sollte ich Rom nicht doch dankbar sein für die fünf Monate, die ich in seinen Mauern verbracht habe! Was wir innerlich erlebt haben, das bleibt in unserer Seele verschlossen; die Reaktion wird doch nicht alles wieder hinwegblasen."

So schrieb ich Ende April 1848, während ich am Fenster eines Hauses in der Via del Corso saß und auf den „Volksplatz" hinabblickte, auf dem sich vor meinen Augen so vieles abgespielt, wo ich so vieles erlebt hatte.

Ich war verliebt in Italien, als ich es verließ. Es wurde mir sehr schwer, es zu verlassen; dort war ich nicht bloß Zeuge gewaltiger Ereignisse gewesen, ich hatte auch die ersten Menschen getroffen, zu denen mich Herz und Sympathie hinzogen, und doch reiste ich. Es wäre mir wie ein Verrat an meinen heiligsten Überzeugungen vorgekommen, wenn ich jetzt nicht in Paris gewesen wäre, wo die Republik proklamiert war. Die angeführten Zeilen lassen schon die ersten Zweifel erkennen, aber mein Glaube siegte zuletzt; mit innerer Befriedigung betrachtete ich in Civita vecchia den Stempel des mir vom Konsul ausgehändigten Reisepasses, auf dem die drohenden Worte prangten: „République Française". In diesem Augenblicke überlegte ich es mir gar nicht, daß Frankreich schon darum keine Republik sein konnte, weil es noch französische Pässe gab.

Wir reisten auf einem Postdampfer ab. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich und wie gewöhnlich sehr bunt zusammengewürfelt. Es waren Reisende aus Alexandrien, Smyrna,

Malta usw. darunter. Bei Livorno erhob sich ein gewaltiger Frühlingswind: er trieb den Dampfer mit einer unglaublichen Geschwindigkeit vorwärts. Die Wellen gingen hoch und das Boot schaukelte stark; nach zwei oder drei Stunden war das Verdeck mit kranken Damen überfüllt. Allmählich legten sich auch die Herren nieder, bis auf einen grauen alten Herrn, einen Franzosen, einen Engländer in einem kurzen Pelzrock und einer Pelzmütze aus Kanada, und mich. Die Kajüten steckten auch voll kranker Menschen, die Luft in ihnen war so heiß und dumpf, daß sie allein genügt hätte, einen krank zu machen; wir drei saßen nachts in der Mitte des Decks auf unseren Koffern und deckten uns mit unseren Mänteln zu, während der Wind heulte und die Wogen mächtig rauschten und oftmals über dem Vorderteil des Schiffes zusammenschlugen. Den Engländer kannte ich schon; ich war im vorigen Jahre mit ihm zusammen auf demselben Schiff von Genua nach Civita vecchia gefahren. Einmal traf es sich, daß wir zwei allein zum Mittagessen kamen. Er sprach die ganze Zeit über kein Wort, und erst beim Dessert taute er auf: unter dem Einfluß des Marsala, und weil er wohl sah, daß ich meinerseits wenig Neigung hatte, das Gespräch zu beginnen. Schließlich bot er mir eine Zigarre an und sagte, er hätte sich die Zigarren selbst aus Havanna mitgebracht. Die Unterhaltung wurde lebhafter: er war in Südamerika, in Kalifornien usw. gewesen und erzählte, daß er sich schon mehrmals vorgenommen habe, Petersburg und Moskau zu besuchen, aber er wolle nicht eher dorthin reisen, als bis eine ordentliche, d. h. eine *direkte* Verbindung zwischen London und Petersburg eingerichtet sei.

„Fahren Sie nach Rom?" fragte ich ihn, als wir uns Civita vecchia näherten.

„Ich weiß noch nicht," antwortete er.

Ich schwieg, weil ich glaubte, daß er meine Frage für unbescheiden hielt, aber er fügte sogleich hinzu:

„Das wird davon abhängen, ob mir das Klima in Civita zusagen wird."

„Und Sie bleiben hier?"

„Ja. Der Dampfer geht morgen weiter."

Damals kannte ich die Engländer noch sehr wenig und konnte daher kaum das Lachen verbeißen. Dies gelang mir noch weniger, als ich ihn am anderen Tage in demselben Pelzrock, mit einem Portefeuille unterm Arm, einem Fernrohr und einer Reisetasche in der Hand, in Begleitung seines Dieners, der einen Koffer und allerhand andere Gepäckstücke auf dem Rücken trug, auf der Straße begegnete.

„Ich gehe nach Neapel," sagte er im Vorübergehen.

„Gefällt Ihnen das Klima nicht?"

„Nein, es ist scheußlich!"

Ich muß hier einfügen, daß er bei unserer ersten Reise in einer Koje schlief, die sich unmittelbar über der meinigen befand. Während der Nacht hätte er mich beinahe dreimal umgebracht, teils mit seiner Angst, teils mit seinen Beinen; in der Kajüte war es schrecklich heiß; er stand mehrere Male auf, um Kognak mit Wasser zu trinken, und trat jedesmal beim Hinauf- und Hinuntersteigen auf mich. Er war immer sehr erschrocken und schrie laut auf. „Oh — pardon — j'avais soif." „Pas de mal."

Wir begrüßten uns diesmal wie alte Freunde; er lobte mich sehr, weil ich nicht seekrank war, und bot mir seine Havannazigarren an. Natürlich kamen wir nach einigen Minuten auf die Februarrevolution zu sprechen. Der Engländer betrachtete die Revolution in Europa selbstverständlich wie ein interessantes Schauspiel, sie war für ihn nur die Quelle neuer und interessanter Eindrücke und Empfindungen. Er erzählte mir auch von der Revolution in der Neu-Columbischen Republik.

Der Franzose nahm einen ganz anderen Anteil an diesen Ereignissen; nach fünf Minuten unterhielt ich mich schon sehr lebhaft mit ihm, wir gerieten in Streit, er gab ausweichende und kluge Antworten und machte mir nicht das geringste Zugeständnis, obwohl er immer sehr höflich blieb. Ich verteidigte die Republik und die Revolution. Der alte Herr trat, ohne sie geradezu zu schmähen, für die alten, historischen Formen, als das einzig Feste, Dauerhafte und Volkstümliche, ein und meinte, sie allein seien mit einem gesunden Fortschritt und einer gewissen, unentbehrlichen Seßhaftigkeit vereinbar.

„Sie können sich gar nicht vorstellen," sagte ich scherzend, „wie Sie mir gerade damit, was Sie verschweigen, eine ungewöhnliche Freude bereiten. Ich habe etwa 15 Jahre lang ebenso von der Monarchie gesprochen, wie Sie von der Republik. Wir haben unsere Rollen vertauscht, ich verteidige die Republik und bin damit zu einem Konservativen geworden, dagegen sind Sie als Verteidiger der legitimistischen Monarchie ein — perturbateur de l'ordre politique."

Der alte Herr und der Engländer fingen an zu lachen. Jetzt näherte sich uns noch ein magerer, hoher Herr, dessen Nase Charivari und Philipeau unsterblich gemacht haben; es war der Graf d'Argout. (Charivari sagte, seine Tochter wolle nur aus dem Grunde nicht heiraten, um sich nicht Frau von Soundso, geborene d'Argout unterschreiben zu müssen.) Er nahm an unserem Gespräch teil und behandelte den alten Herrn mit großer Achtung, während er mich mit Staunen und beinahe mit Widerwillen betrachtete; als ich das merkte, gab ich meinen Worten eine Nuance, die noch um einige Grade röter war.

„Das ist höchst merkwürdig," sagte der alte Herr zu mir, „Sie sind nicht der erste Russe, der so denkt, wenigstens unter denen, die mir bisher begegnet sind. Ihr Russen seid entweder absolute Zarenknechte oder — passez moi le mot — Anarchisten. Und daraus geht hervor, daß Ihr noch lange nicht frei sein werdet." In dieser Weise ging unsere Unterhaltung weiter.

Als wir uns Marseille näherten und sich alle besorgt nach ihrem Gepäck umsahen, näherte ich mich dem alten Herrn, gab ihm meine Visitenkarte und sagte zu ihm, ich hoffe, daß unsere Diskussion während des hohen Wellenganges keinen bitteren Nachgeschmack bei ihm hinterlassen habe. Der Alte verabschiedete sich sehr liebenswürdig von mir, machte noch ein paar Witze über die Republikaner, die ich jetzt näher kennen lernen würde, und reichte mir gleichfalls seine Visitenkarte. Es war der Herzog von Noailles, ein naher Verwandter der Bourbonen und einer der nächsten Ratgeber Heinrichs V.

Diesen an sich höchst uninteressanten Vorfall habe ich bloß zu Nutz und Frommen unserer Herzöge der drei ersten

Klassen erzählt. Wäre irgend ein Senator oder ein geheimer Rat an der Stelle des Herzogs von Noailles gewesen, er hätte meine Worte einfach als eine Dreistigkeit und ein Vergehen im Dienste genommen und den Schiffskapitän holen lassen.

Ein russischer Minister (Viktor Panin) setzte sich, als er einmal mit seiner Familie eine Seereise machte, auf dem Schiff in seinen Wagen, um nicht mit den gewöhnlichen Sterblichen unter den Passagieren in Berührung zu kommen. Kann man sich etwas Komischeres denken, als diese Fahrt in einem unbespannten Wagen mitten auf hoher See, und noch dazu bei einem Mann von so gewaltigem Wuchs.

Der Hochmut unserer hohen Würdenträger ist gar nicht die Folge einer aristokratischen Anschauung. Das Junkertum stirbt bei uns aus. Das ist das Gefühl gepuderter Livreediener, die in vornehmeren Häusern dienen. Diese Menschensorte ist einerseits höchst niederträchtig und andererseits sehr frech. Der Aristokrat ist eine Persönlichkeit, aber unsere treuen und ergebenen Diener des Thrones sind nichts weniger als Persönlichkeiten. Sie erinnern an die Medaillen Pauls I. mit der Inschrift: „Nicht uns, Herr, nichts uns, sondern Deinem Namen.“ Dazu führt unser ganzes Erziehungssystem: Der Soldat glaubt, er dürfe nur darum keine Stockprügel erhalten, weil er das Annenkreuz um den Hals trägt, der Stationsvorsteher kennt kein anderes Mittel, um die Ohrfeige des Reisenden abzuwehren, als die Berufung auf seinen Offiziersrang; der beleidigte Beamte zeigt auf den Stanislaus- oder Wladimirorden: „Nicht durch sich selbst, nicht durch sich selbst, sondern durch seinen Rang und Titel!“

Als ich in Marseille das Schiff verließ, begegnete ich einer großen Prozession der Nationalgarde, die die Statue der Freiheit feierlich ins Hôtel de Ville geleitete. Diese Statue stellte eine Frau mit langen Locken und einer phrygischen Mütze dar. Tausende von bewaffneten Bürgern folgten dem Zuge mit begeisterten Rufen: „Vive la république!“, unter ihnen befanden sich viele Arbeiter in Arbeitskitteln, die nach dem 24. Februar in die Nationalgarde eingetreten waren. Natürlich schloß auch ich mich dem Zuge an. Als die Prozession sich dem Hôtel de

Ville näherte, traten ein General, der Maire und der Kommissar der provisorischen Regierung, Démosthène Olivier, auf die Veranda. Démosthène hatte, wie man nach seinem Namen erwarten durfte, eine Rede vorbereitet. Man bildete einen großen Kreis um ihn: das Volk drängte natürlich nach vorne, die Nationalgarde trieb es zurück, aber das Volk wollte nicht gehorchen; das ärgerte die bewaffneten Blusenträger, sie senkten die Gewehre, drehten sich um und stießen mit dem Kolben auf die Fußspitzen der in der vordersten Reihe Stehenden. Die Bürger der „einen und unteilbaren Republik" wichen zurück.

Das wunderte mich um so mehr, als ich noch ganz unter dem Eindruck der italienischen und besonders der römischen Sitten stand, wo das stolze Gefühl der persönlichen Würde und der physischen Unantastbarkeit in jedem Menschen, nicht bloß im facchino oder im Postillon, sondern auch im Bettler, der die Hand nach einem Almosen ausstreckt, aufs höchste entwickelt ist. In der Romagna wären als Antwort auf diese Herausforderung wohl zwanzig Messer aus der Scheide gesprungen. Die Franzosen wichen zurück. Vielleicht hatten sie Hühneraugen?

Dieser Vorfall verstimmte mich. Als ich ins Hotel kam, las ich die Geschichte von Rouen in den Zeitungen. Was bedeutete dies? Sollte der Herzog von Noailles recht behalten?

Aber wenn ein Mensch glauben will, ist es schwer, seinen Glauben auszurotten. Noch bevor ich Avignon erreichte, hatte ich die Kolben von Marseille und die Bajonette von Rouen vergessen.

Ein beleibter stattlicher Abbé stieg zu uns in den Wagen. Er war noch nicht alt und hatte sehr angenehme Züge. Zuerst machte er anstandshalber sein Gebetbuch auf, steckte es jedoch, um nicht einzuschlafen, bald wieder in die Tasche und knüpfte in liebenswürdigem Plaudertone und in der klassischen Sprache von Port Royal und der Sorbonne eine Unterhaltung an, die er mit Zitaten und feinen Witzen würzte.

Tatsächlich! Nur die Franzosen verstehen es, zu plaudern. Die Deutschen machen Liebeserklärungen, vertrauen einander Geheimnisse an, dozieren oder schimpfen. In England liebt

man die großen Gesellschaften, weil man hier gar nicht dazu kommt, sich zu unterhalten. Dazu sind viel zu viel Menschen anwesend, man stößt und drängt sich, und keiner kennt den anderen; kommt aber eine kleine Gesellschaft zusammen, so gibt es gleich schlechte Musik, Sänger, welche falsch singen, langweilige Spiele, oder der Hausherr und die Gäste sitzen gelangweilt da und quälen sich ab, ein Gespräch in Fluß zu bringen, wobei sie immerfort ins Stocken kommen, schnaufen und schwitzen, wie arme Pferde, die eine schwer beladene Barke unter unsäglichen Anstrengungen den Fluß hinaufziehen.

Ich versuchte den Abbé mit der Republik zu necken, aber es wollte mir nicht glücken. Er war ganz zufrieden mit einer gemäßigten Freiheit ohne Extravaganzen und besonders ohne Blutvergießen und Kriege. Er hielt Lamartine für einen großen Mann, für eine Art Perikles.

Und „Sappho" fuhr ich fort, ohne mich mit ihm in einen Streit einzulassen, dankbar, daß er kein Wort über die Religion fallen ließ. Während wir so plauderten, war es 11 Uhr geworden, und wir machten in Avignon Halt.

„Erlauben Sie mir," sagte ich zum Abbé, „erlauben Sie mir einen seltsamen Toast auszubringen," und ich schenkte ihm ein Glas Wein ein. „Auf die Republik! et pour les hommes de l'église, qui sont républicains." Der Abbé erhob sich, machte ein paar ciceronische Redensarten und schloß mit den Worten: „A la république future en Russie!" — „A la république universelle!" riefen der Postschaffner und noch drei andere Herren, die am Tische saßen. Wir stießen alle an.

Ein katholischer Pfaffe, zwei oder drei Handlungsgehilfen, ein Schaffner und ein Russe. Wenn das nicht die Weltrepublik ist!

Dieser Abend war sehr schön und lustig.

„Wohin reisen Sie?" fragte ich den Abbé, als wir den Wagen von neuem bestiegen; zugleich bat ich um seinen Segen für die Zigarre, die ich mir ansteckte.

„Nach Paris," antwortete er; „ich bin in die Nationalversammlung gewählt und werde mich sehr freuen, Sie bei mir

zu begrüßen. Hier ist meine Adresse." Es war der Abbé Sibour, eine Art Doyen, der Bruder des Erzbischofs von Paris.

Nach drei Wochen brach der 15. Mai an, dieses drohende Retournelle, dem die schrecklichen Junitage folgten. Aber dies alles gehört nicht in meine Biographie, sondern in die Biographie des Menschengeschlechts.

Über diese Tage habe ich schon oft und viel geschrieben!

Ich könnte hier schließen, wie der alte Kapitän im alten Liede:

> Te souviens tu?... mais ici je m'arrête,
> Ici finit tout noble souvenir.

Und doch beginnt mit diesen verfluchten Tagen der letzte Teil meines Lebens.

Arabesken aus dem Westen.

Erstes Heft.

I. Ein Traum.

Denkt ihr noch an jenen herrlichen, sonnigklaren Wintertag, liebe Freunde, als sechs oder sieben Dreigespanne uns bis Tschernaja Grasj begleiteten, wo unsere Gläser zum letztenmal zusammenklangen, und wo wir weinend Abschied nahmen?

Es war schon spät am Abend, unsere Schlitten knirschten über den Schnee, ihr saht uns traurig nach und ahntet nicht, daß dies ein Begräbnis, eine Trennung für ewig war. Ihr waret alle anwesend, nur einer fehlte, er, der uns der Nächste war. Er allein blieb fern, und es war, als ob er sich die Hände wüsche und sagen wollte, er sei unschuldig an meiner Abreise.

Das war am 21. Januar 1847.

Seit jenem Tage sind sieben Jahre verflossen, und was für sieben Jahre! Darunter das Jahr 1848 und 1852!

Was hat sich nicht alles in dieser Zeit ereignet, und dennoch brach alles zusammen! Das Allgemeine und das, was mein eigenstes Eigentum ausmachte. Die europäische Revolution und der häusliche Herd, die Freiheit der Welt und mein persönliches Glück!

Kein Stein auf dem anderen vom früheren Leben. Damals stand ich in der Blüte meiner Entwicklung. Das vergangene Leben war mir das schönste Unterpfand der Zukunft. Mutig verließ ich euch mit verfrühtem Selbstvertrauen und dem stolzen Glauben ans Leben. Ich riß mich stürmisch los von jenem kleinen Kreis verwandter Menschen, die sich eng ineinander gelebt hatten, so stark miteinander verwachsen und durch eine große Liebe und ein gemeinsames Leid zusammengekittet waren. Mich lockte die Ferne, der breite Strom des Lebens, der offene Kampf und die freie Rede; ich sehnte mich nach einer unbegrenzten Arena, ich wollte meine Kräfte in der Freiheit erproben . . .

Jetzt erwarte ich nichts mehr vom Leben; nach alledem was ich gesehen und erlebt habe, kann ich mich über nichts mehr wundern, kann mich nichts im Innersten erfreuen. Das Staunen und die Freude sind gebändigt durch die Erinnerung an das Vergangene und die Furcht vor der Zukunft. Mir ist alles gleichgültig geworden, und ich sehne mich ebensowenig nach einem frühem Tode wie nach einem langen Leben. Mag das Ende ebenso zufällig und sinnlos über mich hereinbrechen wie der Anfang.

Und doch ward mir alles zuteil, wonach ich suchte, sogar die Anerkennung der alten, selbstzufriedenen Welt! Aber mir blieb auch nichts erspart, weder der Verlust meines Glaubens und aller Güter dieses Lebens, weder Verrat noch arglistige Schläge aus dem Hinterhalt, noch eine Verderbnis der Sitten, von der man sich keinen Begriff machen kann.

Es wird mir sehr schwer, diesen Teil meiner Erzählung zu beginnen; ich habe die drei vorhergehenden Teile geschrieben, um diesem zu entfliehen; aber endlich stehe ich vor ihm, Angesicht zu Angesicht. Darum fort mit dieser Schwäche! Wer die Kraft hatte, zu erleben, was ich erlebt habe, muß auch den Mut haben, es nicht zu vergessen.

Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1848 habe ich nichts zu erzählen, außer von qualvollen Prüfungen, unvergoltenen Kränkungen und unverdienten Schicksalsschlägen. In meinem Gedächtnis leben nur traurige Bilder, eigene und fremde Fehler

fort: die Fehler von Personen und ganzen Völkern. Wo es einen Ausweg, eine Rettung zu geben schien, da kam der Tod und kreuzte den Weg. ...

Mit den letzten Tagen unseres Aufenthalts in Rom schließt der freundliche Teil meiner Erinnerungen ab, die mit dem Erwachen des Denkens im Kinde und der Verlobung des Jünglings auf den Sperlingsbergen beginnen.

Das Paris des Jahres 1847 erschreckte mich, schon begann ich meine Augen zu öffnen, aber die Ereignisse, die sich in meiner Nähe abspielten, rissen mich mit sich fort. Ganz Italien fing unter meinen Augen an zu erwachen! Ich sah den zahm gewordenen König von Italien, den Papst, der um die Volksgunst bettelte, — der Wirbel, der alles emportrug, trieb auch mich mit sich fort. Ganz Europa nahm sein Bett und wandelte in einem Anfall von Somnambulismus, den wir für ein Erwachen nahmen. Als ich wieder zu mir kam, war alles verschwunden. La Sonnambula war, aufgestört durch den Schrei der Polizei, vom Dache gefallen. Die Freunde waren in der Welt zerstreut oder schlugen wie rasend aufeinander los ... Ich war allein, ganz allein zwischen Wiegen und Särgen, — ein Wächter, Beschützer und Rächer, und konnte doch nichts erreichen, weil ich mehr leisten wollte als die anderen.

Heute sitze ich in London, wohin mich der Zufall verschlagen hat, — ich bleibe hier und warte, weil ich nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll. Ein fremder Volksstamm jagt und drängt sich um mich her, umfangen von dem schweren Atem des Ozeans. Eine Welt, die wie im Chaos zergeht und sich im Nebel verliert, umgibt mich; ihre Konturen zerfließen im Dunst, in dem selbst das Feuer nur fahle Flecken hinterläßt.

... Ach! jenes Land, das ein dunkelblaues Meer umspült und ein tiefblauer Himmel überwölbt ... dies Land allein liegt wie ein heller Streifen jenseits des Kirchhofs.

O mein Rom, wie lieb' ich es, zu deinem Truge zurückzukehren; wie gerne verweile ich bei jedem Tage, den ich trunken in deinen Mauern verlebte!

... Die Nacht ist dunkel. Auf dem Corso drängen sich dichte Haufen von Menschen. Hie und da sieht man Fackeln auf-

leuchten. In Paris ist schon seit einem Monat die Republik proklamiert. Die Nachricht kam aus Mailand. — Dort kämpfen die Menschen, das Volk will den Krieg, man spricht davon, daß Karl Albert mit seinem Heere anrückt. Das Murren des unzufriedenen Volkes gleicht dem rhythmischen Gebrüll der Wellen, die geräuschvoll heranrollen, ausruhen und zurückfließen.

Die Massen ordnen sich in Reih und Glied; sie marschieren zum piemontesischen Gesandten. Sie wollen wissen, ob der Krieg erklärt ist.

„Tretet an! Kommt mit uns," rufen hundert Stimmen.

„Wir sind Fremde!"

„Um so besser! Santo dio! Ihr seid unsere Gäste."

Und wir ziehen mit.

Die Gäste und die Damen gehen voran. Voran le donne forestiere!

Die Menge teilt sich unter leidenschaftlichen Beifallsrufen. Cicerovacchio und ein junger Römer, ein Volksdichter, kämpfen sich mit der Fahne hindurch, der Tribun drückt den Damen die Hände und tritt mit ihnen an die Spitze von zwölftausend Menschen, und die ganze Kolonne setzt sich in jener mächtigen und wunderbaren Ordnung in Bewegung, wie man sie nur beim römischen Volke findet.

Die, welche den Vortritt hatten, betraten den Palazzo, nach einigen Minuten wurden die Saaltüren nach dem Balkon hin geöffnet. Der Gesandte erschien, um das Volk zu beruhigen und die Nachricht vom Kriege zu bestätigen; seine Worte wurden mit wütender Begeisterung aufgenommen. Cicerovacchio stand auf dem Balkon, der von Fackeln und Kandelabern hell erleuchtet war, neben ihm unter der italienischen Fahne vier junge Frauen, und ist es nicht seltsam? — alle vier waren Russinnen. Ich sehe sie noch wie heute auf der steinernen Tribüne stehen, unter ihnen das wogende tausendköpfige Volk, in dessen begeisterte Kriegsrufe und Verwünschungen gegen die Jesuiten das ‚Evviva le donne forestiere!' hineintönt.

In England wären sie und wir mit ihnen ausgepfiffen, mit

Grobheiten und vielleicht mit Steinen überschüttet worden. In Frankreich hätte man sie für bezahlte Agenten gehalten. Hier aber wurden sie von dem aristokratischen Proletarier, dem Nachkommen eines Marius und der alten Tribunen, laut und aufrichtig begrüßt. Sie nahmen uns mit auf in den europäischen Völkerkampf ... Allein mit Italien besteht das Band der Liebe oder doch einer herzlichen Erinnerung noch weiter.

Wie? sollte dies alles nur ein Rausch oder ein Fiebertraum gewesen sein? Wer weiß, — aber ich beneide die Menschen nicht, die sich diesem herrlichen Traum nicht hingaben. Freilich der Schlaf konnte nicht lange dauern; der unerbittliche Macbeth des wirklichen Lebens streckte schon seine Hand aus, um den Schlummer zu morden und ...

My dream was past — it has no further change!

II. Das Gewitter.

Am 24. Juni ging ich vom Platz Maubert nach Hause und betrat ein Café am Quai d'Orsay. Wenige Minuten darauf vernahm ich einen unartikulierten Schrei; der Ton kam immer näher und näher; ich trat ans Fenster; eine lächerliche und widerwärtige bewaffnete Bande aus der Vorstadt eilte der gefährdeten Ordnung zu Hilfe; plumpe, häßliche Menschen, halb Bauern, halb Krämer, in häßlichen Uniformen und alten Dreimastern kamen halb betrunken eiligen Schrittes, aber in ziemlicher Unordnung heranmarschiert und riefen laut: „Es lebe Louis Napoleon!"

Diesen unheilkündenden Ruf hörte ich hier zum erstenmal. Ich konnte nicht an mich halten und rief ihnen, als sie näher kamen, aus allen Kräften zu: „Es lebe die Republik!" Meine Nachbarn am Fenster zeigten mir die Faust, ein Offizier murmelte irgend eine Verwünschung in seinen Bart, und drohte mir mit seinem Degen, und lange noch hörte man sie ihren Ruf ausstoßen, der einem Manne galt, welcher gekommen war, die halbe Revolution und die halbe Republik zu erwürgen

und Frankreich zu bestrafen, welches in seinem Hochmut die anderen Völker und sein eigenes Proletariat vergessen hatte.

Am 25. oder 26. Juni ging ich mit A. gegen 8 Uhr morgens nach den Elysäischen Feldern. Die Kanonade, die wir in der Nacht gehört hatten, war verstummt, nur hin und wieder vernahm man das Knattern der Gewehre und den Schlag der Trommeln. Die Straßen waren leer; zu beiden Seiten des Bürgersteiges stand die Nationalgarde. Auf der Place de la Concorde war ein Trupp der Mobili postiert; neben ihnen standen ein paar arme Frauen mit Besen in der Hand und einige Lumpenhändler und Hausknechte aus den nahegelegenen Häusern. Ihre Gesichter waren finster, sie schienen aufs äußerste erschrocken. Ein Jüngling von siebzehn Jahren stand auf sein Gewehr gelehnt da und erzählte etwas. Wir näherten uns der Gruppe. Er und alle seine Kameraden, die ungefähr ebenso alt waren wie er, waren halb betrunken, ihre Gesichter waren vom Pulverdampf geschwärzt. Ihre Augen waren entzündet durch die schlaflosen Nächte und den Wein, den sie getrunken hatten. Einige von ihnen schliefen, indem sie ihre Knie auf den Flintenlauf stützten. „Was dann kam, das läßt sich kaum noch beschreiben.“ Er schwieg ein wenig und fuhr dann fort: „Sie haben auch tüchtig gekämpft, aber wir haben unsere Kameraden gerächt. Es läßt sich kaum sagen, wieviele gefallen sind! Ich habe allein fünfen oder sechsen mein Bajonett bis zum Flintenlauf in den Leib gebohrt. Sie werden noch daran denken!“ bemerkte er frech, offenbar weil er für einen verhärteten Bösewicht gehalten zu werden wünschte. Die Frauen waren bleich und schwiegen; ein Hausknecht rief: „Es geschieht ihnen ganz recht, den Lumpen!“ Aber diese gemeine Bemerkung fand keine Resonanz. Dies waren zu einfache Leute, als daß sie sich für die Metzelei und den unglücklichen Knaben, aus dem man einen Mörder gemacht hatte, begeistern konnten.

Wir gingen stumm und traurig zur Madeleine. Hier wurden wir von einem Kordon der Nationalgarde aufgehalten. Man durchwühlte unsere Taschen, fragte, wohin wir gehen, und ließ uns schließlich durch. Der folgende Kordon hielt einen Paß

besetzt und schickte uns zurück; wir kehrten um, als wir jedoch wieder zum ersten Kordon kamen, wurden wir angehalten. „Sie haben doch gesehen, daß wir soeben vorübergegangen sind!" „Keinen mehr durchlassen!" rief ein Offizier! „Sie machen sich wohl über uns lustig," sagte ich zu ihm. „Hier gibt es nichts zu verhandeln," rief der uniformierte Krämer. „Nehmt sie und bringt sie auf die Polizei! Den einen von ihnen kenne ich, ich habe ihn oft in Versammlungen gesehen," dabei zeigte er auf mich; „der andere ist wahrscheinlich eben solch ein Mensch. Sie sind beide keine Franzosen. Ich stehe für alles ein. Vorwärts!" Zwei bewaffnete Soldaten vorne, zwei hinten, je einer zu beiden Seiten, so wurden wir abgeführt. Der erste Mensch, dem wir begegneten, war ein Volksvertreter mit einem dummen Trichter im Knopfloch, das war Tocqueville, der über Amerika geschrieben hatte. Ich wandte mich an ihn und erzählte ihm, was vorgefallen war; hier war nicht zu spaßen; die Herren ließen die Menschen, ohne sie zu richten, ins Gefängnis oder in die Kellerlöcher der Tuilerien werfen oder erschießen. Tocqueville fragte nicht einmal, wer wir seien; er begrüßte uns sehr höflich und sagte folgende Trivialität: „Die gesetzgebende Gewalt hat kein Recht, sich in die Anordnungen der administrativen zu mischen." Kein Wunder, wenn er unter Bonaparte Minister wurde!

Die „administrative" Gewalt führte uns längs einem Boulevard nach der Chaussée d'Antin zum Polizeikommissar. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß ich weder bei der Verhaftung, noch bei der Untersuchung, noch auf dem ganzen Wege einen einzigen Polizisten bemerkt habe; das besorgte alles die Bürgergarde. Der Boulevard war ganz leer, alle Läden waren geschlossen, die Bewohner liefen an die Tür und ans Fenster, als sie unsere Schritte herannahen hörten, und fragten, was wir für Menschen seien. „Des émeutiers étrangers," antworteten unsere Begleiter, und die guten Bürger sahen uns mit Zähneknirschen nach.

Aus dem Polizeibureau wurden wir ins Hôtel des Capucines gebracht; dort befand sich das Ministerium des Auswärtigen. Augenblicklich aber tagte dort eine Polizeikommission. Wir

betraten mit unserer Eskorte ein großes Zimmer. Ein kahlköpfiger alter Herr mit einer Brille auf der Nase saß ganz in Schwarz gekleidet an einem Tische. Er fragte uns nochmals nach alledem, wonach uns der Kommissar gefragt hatte. „Wo sind Ihre Pässe?“ — „Wir nehmen sie doch nicht mit, wenn wir spazieren gehen.“ Er nahm ein Heft, blätterte lange darin, und konnte offenbar nicht finden, was er suchte. Dann fragte er den Posten: „Warum habt ihr sie verhaftet?“ — „Der Offizier hat es befohlen, er meinte, das seien verdächtige Menschen.“ — „Schön,“ sagte der Alte, „ich will die Sache schon untersuchen, ihr könnt jetzt gehen!“

Nachdem unsere Begleiter gegangen waren, bat uns der Alte, ihm den Vorgang aufzuklären. Ich erklärte ihm alles und fügte hinzu, es sei allerdings möglich, daß mich der Offizier am 15. Mai bei der Versammlung gesehen habe, zugleich erzählte ich ihm, was mir gestern passiert war: „Ich saß im Café Caumartin, als plötzlich eine große Aufregung entstand, eine Schwadron Dragoner ritt in vollem Galopp vorüber, die Nationalgarde formierte sich; ich trat mit fünf anderen Leuten, die im Café waren, ans Fenster; ein Soldat der Nationalgarde, der unten stand, schrie mich grob an: ‚Sie haben doch gehört, daß man die Fenster schließen soll!‘ Der Ton, in dem er dies sagte, gab mir ein Recht, zu glauben, daß er nicht mit mir spräche, und ich achtete nicht weiter auf seine Worte, außerdem war ich nicht allein und stand nur ganz zufällig vorne. Nun erhob der Hüter der Ordnung sein Gewehr und wollte, da sich die Szene im ersten Stock abspielte, mit dem Bajonett nach mir stechen, aber ich bemerkte es glücklicherweise noch rechtzeitig, trat zurück und sagte zu den anderen: ‚Meine Herren, Sie sind Zeugen, daß ich ihm nichts getan habe, oder ist es hier bei der Nationalgarde Sitte, mit Bajonetten nach den Fremden zu stechen?‘ ‚Mais c'est indigne, mais cela n'a pas de nom!‘ riefen meine Nachbarn. Der erschrockene Restaurateur beeilte sich, die Fenster zu schließen; ein Sergeant mit einem höchst unsympathischen Gesicht erschien und befahl dem Wirt, alle aus dem Café hinaus zu jagen; es schien mir, daß dies derselbe Herr war, der uns verhaften ließ; das Café Cau-

martin ist nämlich nur zwei Schritte von der Madeleine entfernt."

„Sie sehen, meine Herren, wie unvorsichtig es ist, in einer solchen Zeit auszugehen. Die Geister sind erregt, das Blut fließt . . ."

In diesem Moment führte ein Nationalgardist eine Magd ins Zimmer und sagte, der Offizier habe sie im selben Augenblicke verhaften lassen, wo sie einen Brief in den Kasten werfen wollte, der nach Berlin adressiert war. Der Alte nahm den Brief und ließ den Soldaten gehen.

„Sie können sich nach Hause begeben!" sagte er zu uns, „nur bitte ich Sie, eine andere Straße zu wählen und nicht an dem Kordon vorbeizugehen, wo sie verhaftet wurden. Warten Sie, ich will Ihnen einen Begleiter mitgeben, der sie bis zu den Elysäischen Feldern bringen soll, dort können Sie allein weiter gehen."

„Und Sie," wandte er sich an das Dienstmädchen, indem er ihr den Brief wiedergab, den er kaum berührt hatte, „werfen Sie Ihren Brief in einen anderen Kasten, aber in keinen, der sich in der Nähe befindet."

So verteidigte die Polizei die Menschen gegen die bewaffneten Bürger.

Pierre Leroux erzählt, er sei in der Nacht vom 26. zum 27. Juni bei Sénar gewesen, um sich bei ihm für die Gefangenen zu verwenden, die in den Kellergewölben der Tuilerien schmachteten. Sénar, ein Mann, der wegen seines äußersten Konservativismus berüchtigt war, sagte zu Pierre Leroux: „Und wer soll unterwegs für ihr Leben einstehen? Die Nationalgarde wird sie niedermachen. Wenn Sie zwei Stunden früher gekommen wären, wären Sie hier zwei Obersten begegnet. Ich konnte sie nur mit Mühe beruhigen und habe ihnen zuletzt gedroht, wenn diese Schrecken kein Ende nehmen, würde ich meinen Platz als Präsident der Kammer mit der Barrikade vertauschen."

Als ich zwei Stunden später nach Hause kam, erschien der Hausknecht mit einem unbekannten Herrn im Frack und vier Männern in Blusen, die ihren munizipalen Schnurrbart und

die Haltung von Gendarmen nur schlecht verhüllten. Der Unbekannte knöpfte seinen Frack und seine Weste auf, zeigte stolz auf seine dreifarbige Schärpe und sagte, er sei der Polizeikommissar Barlet (derselbe, der am 2. Dezember in einer Volksversammlung einen Mann beim Wickel packte, der seinerseits Rom genommen hatte, nämlich den General Oudinot). Er erklärte, er habe den Auftrag, eine Haussuchung bei mir zu veranstalten. Ich gab ihm den Schlüssel, und er machte sich ans Werk, genau wie der Polizeimeister Miller im Jahre 1834.

Meine Frau kam ins Zimmer; der Polizeikommissar entschuldigte sich, ganz so wie der Offizier, den Dubbelt damals geschickt hatte. Meine Frau sah ihm ruhig und gerade ins Gesicht und sagte zu ihm, als er seine Rede mit der Bitte beschloß, sie möge Nachsicht üben: „Es wäre grausam von mir, wenn ich mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte; Sie sind schon genug bestraft, weil Ihr Beruf Sie zu solchen Handlungen zwingt."

Der Polizeikommissar wurde rot und sagte kein Wort. Nachdem er in meinen Papieren herumgewühlt und einen ganzen Stoß beiseite gelegt hatte, ging er plötzlich zum Kamin, schnupperte herum, untersuchte die Asche wandte sich mit wichtiger Miene an mich und fragte: „Warum haben Sie diese Papiere verbrannt?"

„Ich habe keine Papiere verbrannt."

„Ich bitte Sie! Die Asche ist noch ganz warm."

„Nein, sie ist gar nicht warm."

„Monsieur, vous parlez à un magistrat?"

„Die Asche ist trotzdem kalt!" sagte ich mit lauter Stimme, und wurde rot vor Zorn.

„Also lüge ich? Wie?"

„Und welches Recht haben Sie, an meinen Worten zu zweifeln? Sie haben doch da ein paar „ehrliche Arbeiter" mitgebracht. Sie sollen die Asche untersuchen. Aber selbst wenn ich Papiere verbrannt hätte, so wäre das mein gutes Recht gewesen. Und dann! Was können Sie dagegen tun?"

„Haben Sie sonst keine Papiere?"

„Nein."

„Ich besitze noch einige höchst interessante Briefe. Kommen Sie mit mir,“ sagte meine Frau.

„Aber ich bitte Sie! Ihre Briefe . . .“

„Bitte, genieren Sie sich nicht! Sie erfüllen doch nur Ihre Pflicht. Kommen Sie!“ Der Polizeikommissar folgte ihr. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Briefe, die größtenteils aus Italien stammten, und wollte wieder gehen . . .

„Aber Sie haben gar nicht gesehen, was ich hier unten habe. Das sind Briefe aus der Conciergerie — von einem Verbrecher. Sehen Sie! Wollen Sie die nicht mitnehmen?“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau,“ antwortete der Polizeikommissar der Republik, „Sie befinden sich in einem großen Irrtum. Ich kann diese Briefe gar nicht brauchen.“

„Was wollen Sie mit den russischen Papieren machen?“

„Sie sollen übersetzt werden.“

„Sehen Sie wohl, das ist eben die Sache. Wo wollen Sie einen Übersetzer hernehmen? Wenn Sie sich an die russische Botschaft wenden, so kommt das einer Denunziation gleich, und sie richten fünf oder sechs Menschen zugrunde. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie im procès verbal erwähnen wollten, daß ich inständigst darum bitte, einen polnischen Emigranten zum Übersetzer zu nehmen.“

„Ich glaube, das wird sich machen lassen!“

„Ich danke Ihnen. Ich habe noch eine Bitte an Sie. Verstehen Sie ein wenig Italienisch?“

„Ein wenig.“

„Ich will Ihnen zwei Briefe zeigen. Das Wort Frankreich kommt darin nicht vor. Der, der sie schrieb, befindet sich in den Händen der sardinischen Polizei. Sie können aus dem Inhalt ersehen, daß es ihm sehr schlecht ergehen würde, wenn die Briefe in ihre Hände fielen.

„Mais ah! ça!“ bemerkte der Polizeikommissar, der sich seiner Menschenwürde bewußt zu werden anfing. „Sie glauben wohl, daß wir mit der Polizei aller despotischen Länder in Verbindung stehen. Was die anderen tun, geht uns nichts an. Wir müssen doch irgend welche Maßregeln ergreifen, wenn auf unseren Straßen Blut vergossen wird,

und wenn sich die Ausländer in unsere Angelegenheiten mischen."

„Sehr schön! Also Sie wollen den Brief in meinen Händen lassen?"

Der Polizeikommissar log nicht. Er verstand wirklich ein wenig Italienisch. Er las den Brief flüchtig durch, steckte ihn in die Tasche und versprach, mir ihn wiederzugeben.

Damit war sein Besuch zu Ende. Die Briefe des Italieners brachte er mir am anderen Tage wieder, aber meine Papiere verschwanden für immer. Es verging ein Monat. Ich schrieb einen Brief an Cavaignac, und fragte bei ihm an, warum mir die Polizei meine Papiere nicht zurückschicke, und nichts darüber verlauten lasse, was sie darin gefunden habe, — ein Punkt, der vielleicht sehr unwichtig für die Polizei, aber um so wichtiger für meine Ehre sei.

Das letztere hatte seinen besonderen Grund. Ein paar Freunde von mir waren für mich eingetreten, weil sie über den Besuch des Kommissars und die Beschlagnahmung meiner Papiere empört waren. „Wir wollten uns überzeugen, ob er nicht ein Agent der russischen Polizei ist," erklärte Lamoricière. Diese niederträchtige Verdächtigung hörte ich hier zum erstenmal. Für mich war sie etwas ganz Neues. Mein ganzes Leben spielte sich an der Öffentlichkeit ab, es lag so offen vor allen Menschen da, wie ein Bienenstock von Kristall; — und nun diese furchtbare Anklage. Und von wem? — Von einer republikanischen Regierung!

Eine Woche darauf wurde ich auf die Präfektur gerufen. Barlet begleitete mich. Im Kabinett von Ducou wurden wir von einem jungen Beamten empfangen, der sehr viel Ähnlichkeit mit einem unverfrorenen Bureauvorsteher hatte, wie man sie in Petersburg trifft. „General Cavaignac hat dem Präfekten den Auftrag gegeben, Ihnen Ihre Papiere ohne Untersuchung auszuhändigen," sagte er. „Die Erhebungen, die wir über Ihre Person angestellt haben, lassen eine weitere Untersuchung als überflüssig erscheinen. Es liegt nicht das Geringste gegen Sie vor. Hier ist Ihre Mappe. Wollen Sie nicht erst dieses Papier unterschreiben?"

Es war eine Bescheinigung, daß ich all meine Papiere wiedererhalten habe.

Ich hielt inne und fragte, ob ich die Papiere nicht erst durchsehen solle?

„Niemand hat sie berührt. Übrigens hier ist noch das Siegel."

„Das Siegel ist unversehrt," meinte Barlet beruhigend.

„Das ist nicht mein Siegel. Ich habe auch nichts versiegelt."

„Das ist mein Siegel. Sie hatten ja auch einen Schlüssel."

Ich wollte ihm keine Grobheit sagen und lächelte nur. Das machte beide rasend. Der Bureauvorsteher verwandelte sich plötzlich in einen Departementsvorsteher, nahm ein Messer, schnitt das Siegel auf und sagte ziemlich grob: „Bitte, sehen Sie nach, wenn Sie uns nicht glauben wollen, aber meine Zeit ist mir teuer." Er verbeugte sich stolz und ging hinaus. Der Umstand, daß sie böse wurden, überzeugte mich, daß die Papiere wirklich nicht berührt worden waren, daher warf ich nur einen flüchtigen Blick auf sie, unterschrieb die Bescheinigung und ging nach Hause.

III. Zeichen.

Zu Hause war es auch nicht schön; wir hatten zu viel gesehen, zu viel gelitten; die Stille und die Depression, die allenthalben nach der Schlacht und den Schrecken der ersten Verfolgung herrschten, ließen alles Dunkle und Trübe, das in unserer Seele keimte, zur Reife kommen,

Einen Monat später schrieb ich: Am Abend des 26. Juni hörten wir regelmäßige Gewehrsalven, die nur durch kurze Trommelschläge unterbrochen wurden. „Jetzt werden sie erschossen!" sagten wir wie aus einem Munde, und blickten vor uns hin. Ich drückte meine Stirn an die Fensterscheibe und schwieg. Um solcher Augenblicke willen kann man zehn Jahre lang hassen und sein ganzes Leben der Rache widmen. — „Wehe den Menschen, die solche Momente vergessen!"

Um dieselbe Zeit schrieb meine Frau nach Moskau: „Ich sehe meine Kinder an und weine; es ist mir schrecklich zumute, ich wage nicht mehr, zu wünschen, daß sie am Leben bleiben, vielleicht erwartet auch sie ein ähnliches Schicksal.“ Wieviel mußte eine Mutter gelitten haben, damit solch ein Gedanke in ihrem Herzen Wurzel fassen und, was noch mehr sagen will, ausgesprochen und niedergeschrieben werden konnte. Diese Worte sind eine Resonanz alles dessen, was wir erlebt hatten, die letzte Spur eines verlorenen Glaubens, der durch schreckliche Erinnerungen verdrängt wurde. Sie lassen alles Furchtbare wieder auferstehen: Mit Leichnamen beladene Omnibusse, Gefangene mit gefesselten Armen und Händen, die Flüche, die ihnen nachgesandt wurden, und einen armen taubstummen Knaben, der wenige Schritte von unserem Haustor erschossen wurde, weil er den Warnungsruf: Passez au large! nicht gehört hatte.

Die Reaktion triumphierte; durch die blaßblaue Republik hindurch wurden schon die Prätendenten sichtbar; die Nationalgarde machte Jagd auf die Blusenträger, der Polizeipräfekt veranstaltete ein Kesseltreiben in den Wäldern und Katakomben; er suchte die sich verbergenden Flüchtlinge. Die weniger kriegerischen Menschen beschäftigten sich mit Spionage und Denunziationen.

Bis zum Herbste waren wir von unseren Freunden umgeben; wir waren traurig und machten unserem Zorn in unserer Muttersprache Luft. T.s wohnten in einem Hause mit uns, M. Th. wohnte bei uns, A. und I. T. kamen jeden Tag; aber alle blickten hinaus in die Ferne, und unser Kreis begann zu zerfallen. Das blutüberströmte Paris hielt keinen mehr in seinen Mauern fest; alle wollten abreisen, eigentlich ohne Grund, wahrscheinlich, um die Last, die sie drückte, los zu werden; um die Junitage zu vergessen, die uns noch im Blute lagen, und die wir überall mitschleppten, wohin wir auch kamen.

Warum reiste ich nicht auch ab? Ich hätte noch vieles retten können, nicht so viele Menschen, nicht mich selbst dem grausamen, erbarmungslosen Gotte zum Opfer zu bringen brauchen.

Der Tag unseres Abschieds von T.s und M. Th. war wie ein Rabenschrei in meinem Leben; ich achtete nicht auf diesen Warnungsruf, wie auf so viele andere.

Jeder Mensch, der viel gelitten hat, erinnert sich an gewisse Tage, Stunden, an eine kaum bemerkbare Punktreihe, wo der Umschwung eintrat und der Wind sich drehte. Diese Zeichen und Warnungen sind durchaus kein Zufall; sie sind Folgen, traurige Verkörperungen dessen, was reif geworden ist, um ins Leben zu treten, sind Kundgebungen davon, was im geheimen umherspukt und schon leibhaftig existiert. Wir bemerken diese psychischen Winke nicht, lachen über sie, wie über ein umgestoßenes Salzfaß oder ein ausgelöschtes Licht, weil wir uns für weit selbständiger und unabhängiger halten, als wir wirklich sind, und weil wir hochmütig glauben, unser Leben selbst lenken zu können.

Kurz vor der Abreise versammelten sich unsere Freunde und noch drei, vier von unseren nächsten Bekannten bei uns. Die Reisenden sollten um 7 Uhr morgens am Bahnhof sein; es lohnte sich nicht mehr, schlafen zu gehen; wir wollten lieber die letzten Stunden zusammen verbringen. Anfangs ging alles gut, wir waren sehr lebhaft und nervös erregt, wie das vor der Abreise gewöhnlich zu sein pflegt, aber allmählich war es uns, als ob wir von einer dunklen Wolke eingehüllt wurden. Die Unterhaltung stockte, es war uns nicht recht wohl zumute, der Wein in den Gläsern wurde schal und die gezwungenen Scherze belustigten niemand. Es begann zu dämmern. Einer von den Anwesenden bemerkte es und zog den Vorhang zurück. Unsere Gesichter nahmen im Morgenlicht eine fahlblaue Färbung an, wie die auf der römischen Orgie von Couture.

Alle waren traurig. Mir schien es, als müßte ich vor Schmerz ersticken.

Meine Frau saß auf einem kleinen Sofa. Die jüngste Tochter T.s lag vor ihr auf den Knien und versteckte ihren Kopf in ihrem Schoß. Sie nannte sie „Consuela di sua alma“. Sie liebte meine Frau leidenschaftlich und verließ sie nur ungern, um sich irgendwo in der Öde des Landlebens zu vergraben. Ihre Schwester stand betrübt neben ihr. Consuela murmelte etwas

unter Tränen, zwei Schritte von ihr saß M. Th. mit finsterer Miene und schwieg. Sie hatte sich längst daran gewöhnt, ihr Schicksal geduldig zu ertragen, sie kannte das Leben. Ihre Augen sprachen nichts als ein kaltes „Lebt wohl!", während in dem tränenfeuchten Blicke der Mädchen etwas wie eine Hoffnung auf ein Wiedersehen durchschimmerte.

Wir begleiteten sie zum Bahnhof. In dem hohen, leeren, steinernen Gebäude herrschte eine durchdringende Kälte; die Türen klapperten hin und her und es zog schrecklich. Wir ließen uns auf einer Bank in der Ecke nieder. T. ging, um das Gepäck zu besorgen. Plötzlich öffnete sich die Tür und zwei betrunkene alte Leute betraten den Saal. Ihre Kleider waren schmutzig, ihre Gesichter verzerrt und trugen den Stempel rohester Ausschweifung. Sie kamen schimpfend herein, der eine wollte den anderen schlagen; der wich zurück, holte aus und gab dem anderen aus aller Kraft einen Schlag ins Gesicht. Der betrunkene alte Mann fiel um. Sein Kopf stieß dröhnend gegen den steinernen Fußboden. Er schrie laut auf und suchte den Kopf in die Höhe zu heben. Das Blut floß ihm in Strömen über das graue Haar auf die Stirne. Die Polizisten und die Reisenden stürzten sich wie rasend auf den anderen Mann.

Obwohl wir aufgeregt, unruhig waren, und uns in einem Zustande lebhafter Spannung befanden, hatten wir uns den ganzen Abend zusammengenommen. Aber das furchtbare Echo, das in dem Riesensaal beim Aufschlagen des Schädels auf den schrecklichen Ton folgte, löste in uns allen einen hysterischen Krampf aus. Unser Haus und unser ganzer Kreis ist zu allen Zeiten rein und frei geblieben von „nervös-tragischen Szenen"; dies aber ging über meine Kraft, ein Zittern durchschauerte meinen ganzen Körper, meine Frau war einer Ohnmacht nahe. — Da läutete es. — „Schnell! es ist die höchste Zeit!" Und plötzlich standen wir allein hinter dem Gitter.

Es gibt nichts Roheres, nichts, was Menschen, welche Abschied nehmen, mehr verletzen muß, als die polizeilichen Maßregeln auf den Bahnhöfen in Frankreich. Sie stehlen den Zurückbleibenden die letzten zwei, drei Minuten ... Sie sind noch da, die Lokomotive hat noch nicht gepfiffen, der Zug geht

noch nicht ab und doch steht zwischen uns eine Scheidewand, eine Mauer, und die Hand der Polizisten; wir aber möchten gerne sehen, wie die Lieben Platz nehmen, wie der Zug sich in Bewegung setzt, wie er sich langsam entfernt, den Staub und den Rauch sehen, bis der Zug nur noch so groß ist wie ein Pünktchen, ihnen noch nachsehen, wenn nichts mehr von ihnen zu sehen ist ...

Wir fuhren stumm nach Hause. Meine Frau weinte auf der Heimfahrt leise vor sich hin; ihre Consuela tat ihr leid. Nur hin und wieder hüllte sie sich tiefer in ihren Schal ein und fragte: „Hörst du jenen Laut noch? Er tönt mir noch immer in den Ohren."

Zu Hause überredete ich sie, sich hinzulegen. Ich selbst setzte mich hin, um die Zeitungen zu lesen. Ich las das Feuilleton, das Premier Paris, das Vermischte, und sah nach der Uhr; es war noch immer nicht zwölf ... Das war ein Tag! Ich ging zu A.. Er wollte auch in den nächsten Tagen abreisen. Wir gingen zusammen spazieren. Die Straßen kamen mir noch langweiliger vor als die Lektüre. Mir war so schwer ums Herz, als hätte ich Gewissensbisse. „Kommen Sie zu uns zum Mittagessen," sagte ich, und wir gingen nach Hause. Meine Frau war ganz krank.

Der Abend verstrich dumm und sinnlos. „Es ist also beschlossene Sache?" fragte ich A. beim Abschied. „Sie reisen am Ende dieser Woche!"

„Ja!"

„Sie werden sich in Rußland nicht wohl fühlen."

„Was soll ich tun; ich muß reisen. In Petersburg bleibe ich so wie so nicht; ich gehe aufs Land. Hier ist es jetzt doch auch nicht gerade schön. Wenn Sie es nicht noch einmal bereuen, daß Sie hier geblieben sind!"

Damals hätte ich noch zurückkehren können. Die Schiffe waren noch nicht verbrannt. Rebilleau und Carlier hatten ihre Denunziationen noch nicht geschrieben. Aber im Innern war ich dennoch entschlossen. Trotzdem fielen mir A.s Worte schwer auf meine gereizten Nerven; ich antwortete: „Nein, ich habe keine Wahl, ich muß bleiben; wenn mich etwas reut,

so ist es nur eins: daß ich die Flinte nicht genommen habe, die mir der Arbeiter auf der Barrikade am Platz Maubert reichte."

In Stunden der Entmutigung und der Schwäche, wenn die Bitterkeit mir zum Halse emporstieg, wo mir mein ganzes Leben als ein großer Fehler erschien, und ich an mir selbst, an den letzten Dingen und an allem zu zweifeln begann, mußte ich immer wieder an diese Worte denken: Warum nahm ich nicht die Flinte des Arbeiters? Warum bin ich nicht auf der Barrikade gefallen? Hätte mich damals eine Kugel getroffen, ich hätte doch noch ein Stückchen Glauben mit mir ins Grab genommen.

Und wieder floß die Zeit dahin — Tag für Tag ... grau und öde ..., die Menschen tauchten auf, näherten und befreundeten sich auf einen Tag, und eilten vorüber, verschwanden, gingen zugrunde. Im Winter erschienen Emigranten aus anderen Ländern, Matrosen, die sich aus einem anderen Schiffbruch gerettet hatten; voller Selbstvertrauen und voller Hoffnung nahmen sie die Reaktion, die in ganz Europa ihr Haupt erhob, für einen vorübergehenden Wind, für einen kleinen Mißerfolg, sie warteten auf einen Morgen und dachten, daß über kurz oder lang die Reihe an sie kommen werde.

Ich ahnte es, daß sie sich irrten, aber ihr Irrtum gefiel mir, ich bemühte mich, inkonsequent zu sein, kämpfte mit mir selbst und lebte in einer gewissen unruhvollen Erregung. Diese Zeit lebt in meiner Erinnerung als ein dunstiger, rauchiger Tag; ich irrte vor Gram rastlos umher, suchte nach einer Zerstreuung in Büchern, im lauten Straßenlärm, in der häuslichen Einsamkeit, unter Menschen, aber immer fehlte mir etwas; kein Scherz konnte mich erheitern, der Wein lag mir bleiern in den Gliedern, die Musik traf schneidend mein Ohr, und jede fröhliche Unterhaltung ging in ein finsteres Schweigen über.

In meinem Innern schien alles umgestürzt und umgestoßen; eine tiefe Wunde, ein offener Widerspruch, ein Chaos klaffte auf. Ein neuer Bruch — und wieder dieselbe Leere. Die längst vollendeten Grundlagen meines sittlichen Lebens verwandelten sich von neuem in Fragezeichen und Probleme; die Tatsachen erhoben sich unbarmherzig von allen Seiten und

warfen sie um. Der Zweifel setzte seinen plumpen Fuß auf das, was mir das Teuerste war. Er durchwühlte nicht etwa die Schatzkammer der Kirche, und staubte nicht die alten Doktormäntel und Perücken aus, sondern die Feldzeichen, die Banner der Revolution, und bahnte sich den Weg von den allgemeinen Ideen zum Leben. Zwischen der theoretischen Negation und dem Zweifel, der in unser praktisches Verhalten übergreift, liegt ein Abgrund. Der Gedanke ist kühn, die Zunge ist frech; schnell spricht sie ein Wort, daß das Herz höher schlagen macht; in der Brust glimmen noch Glaube und Hoffnung, während der vorauseilende Verstand das Haupt schüttelt. Nur das Herz bleibt hinter ihm zurück, weil es liebt, und wo der Verstand schon verurteilt und tötet, da kennt es noch Milde und Vergebung.

Vielleicht sind diese Wandlungen leichter in der Jugend, wo noch alles kocht, siedet und stürmisch dahinbraust, wo wir noch so viel Zukunft haben, wo der Verlust eines Glaubens den Platz für einen anderen frei macht, oder im Alter, wo wir müde sind und wo uns alles gleichgültig wird; aber — nel mezzo del cammin di nostra vita müssen wir sie schwer erkaufen.

Wie! Ist denn dies alles nur ein dummer Spaß? Alles, was uns heilig war, was wir liebten, wonach wir strebten, dem wir opferten? Das Leben betrog uns, die Geschichte betrog uns zu ihrem eigenen Vorteil; sie braucht Wahnsinnige als Sauerteig, und sie kümmert sich nicht darum, was aus ihnen werden soll, wenn sie zu sich kommen; sie bediente sich ihrer, mögen sie doch ihr Leben in Invalidenheimen beschließen. Pfui doch! Daneben aber stehen die einfältigen Freunde, zucken die Achseln, wundern sich über euren Kleinmut und eure Ungeduld, warten auf den kommenden Tag, und verstehen in ihrer ewigen Unruhe und Sorge nichts von dem, was um sie her vorgeht; sie beschäftigt nur eins, sie lassen sich durch nichts aufhalten, marschieren immer weiter und kommen doch nicht von der Stelle... Sie verurteilen, sie trösten, sie tadeln uns; oh wie langweilig, welche Qual ist doch das!

Sie, die „Menschen des Glaubens und der Liebe", wie sie sich im Gegensatz zu uns, den Menschen „des Zweifels und der

Negation", nennen, wissen nicht, was das Unkraut mit der Wurzel der Zuversicht bedeutet. Das Leben hat sie verhätschelt, sie waren nie krank an der Wahrheit, nie haben sie ein heiliges Kleinod schmerzvoll hingeben brauchen, wie der Dichter sagt:

Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie hin.

Glückliche Toren, die niemals nüchtern werden, sie kennen den inneren Kampf nicht und leiden nur an äußeren Übeln, bösen Menschen oder Zufällen. In ihrem Innern ist alles heil und ganz, ihr Gewissen ist ruhig; sie sind zufrieden. Daher halten sie den Wurm, der am Herzen der anderen nagt, für eine Laune, für den Epikuräismus eines gesättigten Geistes, einer müssigen Ironie. Sie sehen, daß der Verwundete über sein hölzernes Bein lacht, und schließen daraus, daß die Operation gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hat. Es kommt ihnen nie in den Kopf, warum er so früh gealtert ist, wie sehr ihn sein Bein bei jedem Umschlag der Witterung oder bei dem kleinsten Windhauche schmerzt.

Mein logisches Bekenntnis, die Geschichte eines Leidens, in dem mein verwundetes Denken sich einen Weg suchte, ist in der Artikelserie niedergelegt, welche den Titel „Vom andern Ufer" trägt. Hier verfolgte ich die letzten Götzen in mir bis in ihre Schlupfwinkel, und nahm eine ironische Rache an ihnen für den Schmerz und Trug, der von ihnen herrührte. Ich spottete nicht über meine Nächsten, sondern über mich selbst, und glaubte, neu entflammt, schon frei zu sein, hier aber stockte ich. Nachdem ich einmal den Glauben an Worte und Symbole, an die kanonisierte Menschheit und die alleinseligmachende Kirche der westeuropäischen Kultur verloren hatte, glaubte ich noch an ein paar Menschen und an mich selber.

Als ich sah, daß alles zusammenstürzte, wollte ich retten, was zu retten war, ein neues Leben beginnen, mit zwei, drei Freunden zur Seite gehen, fliehen und mich vor den Allzuvielen verstecken. So kam es, daß ich für meinen letzten Aufsatz den stolzen Titel wählte: Omnia mea mecum porto!

Das zerstörte, verdorrte, im Pfuhl der Ereignisse, im Wir-

bei der allgemeinen Interessen dahinwelkende Leben schloß sich wieder zusammen und kehrte am Ende wieder in sich selbst zurück, landete bei der Periode eines jugendlichen Lyrismus, aber ohne Jugend und ohne Glauben. Mit diesem fara da me mußte mein Kahn an einem Felsen zerschellen, — und er zerschellte wirklich. Freilich ich ward gerettet, aber nackt und ohne Habe.

IV. Das Fieber.

Im Winter 1848 wurde meine kleine Tochter krank. Sie kränkelte schon lange, dann trat ein wenig Fieber hinzu, und darauf schien alles vorüber zu sein. Rayer, ein bekannter Arzt, riet mir, mit ihr spazieren zu fahren, trotzdem es Winter war. Das Wetter war wunderschön, aber nicht sehr warm. Als wir nach Hause kamen, war sie sehr bleich und wollte ein wenig essen, aber ehe wir ihr noch eine Tasse mit Fleischbrühe gebracht hatten, schlief sie neben uns auf dem Sofa ein. Es vergingen mehrere Stunden und der Schlaf hielt noch immer an. Vogt, der Bruder des Naturforschers, der Medizin studierte, war gerade bei uns. „Sehen Sie sich das Kind einmal an," sagte er, „dies ist kein natürlicher Schlaf." Die tödliche Blässe, das blau angelaufene Gesicht des Mädchens erschreckten mich, ich legte meine Hand auf seine Stirne, die Stirne war ganz kalt. Ich lief sofort zu Rayer, traf ihn zum Glück noch zu Hause und nahm ihn gleich mit. Das Kind war noch nicht wieder erwacht. Rayer hob es auf, schüttelte es stark und ließ mich laut seinen Namen rufen . . . Das Mädchen öffnete die Augen, sagte zwei, drei Worte und verfiel sogleich wieder in denselben schweren, bleiernen Schlaf. Sie atmete kaum noch. In diesem Zustand blieb sie fast ohne Unterbrechung mehrere Tage, ohne Speise und Trank. Die Lippen wurden schwarz, die Nägel liefen blau an, am Körper zeigten sich schwarze Flecken. Dies war ein typhöses Fieber. Rayer tat fast gar nichts, wartete ab, achtete auf den Verlauf der Krankheit und machte mir nicht viel Hoffnung.

Das Aussehen des Kindes war schrecklich. Ich wartete jede

Stunde auf seinen Tod. Meine Frau saß Tag und Nacht bleich und stumm an dem kleinen Bett. Ihre Augen hatten jenen Schimmer angenommen, der immer ein Zeichen von Abspannung, Müdigkeit und übermäßiger Anstrengung der Nerven ist. In einer Nacht, gegen zwei Uhr, kam es mir einmal so vor, als ob Tata nicht mehr atme; ich betrachtete sie und suchte meinen Schreck zu verbergen, aber meine Frau erriet meine Gedanken. „Mir wird schwindlig," sagte sie, „gib mir zu trinken." Als ich ihr das Glas reichen wollte, war sie ohnmächtig geworden. J. T., der gekommen war, um diese traurigen Stunden mit uns zu verbringen, lief in die Apotheke, um Ammoniak zu holen; ich stand unbeweglich da zwischen zwei leblosen Körpern, sah sie an und konnte nicht helfen. Unsere Magd rieb meiner Frau die Hände und benetzte ihr die Schläfe. Nach einigen Minuten kam sie wieder zu sich. „Was ist geschehen?" fragte sie. — „Es scheint, daß Tata die Augen geöffnet hat," sagte unsere liebe, gute Luise. Ich sah sie an, und es kam mir so vor, als ob sie erwachte; ich rief sie leise bei ihrem Namen; sie öffnete die Augen, — ein Lächeln umspielte ihre dunklen, trockenen, gesprungenen Lippen. Von da ab begann die Genesung.

Es gibt Gifte, die das Leben eines Menschen schneller und unter größeren Qualen zerstören, als Kinderkrankheiten; ich habe sie kennen gelernt, aber es gibt nichts Schrecklicheres, als jenes stumpfe Gift, das uns durch Erschöpfung zugrunde richtet, uns ganz im stillen schwächt, und uns die qualvolle Rolle eines untätigen Zuschauers auferlegt.

Wer je ein Kind auf seinen Armen trug und fühlte, wie es kalt und schwer wie ein Stein wurde, wer je den letzten Seufzer vernommen hat, mit dem der kranke Körper um Gnade, um Rettung, um sein Leben fleht; wer je auf seinem Tisch einen hübschen, mit rosafarbenem Atlas beschlagenen Sarg und ein weißes Spitzenkleidchen, das so scharf von dem gelben Gesichtchen abstach, gesehen hat, dem wird bei jeder Krankheit eines Kindes der Gedanke kommen: Warum sollte es nicht noch einen zweiten Sarg hier auf dem Tische geben.

Das Unglück ist die schlechteste Schule! Natürlich ist ein

Mensch, der viel gelitten hat, weit abgehärteter, aber das rührt daher, daß seine Seele geknickt und geschwächt ist. Der Mensch nutzt sich ab und wird furchtsamer durch das Leiden. Er verliert die Zuversicht und den Glauben an den kommenden Tag, ohne die man nicht handeln kann; er wird gleichgültiger, weil er sich an die schrecklichen Gedanken gewöhnt, und endlich hat er eine egoistische Furcht vor dem Unglück, d. h., er fürchtet sich vor den peinigenden Schmerzen, vor jenen Herzbeklemmungen, deren Spuren sich nie verwischen lassen und nicht zergehen wie Wolken.

Beim Stöhnen eines kranken Kindes beschleicht mich ein inneres Entsetzen, durchdringt mich ein kalter Schauder, daß ich mich mit aller Gewalt zusammennehmen muß, um diese Erinnerung meiner Nerven zu besiegen.

Am Morgen nach jener Nacht machte ich zum erstenmal wieder einen Spaziergang. Draußen war es kalt, das Pflaster war mit Reif bedeckt, aber trotz der frühen Morgenstunde und trotz der Kälte waren die Boulevards schon voller Menschen. Knaben liefen umher und verkauften Extrablätter. Mehr als fünf Millionen Stimmen legten das gefesselte Frankreich Louis Napoleon zu Füßen.

Das vereinsamte Vorzimmer hatte endlich seinen Herrn gefunden!

XXV. La Tribune des peuples. — Mickiewicz und Ramon de la Sagra. — Die Choristen der Revolution von 1849. — Die Cholera in Paris. — Die Abreise.

Ich verließ Paris im Herbste des Jahres 1847, ohne irgend welche dauernde Beziehungen angeknüpft zu haben; die literarischen und die politischen Kreise waren mir völlig fremd geblieben. Das hatte verschiedene Ursachen. Eine unmittelbare Gelegenheit hatte sich nicht geboten — und suchen wollte ich sie nicht. Ich hielt es für unpassend, bloß hin zu gehen, um die Berühmtheiten kennen zu lernen. Zudem mißfiel mir jener Ton einer herablassenden Überlegenheit, den die Franzosen den Russen gegenüber anzuschlagen belieben: sie begönnern und protegieren uns, sie loben unsere Aussprache und unsere Reichtümer; wir ertragen das alles ruhig und kommen zu ihnen wie Bittsteller oder sogar mit einem gewissen Schuldbewußtsein, und freuen uns, wenn sie aus Höflichkeit so tun, als ob sie uns für Franzosen halten. Die Franzosen überschütten uns mit einem Wortschwall, wir können ihnen kaum folgen und denken über unsere Antwort nach, während wir ihnen ganz gleichgültig sind; wir schämen uns, zu zeigen, daß wir ihre Fehler und ihre Unwissenheit bemerken, und sie nutzen das mit einer geradezu hoffnungslosen Selbstzufriedenheit aus.

Um in ein anderes Verhältnis zu ihnen zu kommen, muß man ihnen imponieren; dazu aber muß man gewisse Rechte besitzen, die ich damals noch nicht besaß, und von denen ich sofort Gebrauch machte, als sie sich mir anboten. Man muß ferner nicht vergessen, daß man mit niemandem leichter oberflächlich bekannt wird als mit den Franzosen, und daß man mit niemandem schwerer eine wahre Freundschaft schließt. Der Franzose ist gern in Gesellschaft, um sich zu zeigen und Zuhörer zu haben; darin ist er dem Engländer ebenso entgegengesetzt, wie in allen anderen Dingen. Der Engländer betrachtet die anderen Menschen nur dann, wenn er sich langweilt, so wie man aus dem Parterre auf die Bühne sieht; er braucht sie bloß zu seiner Zerstreuung oder wenn er etwas von ihnen erfahren will. Der Engländer fragt einen immer aus,

der Franzose dagegen antwortet fast immer. Der Engländer wundert sich über alles und überlegt sich alles, der Franzose weiß alles ganz genau; er ist mit allem fertig und will gar nicht weiter kommen; er liebt zu predigen, zu erzählen, zu belehren, und es ist ihm gleich, um was und um wen es sich dabei handelt. Er hat nicht das Bedürfnis, sich einem zu nähern, das Café genügt ihm vollkommen; wie Repetiloff merkt er es kaum, wenn statt Tschadski — Skalosub, statt Skalosub — Sagoretzki vor ihm steht; er fährt fort, von der Kammer, von den Geschworenen, von Byron (den er Biron nennt), und anderen bedeutenden Gegenständen zu plaudern.

Als ich aus Italien zurückkehrte und die Februarrevolution kaum überstanden hatte, machte ich gleich darauf den 15. Mai, die Junitage und den Belagerungszustand durch. Um diese Zeit tat ich einen tieferen Einblick in den Tigre-singe Voltaires, und ich verlor alle Lust, die Machthaber dieser Republik näher kennen zu lernen.

Einmal bot sich mir eine Gelegenheit zu einer gemeinsamen Arbeit, die mich zu vielen bekannten Persönlichkeiten in Beziehung gebracht hätte, aber auch dies Unternehmen mißglückte. Der Graf Xaverius Bronicki gab uns siebzigtausend Franken für die Gründung einer Zeitschrift, die sich vorzugsweise mit der auswärtigen Politik und den anderen Völkern, besonders aber mit der Polenfrage beschäftigen sollte. Der Nutzen und die Zeitgemäßheit einer solchen Revue waren unverkennbar. Die französischen Zeitungen behandelten die Ereignisse, die sich außerhalb Frankreichs abspielen, kaum oder nur sehr oberflächlich. Während der Republik glaubten sie, es sei schon genug, wenn sie hin und wieder einmal alle Völker ein wenig an die Solidarité des peuples und das Versprechen erinnerten, die Weltrepublik, die auf der allgemeinen Verbrüderung beruhen sollte, zu begründen, wenn sie erst bei sich zu Hause mit ihren inneren Angelegenheiten fertig geworden seien. Bei den Mitteln, über die die neue „Volkstribüne“ verfügte, hätte man aus ihr leicht einen internationalen Moniteur des Fortschritts machen können. Ihr Erfolg wäre um so sicherer gewesen, als es überhaupt keine inter-

nationalen Zeitschriften gab. In der „Times“ und im „Journal des Débats“ gibt es hin und wieder Übersetzungen über Spezialfragen, aber das alles hat keinen Zusammenhang, ist zufällig und fragmentarisch. Die „Augsburger Zeitung“ wäre wirklich international, wenn ihre schwarzgelbe Färbung nicht so deutlich in die Augen spränge.

Aber es war offenbar allen schönen Plänen des Jahres 1848 beschieden, vorzeitig zur Welt zu kommen und vor dem Zahnen zugrunde zu gehen. Die Zeitschrift führte sich schlecht ein, ging sehr matt und verstarb nach Unterdrückung einiger harmloser Nummern nach dem 14. Juni 1849. Als alles bereit und fertig war, mietete man ein Haus. Die Einrichtung bestand aus großen, mit Tuch überzogenen Tischen und kleinen, schrägen Pulten; ein magerer französischer Literat wurde angestellt, um die internationalen orthographischen Fehler zu verfolgen. Bei der Redaktion wurde eine Kommission aus früheren polnischen Nuntiussen und Senatoren eingesetzt, deren Leiter Mickiewicz war; zu seinem Gehilfen wurde Chojetzki gewählt. — Das Ganze brauchte nur noch feierlich eingeweiht zu werden; und welcher Tag schien besser dazu geeignet, als der Jahrestag des 24. Februar, und wie konnte die Feier würdiger begangen werden, als durch ein Souper?

Das Souper fand bei Chojetzki statt. Als ich eintraf, fand ich schon recht viele Gäste vor, unter denen sich auch nicht ein einziger Franzose befand. Dafür waren die anderen Nationen, von den Sizilianern bis zu den Kroaten, sehr gut vertreten. Mich interessierte natürlich hauptsächlich eine Persönlichkeit — Adam Mickiewicz. Ich hatte ihn noch niemals gesehen. Er stand am Kamin und stützte sein Haupt auf die Marmorplatte. Wer das Bild gesehen, das in der französischen Ausgabe seiner Werke enthalten ist und, wie ich glaube, ein Faksimile nach dem Medaillon von David d'Angers ist, hätte ihn gleich erkannt, trotzdem das Alter ihn sehr verändert hatte. Seine Gestalt, sein von dichten grauen Haaren umrahmtes Gesicht und sein müder Blick sprachen von tiefen Leiden, von der Bekanntschaft mit einem nagenden Schmerz und einem exaltierten Gram; — er war ein plastisches Bild von dem

Schicksal Polens. Einen ähnlichen Eindruck machte später Worcells Gesicht auf mich. Seine Züge waren noch krankhafter, aber freilich auch lebendiger und liebenswürdiger, als die von Mickiewicz. Mickiewicz schien durch etwas gehemmt zu werden; ihn beschäftigte etwas, er war zerstreut; dieses Etwas war sein seltsamer Mystizismus, in den er immer tiefer und tiefer hineingeriet.

Ich ging zu ihm, und er fragte mich nach Rußland; seine Kenntnisse waren fragmentarisch, die literarische Bewegung nach Puschkins Tode kannte er fast gar nicht; er war auf dem Standpunkt stehen geblieben, den er bei seiner Abreise aus Rußland eingenommen hatte. Trotz seinem Grundgedanken von dem Bruderbund aller slawischen Völker, den er als einer der ersten ausgesprochen hatte, lag in seinem Verhältnis zu Rußland etwas Unfreundliches. Und wie konnte es anders sein — nach all den Greueln, die der Zar und seine Satrapen in Polen begangen hatten? außerdem fand unser Gespräch zu einer Zeit statt, wo der Terrorismus Nikolaus' I. gerade in voller Blüte stand.

Das Erste, was mir unangenehm auffiel, war die Art, wie die Polen, die zu seiner Partei gehörten, mit ihm verkehrten. Sie näherten sich ihm wie Mönche, die mit ihrem Prior sprechen, und schienen vor Ehrfurcht und Bewunderung zu ersterben; einzelne küßten ihn sogar auf die Schulter. Wahrscheinlich war er an diese Zeichen einer unterwürfigen Liebe gewöhnt, weil er sie mit einem großen Laisser aller hinnahm. Von Leuten anerkannt zu werden, die unsere Anschauungen teilen, Einfluß auf sie zu gewinnen, von ihnen geliebt zu werden, — das wünscht ein jeder, der sich mit Leib und Seele einer Idee hingegeben und für sie gelebt hat. Aber auf diese äußeren Sympathiekundgebungen und Ehrfurchtsbezeugungen würde ich am liebsten verzichten, sie verletzen die Gleichheit und zerstören die Freiheit; außerdem werden wir es darin doch nie den Erzbischöfen, den hohen Beamten und Regimentskommandeuren gleich tun.

Chojetzki sagte mir, er wolle beim Souper einen Toast auf den 24. Februar 1848 ausbringen, und Mickiewicz werde ihm

mit einer Rede antworten, in der er seine Anschauungen darlegen und vom Geiste der geplanten Zeitschrift sprechen werde. Er bat mich als Russen, Mickiewicz zu antworten. Da ich es nicht gewöhnt war, öffentlich zu reden, besonders wenn ich unvorbereitet war, lehnte ich seine Aufforderung ab, versprach ihm aber ein Hoch auf Mickiewicz auszubringen und ein paar Worte darüber zu sagen, daß ich schon einmal bei einem Bankett zu Ehren Granoffskis im Jahre 1843 in Moskau auf sein Wohl getrunken habe. Damals erhob Chomjakoff sein Glas und trank „auf den abwesenden großen slawischen Dichter!“ Den Namen, den man nicht nennen durfte, brauchte man gar nicht erst auszusprechen, alle erhoben sich, ergriffen ihre Gläser und leerten sie schweigend auf das Wohl des in der Verbannung lebenden Poeten. Chojetzki war mit meinem Vorschlag zufrieden. Nachdem wir so unser ex tempore verabredet hatten, nahmen wir am Tische Platz. Gegen Schluß des Banketts brachte Chojetzki seinen Toast aus; Mickiewicz stand auf und begann zu sprechen. Seine Rede war fein ausgearbeitet, klug und äußerst geschickt, d. h., Barbès und Louis Napoleon hätten ihr aufrichtig Beifall spenden können. Ich aber fühlte mich peinlich berührt. Je weiter er in der Entwickelung seiner Gedanken kam, um so trauriger wurde mir zumute; ich wartete nur noch auf ein Wort, auf einen Namen, damit alle Zweifel schwänden. Und dieser Name ließ nicht auf sich warten.

Mickiewicz spitzte seine Rede darauf zu, daß die Demokratie sich jetzt um ein neues Lager sammele, an dessen Spitze Frankreich steht. Frankreich werde wieder einen Vorstoß für die Befreiung aller geknechteten Völker wagen, — unter demselben Adler und demselben Banner, bei dessen Anblick alle Fürsten und Machthaber erbleichen; es werde voranschreiten unter der Führung jener vom Volke gekrönten Dynastie, die wie durch die Vorsehung dazu bestimmt sei, die Revolution auf dem sicheren Wege der Autorität und des Sieges weiterzuführen.

Als er geendigt hatte, herrschte, abgesehen von zwei oder drei beifälligen Zwischenrufen, die von seinen Anhängern her-

rührten, tiefes Schweigen. Chojetzki hatte den Fehler Mickiewiczs sehr wohl bemerkt, er wollte den Eindruck der Rede möglichst schnell verwischen, kam mit der Flasche zu mir gelaufen, schenkte mir Wein ein, und flüsterte mir ins Ohr: „Nun, worauf warten Sie?“ — „Nach dieser Rede kann ich kein Wort mehr sagen!“ — „Ich bitte Sie, sprechen Sie doch irgend etwas!“ — „Unter keiner Bedingung.“

Die Verlegenheitspause dauerte fort; einzelne von den Anwesenden betrachteten krampfhaft ihre Teller, andere blickten in ihr Glas, wieder andere suchten ein Privatgespräch mit ihrem Tischnachbar anzuknüpfen. Mickiewiczs Gesicht verzerrte sich, er wollte noch etwas sagen, aber ein lautes: „Je demande la parole!“ machte der schwierigen Situation ein Ende. Alle sahen sich nach dem Redner um, der sich erhoben hatte. Ein kleiner, etwa siebzig Jahre alter Mann, mit weißen Haaren und schönen, energischen Zügen, stand aufrecht mit dem Pokal in der Hand da; seine großen, schwarzen Augen und sein aufgeregter Blick leuchteten von Zorn und Empörung. Dies war Ramon de la Sagra. „Wir tranken auf den 24. Februar,“ sagte er, „dies war der Toast, den unser Gastgeber ausbrachte. Jawohl, auf den 24. Februar und den Untergang aller Tyrannei, wie sie auch heißen möge, ob sie sich königlich oder kaiserlich, Bourbon oder Bonaparte nennt. Ich kann die Ansicht unseres Freundes Mickiewicz nicht teilen; er sieht die Dinge vielleicht wie ein Dichter und mag von seinem Standpunkte aus recht haben, aber ich möchte nicht, daß seine Worte in dieser Versammlung ohne Protest verhallen.“ Und nun legte er los, mit dem ganzen Feuer des Spaniers, gestützt auf das Recht seiner siebzig Jahre.

Als er geschlossen hatte, hoben zwanzig Hände, darunter auch meine, die Becher empor, um mit ihm anzustoßen.

Mickiewicz wollte seinen Fehler wieder gut machen und sagte noch einige Worte zur Aufklärung, aber es gelang ihm nicht. De la Sagra gab nicht nach. Alle erhoben sich, und Mickiewicz fuhr nach Hause.

Schlechtere Auspizien für ein neues Journal konnte es kaum geben; die Zeitschrift hielt sich mit Mühe und Not bis

zum 13. Juni, und verschwand ebenso unbemerkt, wie sie existiert hatte. Von einer Einheitlichkeit in der Redaktion konnte natürlich keine Rede sein. Mickiewicz rollte sein kaiserliches Banner usé par la gloire nur halb auf, und die anderen wagten es nicht, das ihre ganz aufzurollen; viele von ihnen fühlten sich durch ihn und die Kommission beengt und zogen sich von der Redaktion zurück. Ich habe nie eine Zeile für die Revue geschrieben. Wenn die napoleonische Polizei klüger gewesen wäre, wäre die „Tribune des peuples" wegen der paar Zeilen vom 13. Juni nie verboten worden. Mit Mickiewiczs Namen an der Spitze, ihrer Verehrung Napoleons, ihrem mystischen Revolutionarismus und ihrem Traum von der bewaffneten Demokratie unter der Führung der Napoleoniden hätte diese Zeitschrift ein wahrer Schatz für den Präsidenten und ein reines Werkzeug einer unsauberen Sache werden können.

Der Katholizismus, der dem slawischen Genius so fremd ist, übt eine zerstörende Wirkung auf seinen Geist aus; als die Böhmen nicht mehr die Kraft hatten, dem Katholizismus standzuhalten, brachen sie zusammen. Bei den Polen artete der Katholizismus in jene mystische Exaltiertheit aus, die sie immer in einer imaginären Welt festhält. Wenn sie sich nicht unter dem direkten Einfluß der Jesuiten befinden, suchen sie sich statt der Freiheit einen Götzen oder sie stehen unter dem Einfluß irgend eines Visionärs. Der Messianismus, dieser Wahn eines Wronski, und das Delirium Towjanskis hat Hunderten von Polen, unter ihnen auch Mickiewicz, den Kopf verwirrt. Die Verehrung Napoleons muß in erster Linie dieser Verirrung aufs Konto gesetzt werden. Napoleon hat nichts für sie getan. Er liebte nicht Polen, sondern die Polen, die mit einem geradezu phantastischen Mut ihr Blut für ihn vergossen. Mit ihnen machte er seine berühmte Kavallerieattacke bei Somosierra. 1812 sagte Napoleon zu Narbonne: „Ich will in Polen ein Lager und kein Forum haben. Ich werde es nicht dulden, daß sich in Warschau oder in Moskau ein Klub von Demagogen auftut." Und aus diesem Manne haben die Polen eine kriegerische Verkörperung Gottes gemacht, ihn haben sie neben Wischnu und Christus gestellt.

Im Winter des Jahres 1848 ging ich einmal mit einem Polen, der ein Anhänger Mickiewiczs war, abends über den Vendômeplatz. Als wir uns der Säule näherten, nahm der Pole seine Mütze ab. Sollte es möglich sein? dachte ich, denn ich wagte nicht, an eine solche Torheit zu glauben, und fragte ihn sanft, warum er seinen Hut abnehme. Der Pole zeigte mit dem Finger auf das eherne Standbild des Kaisers. Es ist kein Wunder, daß die Mächtigen dieser Erde die Menschen unterdrücken und quälen, wenn ihnen das so viel Liebe einbringt.

Mickiewiczs Familienleben war dumpf und traurig. Es lag etwas Finsteres darin, wie wenn ein großes Unglück ihn betroffen, wie wenn er von Gott heimgesucht worden wäre. Seine Frau war eine Zeitlang gemütskrank gewesen. Towjanski versuchte es, sie gesund zu beten, und das schien geholfen zu haben. Dies machte einen großen Eindruck auf Mickiewicz, aber die Spuren der Krankheit wollten nicht schwinden. Das Leben des großen Dichters, der sich selbst überlebt hatte, nahm einen traurigen Ausgang. Er siechte in der Türkei dahin, wo er sich an einem törichten Unternehmen beteiligte: an der Gründung einer Kosakenlegion, die sich nicht die „polnische" nennen durfte, weil die Türkei es nicht dulden wollte. Vor seinem Tode dichtete er noch eine lateinische Ode zu Ehren Louis Napoleons.

Nach diesem mißglückten Versuch, Mitarbeiter einer Zeitschrift zu werden, zog ich mich noch mehr zurück, und beschränkte mich auf einen kleinen Freundeskreis, der mit der Zeit durch Zuzug von Emigranten anwuchs. Vorher hatte ich hie und da die Klubs besucht und an drei, vier Banketten teilgenommen, d. h. kaltes Kalbfleisch gegessen, sauren Wein getrunken, mir Pierre Leroux und Vater Cabet angehört und dazu die Marseillaise gesungen. Jetzt hatte ich auch dies satt bekommen. Mit tiefem Schmerz verfolgte ich den Auflösungsprozeß der Republik Frankreich und Europas. Aus Rußland drang kein Lebenszeichen zu mir, — weder ein fernes Wetterleuchten noch eine gute Nachricht, noch der Gruß eines Freundes; ich erhielt keine Briefe mehr, meine nächsten persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen waren abge-

brochen. Rußland lag stumm, leblos und mit blauen Flecken bedeckt wie ein unglückliches Weib zu den Füßen seines Herrn, der es mit seinen schweren Fäusten bearbeitet. Damals begann jenes schreckliche Jahrfünft, das heute, nach dem Tode Nikolaus' I., seinem Ende entgegen zu gehen scheint.*)

Dieses Jahrfünft war auch für mich die traurigste Zeit meines Lebens; ich war nicht so reich, um so viel verlieren, nicht so glaubensstark, um so viel einbüßen zu können...

Die Cholera wütete in Paris, die dumpfe Luft, die Hitze und das trübe Wetter konnten einen melancholisch machen; der Anblick der unglücklichen und aufs tiefste erschrockenen Bevölkerung, — die Reihen von Leichenwagen, die sich bis zu den Friedhöfen hinzogen und einander zu überholen suchten, — dies alles entsprach durchaus der Situation.

Die Opfer der Seuche fielen aus den Wagen und blieben liegen. Meine Mutter fuhr einmal mit einer jungen, fünfundzwanzigjährigen Dame nach St.-Cloud; als beide am Abend zurückkehrten, fühlte sich die Dame ein wenig unwohl und meine Mutter überredete sie, bei ihr zur Nacht zu bleiben. Früh gegen sieben Uhr erfuhr ich, daß sie die Cholera habe; ich ging zu ihr und war entsetzt, als ich sie sah. Ihr Gesicht hatte sich schrecklich verändert, sie war nicht wiederzuerkennen. Sie war sehr hübsch gewesen, aber heute waren ihre Gesichtsmuskeln schlaff, das Gesicht war kleiner geworden, schwarze Schatten umrahmten ihre Augen. Ich lief zu Rayé, den ich nach langem Suchen im Institut fand, und nahm ihn mit. Als Rayer die Kranke sah, flüsterte er mir ins Ohr: „Sie sehen selbst, daß hier nichts zu machen ist," schrieb sein Rezept und fuhr nach Hause.

Die Kranke rief mich zu sich ans Bett und fragte: „Was hat der Doktor gesagt? Er hat doch mit Ihnen gesprochen?" Ich sagte, er habe etwas verschrieben. Sie nahm mich bei der Hand, und der Anblick ihrer Hand setzte mich noch mehr in Erstaunen wie ihr Gesicht; sie war mager und knochig geworden, wie wenn sie einen Monat an einer schweren Krankheit danieder gelegen hätte. Sie sah mich mit einem Blick

*) 1856.

voller Angst und Schmerzen an und sprach: „Um Gottes willen, verheimlichen Sie mir nichts von dem, was er gesagt hat. Muß ich sterben? Fürchten Sie sich nicht vor mir?“ fügte sie noch hinzu. Sie tat mir in diesem Augenblick furchtbar leid. Dieses schreckliche Bewußtsein, sterben zu müssen, und noch dazu an einer ansteckenden Krankheit, die so schnell an ihrem Leben zehrte, mußte unendlich qualvoll sein. Vor Tagesanbruch war sie gestorben.

I. T-eff.*) wollte Paris verlassen. Sein Mietskontrakt war abgelaufen, und er kam zu mir, um bei mir zu übernachten. Nach dem Essen klagte er über die schwüle Luft; ich sagte ihm, ich hätte am Morgen ein Bad genommen. Am Abend nahm er auch ein Bad. Als er zurückkam, fühlte er sich schlecht und trank ein wenig Sodawasser mit Zucker und Wein. Dann ging er zu Bett. In der Nacht weckte er mich. „Ich bin verloren,“ sagte er, „ich habe die Cholera.“ Es war ihm übel und er hatte Magenkrämpfe. Zum Glück genas er wieder, nachdem er zehn Tage lang krank gelegen hatte.

Als meine Mutter ihre Freundin begraben hatte, zog sie nach Ville-d'Avray. Da auch I. T-eff krank wurde, schickte ich Natalie und die Kinder zur Mutter und blieb allein bei ihm. Später, als er sich besser fühlte, siedelte ich auch dorthin über.

Eines Morgens, am 12. Juli, kam Ssasonoff zu mir. Er war sehr lebhaft, sprach von der Bewegung, die im Anzuge sei, von dem sicheren Erfolge, vom Ruhm, der die Kameraden erwarte, und lud mich ein, an dieser Lorbeerernte teilzunehmen. Ich sagte ihm, er kenne meine Meinung über die gegenwärtige Lage der Dinge; ich hielte es für töricht, ohne Glauben an eine Sache und mit Leuten zusammenzuarbeiten, mit denen man so gut wie nichts gemein hat.

Hierauf erwiderte mir der begeisterte Agitator, es sei natürlich bequemer und ungefährlicher, zu Hause zu sitzen und skeptische Aufsätze zu schreiben, während andere Leute auf dem Markte ihr Blut für die Freiheit der Welt, die Solidarität der Völker und andere hohe Güter vergössen.

Ein recht häßliches Gefühl, das schon viele Menschen zu

*) I. Turgenjeff.

Irrtümern und Fehlern und selbst zu Verbrechen verleitet hat und noch verleiten wird, regte sich in mir. —

„Woraus schließt du, daß ich mich fern halten will?"

„Aus deinen Worten."

„Nein. Ich habe wohl gesagt, daß es dumm ist, aber ich habe damit noch nicht sagen wollen, daß ich nie Dummheiten mache."

„Das habe ich mir gedacht. So liebe ich dich! Dann laß uns aber keine Zeit verlieren und schnell nach Paris fahren. Heute abend versammeln sich die Deutschen und andere Refugiés um neun Uhr. Wir wollen zuerst zu ihnen gehen".

„Wo versammeln sie sich?" fragte ich, als wir im Wagen saßen.

„Im Café Lamblin im Palais Royal."

Das war das Erste, worüber ich mich wundern mußte.

„Wie? Im Café Lamblin?"

„Dort versammeln sich die Roten fast immer."

„Aber gerade darum sollten wir heute nicht dort zusammenkommen."

„Ach, sie sind nun einmal daran gewöhnt."

„Das Bier ist dort wohl sehr gut!"

Im Café saßen an etwa zehn kleinen Tischen die Habitués der Revolution und sahen finster und wichtig unter ihren breiträndigen wollenen Hüten oder Mützen mit kleinen Schirmen hervor. Das waren jene ewigen Freier der revolutionären Penelope, die Unvermeidlichen, die an jeder politischen Demonstration teilnahmen, die ihr „tableau", ihren „Fond" bildeten, und aus der Ferne fast so schrecklich aussahen wie die Papierdrachen, mit denen die Chinesen die Engländer in die Flucht schlagen wollten.

In den unruhigen Zeiten sozialer Umwälzungen und Stürme, wo die Staaten aus den Fugen gehen, wird stets ein neues Geschlecht von Menschen geboren, die man die Choristen der Revolution nennen kann. Aufgewachsen auf einem schwankenden und vulkanischen Boden und erzogen während der Aufregung und dem Stillstand aller Staatsgeschäfte, leben sie sich von Jugend auf in eine gewisse politische Erregung hinein,

lernen sie das Dramatische an ihr, die feierliche und grelle Inszenierung, lieben und schätzen. Wie für Nikolaus I. der Parademarsch die Hauptsache an der Kriegskunst war, so sind es für sie die Bankette, die Demonstrationen, die Protestkundgebungen, die Versammlungen, die Toaste und Fahnen. Das ist ihnen das Wichtigste bei den Revolutionen.

Es gibt gute und tapfere Männer unter ihnen, die ihren Überzeugungen aufrichtig ergeben und stets bereit sind, ihre Brust den Flintenkugeln preiszugeben, aber zum größten Teil sind es unbedeutende und schwerfällige Pedanten. Konservativ bis zum äußersten in allen Fragen der Revolution, halten sie ihr Leben lang an irgend einem Programm fest, über das sie nie hinauskommen.

Sie sprechen ihr ganzes Leben lang über ein paar politische Ideen und eignen sich von ihnen nichts als die rhetorische Seite der Sache, ihre priesterliche Hülle, d. h. gewisse Gemeinplätze an, die, ganz so wie die kleinen Enten in einem Spiel unserer Kinder, in den Zeitungsartikeln, den Festreden und den parlamentarischen Exkursen à tour de rôle wiederkehren.

Außer ein paar naiven Leuten und revolutionären Doktrinären schließen sich diesen Kreisen noch verkannte Genies, unglückliche Literaten, Studenten, die ihr Examen nicht gemacht, aber das Gymnasium beendet haben, unbeschäftigte Advokaten, Künstler ohne Talent, Menschen von einer großen Eitelkeit, aber geringen Fähigkeiten und um so größeren Ansprüchen, ohne Ausdauer und Arbeitskraft, an. Die äußere Autorität, welche in ruhigen Zeiten die Menschenherde leicht lenkt und hütet, wird in den Zeiten der Umwälzungen schwächer, und die sich selbst überlassenen Menschen wissen nicht, was sie mit sich selbst anfangen sollen. Die Leichtigkeit, mit der in revolutionärer Zeit die großen Männer scheinbar emportauchen, macht einen großen Eindruck auf diese jungen Leute, und sie werfen sich auf eine törichte Agitation. Sie gewöhnen sich so an starke Erregungen und Empfindungen und verlieren die Lust an ernster Arbeit. Das Leben in den Cafés und den Klubs hat seine großen Reize, es ist voller Bewegung, es schmeichelt dem Selbstgefühl und läßt ihnen volle Freiheit.

Man braucht sich nicht zu fürchten, daß man sich verspätet, braucht sich nicht zu quälen; was heute nicht geschehen ist, läßt sich morgen nachholen; eigentlich braucht man überhaupt nichts zu tun.

Die Choristen der Revolution teilen sich wie der Chor in der griechischen Tragödie in zwei Halbchöre. Man kann sie nach dem Vorbild der Botanik in Phanerogamen und Kryptogamen einteilen. Die einen bleiben ihr Leben lang Verschwörer und wechseln beständig ihre Wohnungen und ihre Bärte. Sie laden einen geheimnisvoll zu allerhand hochwichtigen Besprechungen ein, womöglich nachts und an einen unbequem gelegenen Ort. Wenn sie ihren Freunden auf der Straße begegnen, grüßen sie nur ungern mit dem Kopf, sie wechseln nur vielsagende Blicke. Viele von ihnen verheimlichen ihre Adresse, sagen nicht, wann sie abreisen und wohin sie sich begeben, und schreiben chiffrierte Briefe mit chemischer Tinte über Neuigkeiten, die man in jeder Zeitung mit gewöhnlichem holländischen Ruß abgedruckt finden kann. Unter Louis Philippe versteckte sich E., der, wie mir ein Franzose erzählte, in eine politische Affäre verwickelt war, in Paris. Bei allen Reizen, die ein solches Leben haben mag, wird es auf die Dauer langweilig und ermüdend. Delessert, ein reicher Mann und ein Bonvivant, war damals gerade Präfekt. Er diente nicht, weil die Not ihn dazu zwang, sondern aus Liebhaberei in der Polizei, und liebte es, hin und wieder an einem fröhlichen Mittagessen teil zu nehmen. Er und E. hatten viele gemeinsame Freunde. Einst sagte einer von ihnen zwischen „Birne und Käse", wie die Franzosen sich ausdrücken, zu ihm: „Wie dumm, daß Sie den armen E. so verfolgen. Wir kommen so um einen feinen Gesellschafter, und er muß sich verstecken wie ein Verbrecher!"

„Ich bitte Sie," sagte Delessert, „wir denken gar nicht daran! Wozu versteckt er sich?" Seine Freunde lächelten ironisch. „Ich werde mich bemühen, ihm und Ihnen klar zu machen, daß er töricht handelt." —

Als er nach Hause kam, ließ er einen von seinen tüchtigsten Spitzeln zu sich kommen und fragte ihn: „Ist E. in Paris?"

„Ja" sagte der Spitzel. — „Versteckt er sich?" — „Ja" — „Wo?" fragte Delessert. Der Spitzel nahm ein Taschenbuch heraus, blätterte darin herum und las die Adresse vor. — „Also gehen Sie morgen früh zu ihm hin und sagen sie ihm, er mache sich unnütze Sorgen; wir suchen ihn gar nicht, er könne ruhig in seiner Wohnung bleiben."

Der Spitzel führte den Auftrag pünktlich aus. Zwei oder drei Stunden nach seinem Besuch aber teilte E. seinen nächsten Freunden geheimnisvoll mit, daß er Paris verlassen und sich in einer fernen Stadt versteckt halten müsse, weil der Präfekt seinen Schlupfwinkel ausgekundschaftet habe!

Und wie die Verschwörer ihr Geheimnis mit dem durchsichtigen Vorhang eines geheimnisvollen und vielsagenden Schweigens zu verdecken suchen, so suchen die Phanerogamen alles, was sie auf der Seele haben, bekannt zu machen und auszuplaudern.

Das sind die unermüdlichen Tribune der Kaffeehäuser und Klubs, stets sind sie unzufrieden, immer haben sie etwas zu tun, einem etwas mitzuteilen, selbst das, was nie stattgefunden hat; denn das, was sich wirklich ereignet, erscheint in ihrer Darstellung ins Quadrat oder in die dritte Potenz erhoben, wie die Berge auf den Reliefkarten. Das Auge gewöhnt sich allmählich so sehr an sie, daß es unwillkürlich bei jedem Straßenlärm und Auflauf, bei jeder Demonstration und jedem Bankett nach ihnen sucht.

Für mich bot das Café Lamblin noch manches Neue; ich war damals noch wenig bekannt mit den Hinterhöfen der Revolution. Es ist wahr, ich hatte in Rom das Café delle Belli Arti, den Circolo Romano, den Circolo Popolare, die Straßen und Plätze besucht, aber die Bewegung in Rom hatte damals noch nicht jenen Treibhauscharakter, den sie besonders nach den Mißerfolgen des Jahres 1848 annahm. Cicerovacchio und seine Freunde hatten auch eine Art Naivität, ihr südliches Mienenspiel, das uns wie eine Phrase anmutet und ihre italienische Phrase, die wir als Deklamation empfinden, aber sie befanden sich noch in einer Periode jugendlicher Begeisterung, sie waren noch nicht ganz aus ihrem dreihundertjährigen

Schlafe erwacht. Il popolano Cicerovacchio war gar kein politischer Agitator von Beruf. Er hätte sich sicherlich nichts Besseres gewünscht, als wieder in sein kleines Häuschen in der Strada Ripetta zurückzukehren, seinen Wald und sein Holz verkaufen und im Kreise seiner Familie als pater familias und freier civis romanus leben zu dürfen.

Die ihn umgebenden Menschen konnten unmöglich jenen Stempel eines banalen und geschwätzigen Pseudo-Revolutionarismus, jenen Charakter des taré an sich tragen, der sich in Frankreich leider so sehr verbreitet hat.

Es versteht sich von selbst, daß ich nur von den Caféagitatoren und den revolutionären Lazzaroni spreche und dabei keineswegs an jene großen Männer denke, die an der Befreiung der Menschheit arbeiten, an die glühenden Prediger der Unabhängigkeit, die Märtyrer der Nächstenliebe, welche weder Gefängnis noch Verbannung, weder das Exil noch die Armut verstummen läßt, an jene Menschen der Tat und Lenker der Ereignisse, deren Blut, deren Tränen und Reden eine neue Ordnung in der Geschichte heraufführen. Ich hatte nur jene unfruchtbaren, mit tauben Blüten bedeckten Schichten im Auge, denen die Agitation selbst der ganze Zweck ist, die darin ihren Lohn finden, denen der Prozeß der Volkserhebungen selbst Freude macht, so wie der Prozeß des Lesens dem Peter Tschitschikoff und Nikolaus I. der Parademarsch.

Die Reaktion hat keinen Grund, zu triumphieren, sie verdankt ihre Entstehung und ihr Wachstum nicht diesen Kletten und Fliegenpilzen, und dieses gilt nicht bloß für die Grenzmarken, sondern für alle Provinzen. Die Schichten, auf die sie sich stützt, sind: Beamte, die vor ihren Vorgesetzten zittern, flinke Spitzel, freiwillige Mordknechte, die stets auf der Seite kämpfen, wo sie am besten bezahlt werden, Offiziere schlimmster Sorte, von den preußischen Junkern bis zu den habsüchtigen Algeriern, von der Garde bis herab zu den Kammerpagen. Und das bezieht sich zunächst nur auf die weltliche Reaktion. Die Bettelmönche, die jesuitischen Intriganten, die Pfaffen, welche die Polizei spielen, und all die übrigen Vertreter dieser Engel- und Erzengellegion blieben dabei noch unerwähnt.

Wenn es unter den Reaktionären Leute gibt, die unseren Dilettanten der Revolution ähnlich sehen, so sind das die Hofleute, die bei allen Zeremonien eine so wichtige Rolle spielen, die bei allen Empfängen und Audienzen, Taufen, Hochzeiten, Krönungsfeiern und Beerdigungen hervortreten, Menschen, die für die Uniform, für das Kostüm wie geschaffen sind und gleichsam den Strahlenkranz oder das Aroma der Herrschergewalt bilden.

Im Café Lamblin, wo die Bürger hinter kleinen Gläsern und großen Schoppen saßen, erfuhr ich, daß es gar keinen Plan, kein wichtiges Zentrum und kein Programm für die Bewegung gab. Die Begeisterung sollte auf sie, wie vormals der Heilige Geist auf die Häupter der Apostel, herabsteigen. Nur in einem Punkte waren alle einig, — man wollte sich unbewaffnet an einem verabredeten Punkte treffen. Nach einem langen und unnützen Gerede, das mehr als zwei Stunden dauerte, kam man schließlich überein, sich am nächsten Morgen um 8 Uhr auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, gegenüber dem Chateau d'Eau, zu treffen. Hierauf begaben wir uns in die Redaktion der „Wahren Republik“.

Der Redakteur war nicht zu Hause. Er war zu den „Montagnards“ gefahren, um sich Instruktionen zu holen. In dem großen, schlecht erleuchteten und noch schlechter möblierten Saal, der der Redaktion als Versammlungs- und Konferenzzimmer diente, waren etwa zwanzig Mann — meist Polen und Deutsche — anwesend. Ssasonoff nahm ein Stück Papier und begann etwas zu schreiben. Als er fertig war, las er es uns vor. Es war ein Protest namens der Emigranten aller Länder gegen die Einnahme Roms und eine Erklärung, daß man bereit sei, an der Bewegung teil zu nehmen. Denen, welche ihre Namen unsterblich machen, indem sie sie auf ewig mit dem kommenden glorreichen Tage verbinden wollten, schlug er vor, das Papier zu unterschreiben.

Fast alle dürsteten nach Unsterblichkeit und unterschrieben. Jetzt kam der Redakteur, müde und verstimmt, mit einer Miene, die andeuten sollte, daß er zwar viel wisse, aber schweigen müsse. Ich war überzeugt, daß er nicht das ge-

ringste wußte. „Citoyens," sagte Toure, „la Montagne est en permanence." Danach konnte man nicht mehr am Erfolge zweifeln — en permanence! Ssasonoff übergab dem Redakteur den Protest der europäischen Demokratie. Dieser las ihn durch und sagte: „Das ist sehr schön! Sehr schön! Frankreich spricht euch seinen Dank aus, Bürger! Aber was sollen die Unterschriften? Sie sind so wenig zahlreich, daß sich im Falle eines Mißerfolges die ganze Wut unserer Feinde gegen die Unterzeichner richten wird."

Ssasonoff wünschte, daß die Namen stehen bleiben sollten. Viele waren mit ihm einverstanden. „Ich kann das nicht verantworten," sagte der Redakteur, „entschuldigen Sie, aber ich weiß besser wie ihr, mit wem wir es zu tun haben." Hierbei riß er das Papier entzwei und hielt die Unterschriften der Unsterblichkeitskandidaten, deren Zahl ungefähr zwölf betrug, ans Licht, bis sie verbrannt waren. Das Manuskript schickte er sogleich in die Druckerei.

Als wir die Redaktion verließen, fing es schon an hell zu werden. Haufen von zerlumpten Burschen, Bettlern und ärmlich gekleideten Frauen standen oder lungerten auf dem Trottoir neben den Redaktionen herum; sie warteten auf die Zeitungen, — die einen, um sie zu falzen, die anderen, um sie an den Straßenecken von Paris zu verkaufen. Wir traten auf den Boulevard hinaus, — es war totenstill, nur hie und da begegneten uns Patrouillen der Nationalgarde und Polizisten, die auf und ab gingen und argwöhnisch umherblickten.

„Wie sorglos diese Stadt schläft," sagte mein Begleiter, „sie ahnt gar nicht, was für ein Gewitter sie morgen aus dem Schlaf wecken wird."

„Dafür schläft der dort nicht," sagte ich zu ihm und zeigte auf ein erleuchtetes Fenster in der Maison d'Or. „Das trifft sich sehr gut, gehen wir hinein und trinken wir einen Absinth; mir ist nicht recht wohl im Magen."

„Und mein Magen ist leer, es wäre kein übler Gedanke, jetzt ein wenig zur Nacht zu speisen. Wie man im Capitolium ißt, weiß ich nicht, in der Conciergerie ißt man jedenfalls scheußlich!"

Nach den Knochen der kalten Pute, die von unserem Abendbrot zurückblieben, hätte man nicht erraten können, daß in Paris die Cholera wütete, oder daß wir uns anschickten, nach zwei Stunden bestimmend in das Schicksal Europas einzugreifen. Wir aßen in der Maison d'Or in einer ähnlichen Stimmung, wie Napoleon, der vor Austerlitz schlafen konnte.

Als wir bald nach acht Uhr den Boulevard Bonne Nouvelle betraten, standen dort schon mehrere Gruppen von Menschen, die ungeduldig darauf warteten, was nun geschehen solle. Die Gesichter drückten eine gewisse Spannung aus, man konnte es den einzelnen Gruppen anmerken, daß sie sehr erbittert waren. Wenn diese Menschen richtige Anführer gehabt hätten, der Tag wäre nicht in eine Posse ausgelaufen.

Einen Augenblick glaubte ich, die Sache müsse gleich losgehen. Ein Herr ritt ruhig über den Boulevard. Man hatte in ihm einen der Minister (Lacroix) erkannt, der wahrscheinlich seinen frühen Morgenspazierritt nicht bloß wegen der reinen Luft unternommen hatte. Man umringte ihn mit lautem Geschrei, holte ihn vom Pferde, zerriß ihm den Frack und ließ ihn laufen, d. h. eine andere Gruppe bemächtigte sich seiner und führte ihn fort. Die Menge wuchs stetig an; bis zehn Uhr hatten sich etwa fünfundzwanzigtausend Mann angesammelt. Wen wir auch fragten, an wen wir uns wandten, niemand konnte uns etwas sagen. Chercosi, ein früherer Karbonari, versicherte uns, es käme eine Bande mit dem Rufe „Vive la République!" durch den Arc de Triomphe anmarschiert. „Vor allem — keine Waffen! Sonst verderbt ihr die ganze Sache!" versicherten die Führer der Demokratie. Das souveräne Volk muß der Versammlung seinen Willen friedlich und feierlich kundgeben, um den Feinden jeden Anlaß zu Verleumdungen und Beschimpfungen zu nehmen.

Endlich formierten sich die Kolonnen. Man bildete aus uns Ausländern eine Ehrenphalanx, die unmittelbar hinter den Türen aufgestellt wurde, unter denen sich auch E. Arago in der Uniform eines Obersten, der frühere Minister Bastide und andere Berühmtheiten des Jahres 1848 befanden. Mit Rufen und Schreien, unter dem Gesang der Marseillaise, setzten wir

uns in Bewegung. Wer diesen Gesang aus tausend Kehlen, in jener nervösen Erregung und Unsicherheit, wie sie notwendig jedem Kampf vorangeht, nicht gehört hat, der hat die erschütternde Wirkung dieses revolutionären Psalmes noch nie an sich selbst erfahren.

In diesem Augenblick nahm die Demonstration einen grandiosen Charakter an. Während wir langsam den Boulevard entlang marschierten, öffneten sich alle Fenster; Frauen und Kinder sahen neugierig auf die Straße und traten auf die Balkons hinaus; die finsteren und unruhigen Gesichter ihrer Männer, der Väter und Eigentümer tauchten hinter ihnen auf; sie ahnten nicht, daß sich aus den Fenstern des vierten Stocks und den Mansarden andere Köpfe — die von armen Näherinnen und Arbeiterfrauen — hervorstreckten; sie winkten uns mit ihren Tüchern zu und grüßten uns mit den Händen. Von Zeit zu Zeit wurden laute Rufe vernehmbar, wenn wir an den Häusern bekannter Persönlichkeiten vorüberkamen.

So kamen wir an jene Stelle, wo die Rue de la Paix in den Boulevard einmündet; sie war durch eine Abteilung von Schützen besetzt; als unsere Kolonne sich ihnenn äherte, traten die Schützen plötzlich auseinander, wie eine Theaterdekoration — und Changarnier stürmte auf einem kleinen Pferde an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf uns los. Ohne Warnungsruf, ohne Trommelgewirbel und all die vom Gesetz vorgeschriebenen Formen ritt er die ersten Kolonnen nieder, schnitt sie von den nachdrängenden ab, teilte die Dragoner in zwei Abteilungen und befahl ihnen, die Straße zu reinigen. Die Dragoner ritten wie berauscht auf die Menschen los und schlugen beim geringsten Widerstande mit der stumpfen und scharfen Seite ihres Säbels auf sie los. Ich fand keine Zeit zum Überlegen, was eigentlich geschehen war, als ich mich einem Pferdekopf, der mir ins Gesicht schaute, und einem Dragoner gegenüber befand, der mich laut anschnauzte und mir drohte, mir eins mit der Fuchtel zu versetzen, wenn ich nicht zur Seite gehe. Ich wich nach rechts aus, aber im selben Augenblick wurde ich von dem Menschenstrom ergriffen und an das Gitter der Rue Basse des Remparts gedrückt. Von unserer

Kolonne blieb nur M. Strübing an meiner Seite. Unterdessen drängten die Dragoner die Vornestehenden mit ihren Pferden und diese wiederum uns immer weiter zurück, ohne daß die Menschen wußten, wohin sie sich wenden sollten. E. Arago sprang in die Rue Basse des Remparts hinunter, glitt aus und verrenkte sich ein Bein, Strübing und ich folgten ihm; wir sahen uns empört, mit vor Wut entstellten Gesichtern an, und Strübing drehte sich um und rief laut: „Aux armes! Aux armes!" Ein Mann in einer Bluse packte ihn am Kragen, stieß ihn zurück und sagte: „Sind Sie verrückt? Sehen Sie doch dorthin!" Ein dichter Wald von Bajonetten näherte sich uns, offenbar durch die Chaussée d'Antin. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor man sie gehört und Ihnen den Weg abgeschnitten hat." „Alles verloren! Alles!" fügte er hinzu, ballte die Faust, pfiff ein Liedchen, wie wenn nichts vorgefallen wäre, und entfernte sich raschen Schritts. Wir gingen nach der Place de la Concorde. In den Elysäischen Feldern standen keine Soldatenabteilungen oder Banden; auch Chercosi wußte, daß dort keine standen, dies war eine diplomatische Lüge, zum Glück oder vielleicht auch zum Verderben derer, die an sie glaubten.

Der freche Überfall auf unbewaffnete Menschen rief eine große Empörung hervor. In der Tat, wenn man irgend welche Vorbereitungen getroffen und richtige Führer gehabt hätte, wäre nichts einfacher gewesen, als eine regelrechte Schlacht zu entfachen. Als ‚der Berg' hörte, wie man das souveräne Volk mit Hilfe der Pferde auseinandergetrieben hatte, verschwand er hinter den Wolken, statt nun erst in seiner ganzen imponierenden Größe hervorzutreten. Ledru Rollin verhandelte mit Guinard. Guinard, der die Artillerie der Nationalgarde kommandierte, wollte sich der Bewegung selbst anschließen, ihnen Soldaten und Kanonen zur Verfügung stellen, aber er ließ sich absolut nicht dazu bewegen, auch die Munition zu liefern; er wollte gewissermaßen allein durch die moralische Kraft der Kanonen wirken. Dasselbe tat Forestier mit seiner Legion. Wie wenig ihnen das nützte, das haben wir aus dem Versailler Prozeß erfahren. Alle wollten etwas tun, — aber keiner wollte

etwas wagen. Am vorsichtigsten verhielten sich dabei ein paar junge Leute, die auf die neue Ordnung der Dinge spekulierten; sie bestellten sich Uniformen, wie sie die Präfekten trugen, nahmen sie aber dem Schneider nach dem Mißerfolge der Bewegung nicht ab, und dieser sah sich gezwungen, sie zum Verkauf auszubieten.

Nachdem sich die in aller Eile formierte Regierung in dem Arts et Métiers versammelt hatte, begaben sich die Arbeiter, die ungewiß, mit fragendem Blick durch die Straßen geirrt waren und niemand gefunden hatten, der ihnen einen Rat geben konnte, nach ihren Häusern. Sie nahmen abermals die Überzeugung mit, wie unzuverlässig die Montagnards — diese Väter des Vaterlandes — waren, und verschluckten vielleicht ihre Tränen, gleich dem Mann im Arbeitskittel, der uns zugerufen hatte: „Alles verloren! Alles!“ Vielleicht lächelten sie auch im geheimen, daß sich der Berg so bloßgestellt hatte.

Aber sowohl die Ungeschicklichkeit Ledru Rollins wie der Formalismus Guinards sind nur die äußeren Ursachen des Mißerfolges; sie kamen ebenso zur rechten Zeit, wie die starken Charaktere und die glücklichen Umstände, wenn man sie braucht. Der innere Grund lag in der Armseligkeit der republikanischen Idee, aus der diese Bewegung hervorging. Die Ideen, die ihre Zeit überlebt haben, können noch lange an irgend einer Krücke herumhumpeln, sie können sich sogar ihren Adepten, wie Christus, noch zwei oder dreimal nach dem Tode zeigen, aber sie vermögen es nicht, das Leben zu ergreifen und zu lenken. Sie können den ganzen Menschen nicht mit sich fortreißen, es gelingt ihnen dies bloß mit halben Menschen. Wenn der Berg am 13. Juni gesiegt hätte, was hätte er tun können? Es fehlte ihm vollkommen an neuen Gedanken. Wir hätten nur noch einmal eine farblose Photographie des charakteristischen und düsteren Gemäldes von Rembrandt oder Salvatore Rosa vom Jahre 1793 zu sehen bekommen, bloß ohne Jakobiner, ohne Kriege und sogar ohne die naiv wütende Guillotine.

Nach dem 13. Juni und dem mißglückten Aufstande in Lyon begannen die Verhaftungen. Der Maire und die Polizei

kamen auch zu uns in die Ville-d'Avray, um K. Blind und A. Ruge zu suchen; ein Teil unserer Bekannten wurde verhaftet. Die Conciergerie war überfüllt, in dem kleinen Saal waren mehr als sechzig Gefangene untergebracht; mitten im Zimmer stand ein Kübel für die Verrichtung der Notdurft, der nur einmal am Tage geleert wurde, und dies alles ereignete sich in dem zivilisierten Paris, während die Cholera unausgesetzt wütete. Da ich nicht die geringste Lust dazu verspürte, zwei Monate lang so komfortabel von verfaulten Bohnen und verwesendem Fleisch zu leben, nahm ich mir von einem Herrn aus der Moldau-Walachei einen Paß und reiste nach Genf ab.

Damals gehörten die Kommunikationsmittel in Frankreich noch Laffitte und Callia. Die Postwagen wurden auf die Schienen gehoben, wenn ich nicht irre, in Chalons wieder heruntergenommen und eine Strecke weiter wieder auf dem Schienenwege weiterbefördert. Neben mir im Coupé nahm ein sonnenverbrannter Herr mit einem rasierten Schnurrbart und höchst unangenehmen Gesichtszügen Platz, der mich argwöhnisch betrachtete; er hatte einen kleinen Reisekoffer und einen in Wachstuch gewickelten Degen mit sich. Offenbar war das ein verkleideter Sergeant aus der Stadt. Er beobachtete mich mehrmals vom Kopfe bis zur Zehe, setzte sich dann in eine Ecke und sprach kein Wort mit mir. Auf der ersten Station rief er den Schaffner und sagte ihm, er habe eine sehr wertvolle Karte vergessen, er wäre ihm sehr verbunden, wenn er ihm ein Stück Papier und ein Kuvert geben wollte. Der Schaffner bemerkte ihm, daß nur noch drei Minuten bis zum Abfahrtssignal übrig seien. Der Sergeant sprang hinaus; als er wiederkam, betrachtete er mich noch mißtrauischer als vorher. Unser Schweigen währte ungefähr vier Stunden lang. Dann bat er mich durch ein Zeichen um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Ich antwortete auch nur durch einen Blick und ein leichtes Nicken des Kopfes und nahm mir selbst eine Zigarre aus dem Etui. Als es dunkel wurde, fragte er mich: „Sie reisen nach Genf?“ — „Nein, nach Lyon.“ — „Ah!“ — Damit hatte die Unterhaltung ein Ende. Bald darauf öffnete sich die Tür und der Schaffner schob mit der größten Anstrengung einen

kahlköpfigen, dicken Herrn in einem bauschigen erbsgelben Mantel und einer bunten Weste ins Coupé. Der Herr trug einen Sack in der Hand und einen dicken Knotenstock und einen Schirm unterm Arm. Als der gute Onkel zwischen mir und dem Sergeanten Platz genommen hatte, fragte ich ihn, ehe er noch Zeit hatte, Atem zu holen: „Monsieur vous n'avez pas d'objection?“ Er hustete, wischte sich den Schweiß ab, band sich ein Tuch um den Kopf und antwortete freundlich: „Bitte, genieren Sie sich nicht, mein Sohn, der in Algier lebt, raucht immer, il fume toujours.“ Hierauf begann er zu plaudern und allerhand zu erzählen. Nach einer halben Stunde fragte er mich bereits, woher ich komme und wohin ich reise. Als er hörte, ich stamme aus der Walachei, rief er mit der dem Franzosen eigenen Höflichkeit aus: „Ah! c'est un beau pays,“ obwohl er nicht genau wußte, ob dies Land in der Türkei oder in Ungarn lag.

Mein Nachbar antwortete nur sehr lakonisch auf seine Fragen: „Monsieur est militaire?“ — „Oui Monsieur!“ — „Monsieur a été en Algérie.“ — „Oui Monsieur.“ — „Mein ältester Sohn auch, er ist jetzt noch dort. Sie reisen wohl nach Oran?“ — „Non, Monsieur.“ — „Gibt es in Ihrem Lande auch Posten?“ — „Zwischen Jassi und Bukarest,“ antwortete ich mit einer unnachahmlichen Sicherheit. „Unsere Posten werden aber von Stieren gezogen.“ Dies setzte meinen Nachbar auf äußerste in Erstaunen; er hätte sicher geschworen, daß ich aus der Walachei komme. Nach diesem glücklichen Einfall wurde selbst der Sergeant freundlicher und gesprächiger.

In Lyon nahm ich meinen Koffer und begab mich sofort nach dem anderen Postbureau. Ich bestieg den Omnibus und jagte nach fünf Minuten schon auf dem Wege nach Genf dahin. In der letzten größeren Stadt saßen auf dem Platz vor dem Polizeibureau ein Polizeikommissar und ein Schreiber. Daneben standen ein paar Gendarmen. Hier wurden die Pässe revidiert. Die Personalbeschreibung paßte nicht ganz auf mich, daher sagte ich zum Gendarm, während ich aus dem Wagen stieg: „Mon brave, wo könnten wir zusammen ein Glas Wein trinken, bitte, sagen Sie es mir doch schnell. Ich halte es nicht mehr aus vor Hitze.“

„Bitte. Zwei Schritte von hier ist ein Café, das meiner Schwester gehört."

„Und was soll ich mit dem Paß machen?"

„Geben Sie ihn mir, ich will ihn meinem Kollegen geben, der wird ihn Ihnen bringen."

Einige Minuten später saß ich mit dem Gendarm im Café seiner leiblichen Schwester hinter einer Flasche Wein; nach fünf Minuten brachte sein Kollege den Paß; ich lud ihn auch zu einem Glase ein, er grüßte militärisch, und wir begaben uns als die besten Freunde zum Postwagen. Die erste Etappe war also glücklich genommen. Wir erreichten glücklich die Grenze, hier mußten wir eine Brücke passieren, die über einen Fluß führte; auf der anderen Seite befand sich das piemontesische Zollamt. Die französischen Gendarmen liefen am Ufer hin und her und suchten Ledru Rollin, der längst vorüber gefahren war, oder mindestens Felix Piat, der bald darauf trotzdem die Grenze überschritt, und zwar ebenso wie ich mit einem walachischen Paß.

Der Schaffner erklärte uns, hier sei die letzte Revision der Papiere, das dauere recht lange, etwa eine halbe Stunde, darum riet er uns, im Restaurant der Post zu Mittag zu speisen. Wir traten ein und hatten eben Platz genommen, als ein zweiter Postwagen aus Lyon ankam. Die Passagiere kamen ins Zimmer, der erste, den ich bemerke, ist mein Sergeant. Verflucht! Ich hatte ihm doch gesagt, ich fahre nach Lyon. Wir grüßten uns kühl; er war, wie es schien, auch sehr erstaunt, aber sagte kein Wort.

Jetzt kam der Gendarm und brachte unsere Pässe; die Postwagen warteten bereits auf der anderen Seite auf uns. „Bitte, meine Herren! Sie müssen zu Fuß über die Brücke gehen!" — „Da haben wir's," dachte ich mir, "jetzt kommt's." Wir verließen das Zimmer und gingen über die Brücke, aber es wickelte sich alles glatt ab.

„Ha, ha, ha," sagte der Sergeant mit nervösem Lächeln, „wir sind also doch herübergekommen. Mir fällt ein Stein vom Herzen."

„Wie?" fragte ich, „Sie sind doch nicht etwa? ...."

„Na, Sie doch auch .. will ich meinen."

„Ich bitte Sie," sagte ich herzlich lachend, „ich komme direkt aus Bukarest — beinahe auf Stieren!"

„Das ist Ihr Glück," sagte mir der Schaffner und drohte mir mit dem Finger. „Das nächste Mal werden Sie hoffentlich vorsichtiger sein. Wie konnten Sie bloß dem Burschen, der Sie ins Bureau führte, zwei Franken Trinkgeld geben. Es ist noch gut, daß er zu uns gehört. Er sagte sogleich zu mir: „Der Herr ist wohl ein Roter, er ist keinen Augenblick in Lyon geblieben und freute sich so über den Platz, daß er mir zwei Franken Trinkgeld gab." — „Sei still! Das geht dich nichts an," sagte ich zu ihm. „Eine Polizeibestie kann uns hören, und dann wird er noch verhaftet!"

Am folgenden Tage kamen wir nach Genf, diesem alten Hafen der Verfolgten ... Michelet sagt in seiner Geschichte des XVI. Jahrhunderts: „Während der König starb, flohen hundertundfünfzig Familien nach Genf; nach einiger Zeit folgten ihnen weitere tausendvierhundert. Französische und italienische Emigranten haben das eigentliche Genf gegründet, diesen wunderbaren Zufluchtsort dreier Nationen; ohne jede Unterstützung, in beständiger Furcht vor den Schweizern hat er sich allein durch seine sittliche Kraft erhalten.

Die Schweiz war damals ein Sammelbecken, in das alle Elemente zusammenströmten, die die Bewegung, welche Europa durchzitterte, noch nicht verschlungen hatte. Die Vertreter aller mißglückten Revolutionen zogen zwischen Genf und Basel herum. Ganze Trupps von Landwehrmännern überschritten den Rhein, andere überschritten den Gotthard oder kamen über den Jura. Die furchtsame Regierung der Föderation wagte es noch nicht, sie offen zu verfolgen, die Kantone aber legten noch Wert auf ihr altes, heiliges Recht, eine Zuflucht der Flüchtlinge zu sein.

Wie bei einer Parade, marschierten diese Menschen feierlich durch Genf hindurch, blieben hier stehen, machten Rast und zogen dann weiter, — sie, von denen alles sprach, die ich liebte, noch ehe ich sie kannte, und denen ich jetzt so ungeduldig entgegeneilte.

XXVI. Der Turmbau zu Babel. — Die deutschen Umwälzungsmänner. — Die französischen Montagnards. — Die italienischen Fuorusciti in Genf. — Mazzini, Garibaldi, Orsini. — Romanische und germanische Tradition. — Ein Spaziergang auf dem „Fürsten Radetzky".

Es gab eine Zeit, wo ich in einem Anfall von Erregung und bitterer Ironie ein Pamphlet im Stil einer Grandvilleschen Illustration unter dem Titel: „Les réfugiés peints par eux mêmes" schreiben wollte. Heute bin ich froh, daß ich es nicht getan habe. Jetzt sehe ich die Dinge ruhiger an; ich spotte weniger und meine Empörung hat sich gelegt. Zudem dauert die Verbannung immer sehr lange und lastet mit schwerem Druck auf den armen Opfern.

Dennoch muß ich auch heute noch sagen, daß die Auswanderung, die nicht unter einem bestimmten Gesichtspunkt, mit einem bestimmten Zweck unternommen wird, und nur durch den Sieg der gegnerischen Partei erzwungen ist, die Entwickelung unterbindet und die Menschen aus einer lebendigen in eine illusorische Tätigkeit hineinzieht. Die Menschen verlassen ihre Heimat mit einem zurückgedrängten Haß und dem beständigen Gedanken, daß sie morgen wieder zurückkehren werden, kommen nicht weiter und kehren immer wieder zu ihrem alten Standpunkt zurück; die Hoffnung läßt sie nirgends festen Fuß fassen und erlaubt ihnen nicht, eine ernste Tätigkeit zu ergreifen; die Gereiztheit und die törichten und heftigen Streitereien lassen sie nie über eine bestimmte Anzahl von Fragen, Gedanken und Erinnerungen hinauskommen, die allmählich zu verpflichtenden und lästigen Traditionen gerinnen. Die Menschen, vor allem aber die unter ihnen, die sich in einer außergewöhnlichen Lage befinden, haben stets eine gewisse Neigung zum Formalismus, zum Zunftgeist und zu einer berufsmäßigen Uniform, so daß sie sofort zu einem handwerksmäßigen, doktrinären Typus verknöchern.

Alle Emigranten, die von der lebendigen Umgebung abgeschnitten sind, in die sie hineingehören, schließen ihre Augen, um die bittere Wahrheit nicht sehen zu müssen; sie träumen sich immer mehr in eine phantastische Welt hinein und geraten in einen in sich geschlossenen Kreis unbestimmter Er-

innerungen und unerfüllbarer Hoffnungen. Wenn wir hierzu noch hinzufügen, daß sie sich von den Nicht-Emigranten absondern, und ihre Erbitterung, ihren Argwohn, ihre Exklusivität und Eifersucht in Betracht ziehen, so wird uns dies neue und eigensinnige Israel ganz verständlich werden.

Die Emigranten von 1849 glaubten noch nicht an die Dauerhaftigkeit des Sieges ihrer Feinde; der Rausch ihrer letzten Erfolge war noch nicht verflogen, die Gesänge des jubelnden Volkes und sein Beifallsklatschen tönte noch in ihnen nach. Sie glaubten fest daran, daß ihre Niederlagen — ein augenblicklicher Mißerfolg seien; sie packten ihre Kleider noch nicht aus, um sie aus dem Koffer in die Kommode zu legen. Unterdessen stand Paris unter der Herrschaft der Polizei. Rom sank unter den Schlägen der Franzosen, in Baden wütete der Bruder des preußischen Königs und Paskewitsch führte nach echt russischer Art, d. h. mit Geschenken und Versprechungen Görgei hinters Licht. Genf war voll von Emigranten, es war zu einem Koblenz der 48er Revolution geworden. Italiener aus allen Provinzen, Franzosen, die den Verfolgungen Beauchards und dem Versaillier Prozeß entflohen waren, badische Landwehrmänner, die Genf in Reih und Glied betreten hatten, mit ihren Offizieren und Gustav Struve an der Spitze, die Teilnehmer am Wiener Aufstand, Tschechen und Polen aus Posen und Galizien — das alles wogte und drängte sich zwischen dem Hôtel des Bergues und dem Café dela Poste. Die Klügeren unter ihnen fingen an zu ahnen, daß diese Flucht kein kurzes Zwischenspiel war, sprachen von Amerika oder reisten ab. Die Mehrzahl hingegen, besonders aber die Franzosen, warteten, ihrer Natur getreu, tagaus, tagein auf den Tod Napoleons und die Geburt der demokratischen und sozialen Republik, oder doch auf die reine demokratische und durchaus nicht soziale Republik.

Einige Tage nach meiner Ankunft ging ich einmal in Pâquis spazieren. Unterwegs begegnete ich einem älteren Herrn, der mich an einen russischen Landgeistlichen erinnerte. Er trug einen niedrigen, breitkrämpigen Hut, eine unsaubere weiße Weste, und wandelte feierlich einher wie ein Priester. Neben

ihm ging ein Mensch von gewaltigen Dimensionen. Sein Körper war aus menschlichen Gliedmaßen von ungeheuerer Größe nachlässig zusammengefügt. Ein junger Literat namens F. Kapp begleitete mich. „Kennen Sie diese beiden Herren?“ fragte er mich. — „Nein! Aber wenn ich mich nicht irre, so ist das Lot oder Noah, der mit Abraham spazieren geht, welcher, statt eines Anzugs von Feigenblättern, einen schlechtsitzenden Mantel angezogen hat.“

„Das sind Struve und Heinzen,“ antwortete er lachend. „Wollen Sie sie kennen lernen.“

„Mit Vergnügen!“ Wir gingen ihnen entgegen und er stellte mich vor.

Die Unterhaltung drehte sich um Nichtigkeiten. Struve ging nach Hause und bat uns, ihn zu begleiten. Wir folgten ihm. Seine kleine Wohnung war voller Menschen. Das waren alles Badenser. Mitten unter ihnen saß eine große Dame, die aus der Ferne den Eindruck einer großen Schönheit machte. Sie hatte wundervolles Haar, das ihr Gesicht seltsam umrahmte. — Dies war Struves Gattin, die berühmte Amalia.

Struves Gesicht machte auf mich von vornherein einen merkwürdigen Eindruck. In ihm spiegelte sich etwas von jenem moralischen Starrkrampf, mit dem der Aberglaube Heilige und Sektierer beschenkt. Wenn ich diese starke enge Stirn, den ruhigen Blick, den ungekämmten Bart, das graumelierte Haar und die ganze Gestalt betrachtete, glaubte ich einen fanatischen Pastor aus dem Heer Gustav Adolfs, den der Tod verschont hatte, oder einen Mönch vom Berge Tabor vor mir zu haben, einen Bußprediger, der für das Abendmahl in beiderlei Gestalt eintrat. Das Gesicht Heinzens, dieses Sobakewitsch der deutschen Revolution war finster und grob. Er war sehr sanguinisch und plump, sah zornig unter der Stirne hervor und war sehr einsilbig. Später schrieb er einmal, man brauche nur zwei Millionen Menschen auf der ganzen Erdkugel abzuschlachten, um der Revolution zum Siege zu verhelfen. Wer ihn nur ein einziges Mal gesehen hat, wird sich nicht wundern, daß er so etwas schreiben konnte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich eine Episode erwähnen, die

mit diesem kannibalischen Einfall in nahem Zusammenhang steht. In Genf lebte damals, wie noch heute, ein Doktor R., eine Seele von einem Menschen, einer von den treuesten und platonischsten Verehrern der Revolution und ein großer Freund aller Emigranten. Er behandelte, fütterte und bewirtete sie auf seine eigenen Kosten. Man konnte so früh man wollte ins Café de la Poste kommen, der Doktor war sicher da und las bereits die dritte oder vierte Zeitung. Dann winkte er einem geheimnisvoll mit dem Finger und flüsterte einem ins Ohr: „Ich glaube, das gibt heute in Paris einen heißen Tag." „Warum?" „Ich kann es Ihnen nicht sagen, von wem ich es gehört habe, aber es ist ein Mann, der Ledru Rollin nahe steht. Er war auf der Durchreise hier." — „Aber, liebster Doktor, Sie haben ja schon gestern und vorgestern darauf gewartet." — „Nun, was schadet denn das? . . . Die Stadt Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden!"

An diesen Mann, der ein Freund Heinzens war, wandte ich mich in demselben Café, als Heinzen sein menschenfreundliches Programm veröffentlicht hatte. „Wozu schreibt Ihr Freund eigentlich solch einen gefährlichen Unsinn? Die Reaktion brüllt laut, und sie hat eigentlich recht. — Was ist das für ein deutscher Marat! Man kann doch nicht zwei Millionen Köpfe fordern?" R. wurde verlegen, wollte aber den Freund nicht preisgeben. „Hören Sie," sagte er schließlich, „Sie vergessen eins: Heinzen spricht vom ganzen Menschengeschlecht, unter diesen zwei Millionen sind doch mindestens zweihunderttausend Chinesen." — „Das ist natürlich eine andere Sache! Chinesen braucht man freilich nicht zu schonen," antwortete ich. Ich konnte nie das Lachen unterdrücken, wenn ich mich in späteren Zeiten an diesen mildernden Umstand erinnerte.

Ungefähr zwei Tage nach unserer Begegnung in Pâquis kam der Kellner des Hôtels des Bergues, wo ich logierte, in mein Zimmer und meldete mir feierlich, daß der „General Struve mit seinen Adjutanten" mich zu sprechen wünsche. Ich glaubte, daß sich jemand einen Scherz mit dem Burschen erlaubt hatte, oder daß er nicht recht verstanden habe. Doch gleich darauf öffnete sich die Tür und

„Herein mit bedächtigem Schritt
Gustav Struve tritt . . .“

Vier Herren folgten ihm, zwei in einer militärischen Uniform, wie sie damals die Freischärler trugen, und großen, roten Armbinden, die mit verschiedenen Emblemen verziert waren. Struve stellte mir sein Gefolge vor, das er ganz demokratisch als „Brüder in der Verbannung“ anredete. Hierbei erfuhr ich zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß einer von diesen, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, der das Aussehen eines Burschen hatte, welcher erst vor kurzem seine Fuchsenprüfung bestanden hatte, mit Erfolg den Posten eines Ministers des Innern per interim bekleidet hatte.

Struve suchte mich sofort in seine Theorie der sieben Geißeln einzuweihen: Das waren nämlich die Päpste, die Pfaffen, die Könige, die Soldaten, die Bankiers usw. Ferner trug er mir seine Idee einer neuen demokratischen und revolutionären Religion mit. Ich wendete ein: wenn es schon von unserem Willen abhänge, eine neue Religion einzuführen oder nicht, so solle man lieber gar keine einführen, sondern das dem Willen Gottes überlassen, da das doch eigentlich seine Sache sei. Struve ließ etwas über die Weltseele fallen, worauf ich ihm antwortete, Schelling habe zwar eine so klare Definition der Weltseele gegeben, indem er sie das Schwebende nannte, ich könnte sie aber trotzdem nicht verstehen. Er sprang vom Stuhle auf, rückte mir ganz nahe auf den Leib und sagte: „Verzeihung! Ich bitte.“ Bei diesen Worten begann er mit seinen Fingern auf meinem Kopfe herumzutrommeln. Dabei drückte er so kräftig drauf, als ob mein Schädel die Klaviatur eines Fis-Harmoniums wäre. „In der Tat,“ sagte er, indem er sich zu den vier „Brüdern in der Verbannung“ wandte, „Bürger Herzen hat kein, aber auch kein Organ der Veneration.“ Alle waren sehr befriedigt, weil mir das Organ der Veneration fehlte, am meisten ich selbst.

Hierbei erklärte er mir, er sei ein großer Phrenologe und habe nicht bloß ein Buch über Galls System geschrieben, sondern sich auch seine Frau Amalia nach den Prinzipien dieses Werkes gewählt, indem er zuvor ihren Schädel untersucht

habe. Er versicherte, daß ihr der Gehirnhügel der Leidenschaft vollständig fehle, und daß der hintere Teil des Schädels, wo sie ihren Sitz habe, ganz platt sei. Dieser Moment, der zugleich ein genügender Scheidungsgrund war, hätte ihn veranlaßt, sie zu heiraten.

Struve war ein Original; er aß nur Pflanzenkost, trank etwas Milch dazu und verschmähte den Wein. Dieselbe Diät hatte er seiner Amalia auferlegt, aber selbst dies schien ihm noch zu wenig; daher ging er jeden Tag mit ihr zusammen an die Arve, um zu baden, obwohl das Wasser hier nie mehr als acht Grad hat, auch nicht im Hochsommer, weil es zu schnell den Berg hinabläuft, und nicht Zeit hat, sich zu erwärmen.

Später fand ich einmal Gelegenheit, mit ihm über die vegetarische Kost zu sprechen. Ich machte dieselben Einwände, die man stets zu machen pflegt: ich verwies auf den Bau unserer Zähne, auf den großen Kraftverlust bei der Assimilation des Pflanzenfibrins, auf die geringere Entwicklung des Gehirns bei den pflanzenfressenden Tieren. Er hörte mich ruhig an, ärgerte sich nicht, aber beharrte fest auf seinem Standpunkt. Zum Schluß sagte er zu mir, offenbar mit der Absicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen: „Wissen Sie auch, daß ein Mensch, der sich vegetarisch ernährt, seinen Körper so gründlich von allen giftigen Stoffen reinigt, daß er nach dem Tode nicht mehr riecht?" — „Das ist natürlich sehr angenehm, aber was habe ich davon?" antwortete ich ihm. „Ich werde meinen Körper doch nicht mehr beriechen, wenn ich tot bin." Struve lächelte nicht einmal, sondern erwiderte mir mit ruhiger Zuversicht: „Sie werden noch einmal anders über diese Dinge reden." — „Wenn mir das Organ der Veneration gewachsen sein wird," antwortete ich.

Gegen Ende des Jahres 1849 schickte mir Struve seinen neuen Kalender für das freie Deutschland. Die Tage, die Monate, alles war in eine altdeutsche und schwer verständliche Mundart übertragen. Die Tage waren nicht mehr den Heiligen, sondern irgend welchen zwei Berühmtheiten geweiht, z. B. Washington und Lafayette, dafür wurde jeden zehnten die Er-

innerung zweier Feinde des Menschengeschlechts, z. B. Nikolaus' und Metternichs, gefeiert. Als Feiertage galten die Tage, die dem Andenken der größten Männer, so z. B. Luther, Columbus usw., geweiht waren. In diesem Kalender hatte Struve den Weihnachtstag galant durch ein Fest zu Ehren Amalias ersetzt.

Einst trafen wir uns auf der Straße, und er schlug mir vor, in Genf eine Zeitschrift für alle Emigranten herauszugeben. Sie sollte in drei Sprachen erscheinen, hauptsächlich dem Kampfe gegen die „sieben Geißeln“ geweiht sein und „das heilige Feuer“ der Nationen unterhalten, die heute von der Reaktion erdrückt würden. Ich mußte natürlich zugeben, daß die Idee sehr gut sei.

Die Herausgabe von Zeitschriften war damals eine allgemeine Krankheit. Jede zweite oder dritte Woche entstanden neue Pläne, erschienen Probehefte; man verschickte Programme, gab zwei, drei Nummern heraus — und bald war das Ganze wieder vergessen. Menschen, die zu nichts Gutem mehr fähig waren, hielten sich noch immer für fähig, eine Zeitschrift herauszugeben, sammelten hundert bis zweihundert Franken und verbrauchten sie, um die erste Nummer herauszugeben, die gewöhnlich auch die letzte war. Daher war ich über Struves Absicht nicht im geringsten erstaunt. Um so mehr wunderte ich mich, als er am anderen Morgen gegen sieben Uhr bei mir erschien. Ich dachte, es müsse irgend ein Unglück passiert sein, aber Struve nahm ruhig Platz und zog ein Papier aus der Tasche. Während er sich anschickte, es vorzulesen, sagte er zu mir: „Bürger, da wir uns gestern über die Notwendigkeit geeinigt haben, eine Zeitschrift herauszugeben, bin ich gekommen, um Ihnen das Programm vorzulegen.“

Nachdem er es vorgelesen hatte, erklärte er mir, er wolle noch zu Mazzini und einigen anderen hingehen, um sie zu einer Zusammenkunft bei Heinzen einzuladen. Ich ging auch zu Heinzen; er saß zornig am Tische und hielt ein Heft in der einen Hand. Die andere streckte er mir entgegen und brummte mit seiner tiefen Stimme in seinen Bart: „Bürger! Platz!“

Es waren noch etwa acht Deutsche und Franzosen zu-

gegen. Ein Ex-Deputierter der französischen Nationalversammlung saß am Tische und machte einen Überschlag der Kosten. Hierbei machte er sich allerhand Notizen auf einem Blatt, das er mit schiefen Lettern vollgeschrieben hatte. Als Mazzini gekommen war, machte Struve den Vorschlag, das von Heinzen verfaßte Programm zu verlesen. Heinzen räusperte sich und fing an deutsch zu lesen, obwohl es nur eine Sprache gab, die von sämtlichen Anwesenden verstanden wurde: die französische.

Da diese Leute keine einzige neue Idee hatten, so war das Programm natürlich nichts als eine alte Variation jener demokratischen Expektorationen, die eigentlich nur Predigten über revolutionäre Texte, in der Art der Kirchenpredigten über einen Bibeltext waren. Heinzen suchte den Vorwurf des Sozialismus versteckt abzuwehren und behauptete, die demokratische Republik werde die wirtschaftliche Frage ganz allein und zur allgemeinen Zufriedenheit lösen. Derselbe Mensch, der nicht davor zurückschreckte, ein Opfer von zwei Millionen Menschenköpfen zu verlangen, fürchtete sich, daß sein Organ für kommunistisch gehalten werden könnte.

Ich machte ihm nach der Vorlesung ein paar Einwände, aber erriet sehr bald aus seinen kurzen Antworten, aus der Intervention Struves und aus den Gesten des französischen Deputierten, daß wir nur deshalb zur Beratung eingeladen worden waren, um das Programm von Heinzen und Struve anzunehmen. Dies stand übrigens ganz im Einklang mit der Theorie des Militärgouverneurs von Nowgorod, Elpidiphor Antiochowitsch Saroff.

Mazzini hatte traurig zugehört; übrigens erklärte er sich mit allem einverstanden, und er war, glaube ich, einer der ersten, der zwei oder drei Aktien zeichnete. Si omnes consentiunt, ego non dissentio, dachte ich, wie Schufterle in Schillers Räubern und unterschrieb gleichfalls.

Dennoch war die Zahl der Aktionäre zu klein; der Deputierte mochte die einzelnen Posten noch so geschickt summieren und gruppieren, — die gezeichnete Summe war unzureichend.

„Meine Herren," sagte Mazzini, „ich habe ein Mittel gefunden, um diese Schwierigkeit zu überwinden; wir wollen die Zeitschrift vorläufig nur in deutscher und französischer Sprache herausgeben, was die italienische Ausgabe anbelangt, so verspreche ich euch, alle bedeutsamen Artikel in meiner Italia del Popolo abzudrucken, damit fällt ein Drittel der Ausgaben weg.

„Tatsächlich! Das ist eine glänzende Idee!" Der Antrag Mazzini wurde einstimmig angenommen. Er war sichtlich froh darüber. Ich mußte mir das Lachen mit Gewalt verbeißen, und es reizte mich lebhaft, ihm zu zeigen, daß ich seinen Schachzug bemerkt hatte. Ich näherte mich ihm, nahm einen Augenblick wahr, wo niemand in der Nähe war und sagte zu ihm: „Sie haben sich höchst geschickt von der Zeitschrift zurückgezogen."

„Hören Sie!" meinte er, „der italienische Teil ist doch wirklich überflüssig!"

„Genau wie die beiden anderen Teile," bemerkte ich. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, um jedoch sofort wieder zu verschwinden.

Ich begegnete Mazzini schon zum zweitenmal. Mazzini, der von meinem Aufenthalt in Rom Kenntnis erhalten hatte, sprach den Wunsch aus, mich kennen zu lernen. Eines Morgens machte ich ihm in Gesellschaft von L. Spini einen Besuch in Pâquis.

Als wir eintraten, saß Mazzini niedergeschlagen am Tisch und hörte zu, wie ein großer, schlanker und schöner blonder, junger Mann ihm etwas erzählte. Dies war ein tapferer Kamerad Garibaldis, der Verteidiger Vaccellos und Anführer der römischen Legionäre Giacomo Medici. Neben ihm saß ein anderer junger Mann, der mißmutig und zerstreut vor sich hinblickte. Er saß in tiefes Sinnen versunken da und schien nichts davon zu bemerken, was um ihn herum vorging. Es war ein Kamerad Mazzinis, einer der drei Triumvirn — Marcus Aurelius Saffi.

Mazzini stand auf, sah mir mit seinem durchdringenden Blick offen ins Angesicht und streckte mir freundschaftlich

beide Hände entgegen. Selbst in Italien findet man selten einen solchen bei allem Ernst und aller Strenge doch feinen und schönen Kopf von antiker Prägung. Zuweilen nahm sein Gesicht einen harten und finsteren Ausdruck an, aber es wurde sofort wieder weich und heiter. Eine ununterbrochene konzentrierte Gedankentätigkeit belebte seine wehmütigen Augen. Aus ihnen, sowie aus der gefalteten Stirn sprach ein Abgrund von Starrsinn und Hartnäckigkeit. Diese Züge trugen den Abdruck langjähriger schwerer Sorgen, schlafloser Nächte, furchtbarer Stürme, mächtiger Leidenschaften, oder richtiger, einer starken Leidenschaft; es lag etwas Phantastisches, ich möchte sagen etwas Asketisches in diesem Gesicht.

Mazzini war sehr schlicht und liebenswürdig im Verkehr; doch aber fühlte man heraus, daß er gewohnt war zu herrschen, — besonders im Streit; es wurde ihm sehr schwer, seinen Ärger zu verbeißen, wenn jemand ihm widersprach. Bisweilen tat er es auch gar nicht. Er kannte seine Macht und verachtete daher alle äußeren Abzeichen einer diktatorischen Gewalt. Seine Popularität war damals ungeheuer groß. In seinem kleinen Zimmer, mit der Zigarre im Munde, die er nie weglegte, hielt Mazzini in Genf, wie einst der Papst in Avignon, alle Fäden des psychischen Telegraphen in seiner Hand, die ihn in beständigem Kontakt mit der ganzen Halbinsel erhielten. Er kannte jeden Pulsschlag seiner Partei, fühlte jede kleinste Erschütterung, reagierte auf jeden Vorgang und wies allem und jedem mit einer unermüdlichen Geschäftigkeit seinen Platz und seine Richtung an.

Ein Fanatiker und zugleich ein gewaltiger Organisator, hatte er ganz Italien mit einem Netz von geheimen Gesellschaften bedeckt, die alle miteinander in Verbindung standen und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten. Diese Gesellschaften verzweigten sich in Tausende von geheimen Arterien, differenzierten sich in kleinere Gruppen und verschwanden in den Apenninen und Alpen, den Palazzos der Fürsten und den dunklen Gassen der italienischen Städte, wo die Polizei niemals hindringen konnte. Dorfgeistliche, Postschaffner, lombardische Principes, Schmuggler, Kneipwirte, Weiber, Ban-

diten, — alles nahm am gemeinsamen Werke teil, sie alle waren Glieder einer großen Kette, die an seiner Person hing und sich ihm unterordnete.

Mit einer merkwürdigen Konsequenz und einer seltenen Regelmäßigkeit erscheinen seit den Zeiten Menottis und des Bruders Bandiera begeisterte Jünglinge, energievolle Plebejer, kraftvolle Aristokraten, mitunter selbst hinfällige Greise; sie alle folgen den Weisungen Mazzinis, den der ehrwürdige Greis Beconarotti, ein Freund und Kamerad Gracchus Babœufs, zum Kämpfer geweiht hatte; — sie stürzen sich in den ungleichen Kampf, spotten der Ketten und des Schafotts und sterben mit dem Rufe auf den Lippen: „Viva l'Italia! Evviva Mazzini!"

Eine solche revolutionäre Organisation hat noch nie existiert und kann es wohl nur in Italien oder vielleicht noch in Spanien geben. Heute hat sie ihre frühere Einheitlichkeit und Macht verloren; ein zehnjähriges Martyrium hat ihre Kraft gebrochen, sie hat sich verblutet in der Unruhe der Erwartung, der Grundgedanke, der sie beseelt, ist veraltet, und doch, welche Leidenschaft steckt auch heute noch in ihr, was produziert sie noch für wunderbare Helden:

Pianori, Orsini, Pisacane!

Ich glaube nicht, daß sich ein Land durch den Tod eines einzelnen Menschen von dem tiefen moralischen Niedergang erholen könne, in dem das heutige Frankreich begriffen ist.

Ich kann den Plan nicht billigen, nach dem Pisacane seine Landung unternahm. Sie kam mir ebenso verfrüht vor, wie die beiden letzten Versuche in Mailand; aber davon ist hier nicht die Rede; ich spreche nur von der Ausführung selbst. Diese Menschen haben etwas Imponierendes durch die Größe ihrer düsteren Poesie und ihre furchtbare Gewalt; sie lassen eine Kritik und eine Verurteilung gar nicht aufkommen. Ich kenne keinen Fall eines großartigeren Heroismus, weder bei den Griechen und Römern, noch bei den Märtyrern des Christentums und der Reformation.

Ein Häuflein energischer Leute nähert sich der unseligen neapolitanischen Küste. Sie sind eine Herausforderung, ein Beispiel, ein lebendiges Zeugnis dafür, daß in diesem Volke

noch nicht alles gestorben ist. Ihr schöner junger Führer fällt als erster mit dem Banner in der Hand; nach ihm fallen die anderen, was schlimmer ist, sie fallen in die Hände des Bourbonen.

Der Tod Pisacanes und Orsinis waren zwei furchtbare Donnerschläge in einer schwülen Nacht. Das romanische Europa zuckte zusammen. — Der wilde Eber zog sich erschrocken nach Caserta zurück und hielt sich in seiner Höhle versteckt. Der schreckensbleiche Rosselenker von Frankreichs Leichenwagen, der mit seiner Beute nach dem Friedhofe eilte, schwankte auf seinem Sitze.

Kein Wunder, daß diese Landung Pisacanes ein so wundervolles Echo im Volke gefunden hat.

Sceser con l'armi e a noi non fecer guerra,
Ma s'inclinaron per baciar la terra:
Ad uno, ad uno li gardai nel viso,
Tutti avean una lagrima e un sorriso,
Li disser ladri, usciti dalle tane,
Ma non portaron via nemmeno un pane;
E li senti mandare un solo grido:
Siam venuti a morir per nostro lido —
Eran trecento, eran giovani e forti:
E sono morti!

Con gli occhi azzuri, e coi capelli d'oro
Un giovin camminava innanzi a loro;
Mi feci ardita, e presol per la mano,
Gli chiesi: Dove vai bel capitano?
Guardommi e mi rispose: O mia sorella,
Vado a morir per la mia patria bella!
Io mi senti tremare tutto il core;
Né potei dirgli: V'aiuti il signore.
Eran trecento, eran giovani e forti:
E sono morti!

L. Mercantini, La Spigolatrice di Sapri.

Ich lasse hier die schwächliche Prosaübersetzung dieser wunderbaren Strophen folgen, die zur Volkslegende geworden sind:

„Sie stiegen mit der Waffe in der Hand herab, aber sie kämpften nicht mit uns; sie warfen sich auf die Erde und küßten sie; ich sah jeden von ihnen an, einen jeden von ihnen.

Jedem zitterte eine Träne im Auge, ein Lächeln spielte auf seinen Lippen. Man sagte zu uns, sie seien Räuber, die aus ihren Höhlen hervorgekommen seien; aber sie nahmen nichts von uns, nicht einmal ein Stück Brot, und wir hörten nichts als den Ruf aus ihrem Munde: ‚Wir sind gekommen, für unser Vaterland zu sterben!‘

Sie waren dreihundert junge, starke Männer und sind alle gefallen.

Vor uns ging ein junger goldhaariger Führer mit blauen Augen. Ich faßte Mut, ergriff seine Hand und fragte ihn: ‚Wohin gehst du nun, herrlicher Held?‘ Er sah mich an und sagte: ‚Meine Schwester, ich gehe, um für das Vaterland zu sterben.‘ Und mein Herz wurde sehr traurig; ich war nicht imstande ihm zuzurufen: ‚Gott helfe dir!‘

Sie waren dreihundert junge, starke Männer und sind alle gestorben!“

Und ich habe den bel capitano gekannt und mehr als einmal mit ihm über das Schicksal seines armen Vaterlandes gesprochen! . . .

1849 war Mazzini eine große Macht; die Regierungen fürchteten ihn nicht ohne Grund. Sein Stern strahlte damals mit vollem Glanze, — aber es war der Glanz des Untergangs. Er hätte sich noch lange auf seinem Platz erhalten können und wäre nur ganz allmählich verblaßt; aber nach vielen Mißerfolgen und gewaltsamen Experimenten neigte er sich bald dem Untergange zu.

Die einen von den Freunden Mazzinis näherten sich Napoleon die anderen Piemont. Mazzini ging seinen eigenen revolutionären Weg und bildete eine Sekte; der föderative Geist der Italiener erhob sein Haupt.

Selbst Garibaldi hielt blutenden Herzens ein strenges Gericht über Mazzini, und veröffentlichte unter dem Druck seiner Feinde jenen Brief, in dem er indirekte Anklagen gegen ihn richtete.

Das war der Grund, weswegen Mazzini alt und grau geworden war, ein Zug von galliger Intoleranz und eine gewisse

Erbitterung sprach von nun ab aus seinen Zügen und aus seinen Augen. Aber solche Menschen fügen sich nicht und geben nicht nach. Je schlechter es ihnen geht, um so höher erheben sie ihr Banner. Mazzini konnte heute seine Freunde und sein Geld verlieren oder mit Mühe und Not den Ketten und dem Galgen entgehen, das wurde für ihn nur ein Anlaß, sein Haupt noch stolzer und eigensinniger zu erheben; er sammelte neues Geld, suchte sich neue Anhänger, legte sich die größten Entbehrungen auf, aß, trank und schlief kaum, grübelte ganze Nächte über neue Pläne nach, bis er etwas wirklich Neues ersonnen hatte. Dann stürzte er sich wieder in die Schlacht, um nach einer neuen Niederlage wieder mit derselben Hitze und derselben unruhigen Begeisterung ans Werk zu gehen.

In dieser unbeugsamen Standhaftigkeit, in diesem festen Glauben, der allen Tatsachen Trotz bot, in dieser unermüdlichen Tätigkeit, die sich von jeder Niederlage nur gereizt und gespornt fühlte, lag etwas Großes und wenn man will, etwas von Tollheit. Diese Tollheit ist jedoch häufig gerade das, was den Grund des Erfolges ausmacht, sie ist es, die so stark auf die Nerven des Volkes wirkt und es mit sich fortreißt. Ein großer Mann, der spontan und unvermittelt handelt, muß ein großer Maniker sein; dies gilt besonders für ein so leidenschaftliches Volk wie die Italiener, am meisten aber da, wo es sich um den Schutz und die Verteidigung der religiösen Idee des Volkstums handelt. Nur die Folgen können zeigen, ob Mazzini durch seine überflüssigen und unglücklichen Experimente etwas von seiner magnetischen Anziehungskraft bei den Massen Italiens verloren hat. Nicht die Vernunft und die Logik regieren die Völker, sondern der Glaube, die Liebe und der Haß.

Die italienischen Emigranten standen keineswegs höher als die anderer Länder, weder an Talent noch an Bildung; ein großer Teil von ihnen kannte nichts außer ihren Dichtern und der Geschichte ihres Vaterlandes. Aber dafür fehlte ihnen jene abgenutzte, stereotype Prägung der französischen Durchschnittsdemokraten, welche immer ein und dasselbe reden, deklamieren, sich nach Art von Herdentieren begeistern, empfinden und ihre Gefühle alle nach einer Schablone ausdrücken;

sie hatten nichts von jener ungeschliffenen Grobheit und jenen studentischen Kneipsitten, die den deutschen Emigranten auszeichnen. Der französische Durchschnittsdemokrat ist ein Bourgeois in spe, der deutsche Revolutionär ist, wie der deutsche Bursch, — auch bloß ein Philister; nur befindet er sich in einem anderen Stadium der Entwicklung. Die Italiener sind weit urwüchsiger und in weit höherem Grade Individuen.

Die Franzosen werden zu Tausenden nach einer einzigen Schablone produziert. Die gegenwärtige Regierung hat das Geheimnis erkannt, das den Grund für das Verschwinden der Individualitäten bildet, es hat ihn nicht geschaffen; es hat das Erziehungswesen ganz im Geiste der Franzosen ausgebildet, d. h. die allgemeine Erziehung, weil es eine häusliche Erziehung in Frankreich nicht gibt. In allen Städten des Reichs wird an ein und demselben Tage und zur selben Stunde dasselbe nach denselben Büchern unterrichtet. Bei allen Examen werden dieselben Fragen gestellt, man braucht dieselben Beispiele, und jeder Lehrer, der vom vorgeschriebenen Text abweicht oder das Programm ändert, wird sofort abgesetzt. Diese seelenlose Gleichförmigkeit der Erziehungsmethoden hat nur das in eine obligatorische Form gefaßt, was sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, was von jeher im Geiste der Menschen schlummerte. Dies ist das formal-demokratische Niveau, angewandt auf die geistige Entwicklung. Nichts Ähnliches gibt es in Italien. Der Italiener ist von Natur Föderalist und Künstler, daher ist ihm alles Gleichförmige, Kasernenhafte, geometrisch Abgezirkelte ein Greuel. Der Franzose ist ein geborener Soldat: er liebt die Front, das Kommando, die Uniform, er liebt es, den Leuten Schrecken einzujagen. Der Italiener ist eher Bandit als Soldat, womit ich keineswegs etwas Böses von ihm sagen will. Er zieht es vor, seinen Feind zu töten, wenn er es selbst will, und sein eigenes Haupt aufs Schafott zu legen, als auf Befehl zu töten. Dafür trägt er auch allein die Verantwortung. Er zieht es vor, bescheiden in den Bergen zu leben und Schmuggler bei sich zu verstecken, als sie zu denunzieren und den ehrenvollen Posten eines Gendarmen zu bekleiden.

Der gebildete Italiener erzieht sich selbst, so wie wir Rus-

sen; ihn bilden das Leben, die Leidenschaften, die Bücher, die ihm in die Hand fallen; so erarbeitet er sich eine bestimmte Anschauung und Überzeugung. Daher kommen bei ihm, wie bei uns, Unebenheiten und Lücken vor. Die Russen und Italiener stehen weit zurück hinter den Franzosen mit ihrem vollendeten Spezialistentum und hinter den Deutschen mit ihrer theoretischen Gelehrsamkeit; dafür sind sie lebensvoller und farbenreicher.

Wir haben zwei Fehler, die uns gemeinsam sind. Der Italiener hat dieselbe Neigung zum Müßiggang wie wir; er hält die Arbeit nicht für ein Vergnügen; er liebt ihre Unruhe, ihre Härte nicht, sie raubt ihm die Muße. Daher ist die Industrie in Italien fast ebensoweit zurück wie bei uns; auch unter ihren Füßen liegen gewaltige Schätze, und sie denken ebensowenig daran, sie zu heben, wie wir. Die Sitten haben sich in Italien durch das neu heraufgekommene Kleinbürgertum weit weniger verändert, wie in Frankreich und England.

Die Geschichte des italienischen Bürgertums hat wenig Ähnlichkeit mit der der französischen und englischen Bourgeoisie. Die reichen Bürger, die Nachkommen des popolo grosso, haben bisweilen erfolgreich mit der Feudalaristokratie konkurriert, sie waren die Herren der Städte, und so kam es, daß sie sich nicht so weit vom Plebejer und Contadino entfernten, ja ihm sogar näher kamen, als die schnell reich gewordene Plebs der anderen Völker. Das Bürgertum im französischen Sinn wird in Italien durch eine besondere Schicht vertreten, die sich nach der ersten Revolution gebildet hat, und die man, wie das in der Geologie üblich ist, die piemontesische Schicht nennen kann. Sie unterscheidet sich in Italien wie auf dem ganzen Kontinent von Europa dadurch, daß sie in vielen Punkten sehr liberal ist und sich in allen Punkten schrecklich vor dem Volke und vor den allzu unbescheidenen Reden über Lohn und Arbeit fürchtet. Außerdem machte sie ihren Feinden von oben jedes Zugeständnis, den Feinden von unten dagegen keins.

Die Persönlichkeiten, die zu den italienischen Emigranten gehörten, stammten aus den verschiedensten Gesellschafts-

klassen. Was für Leute umgaben bloß den einen Mazzini! Hier traf man alte Namen aus den Chroniken eines Guiciardini und Muratori, an deren Klang das Ohr des Volkes seit Jahrhunderten gewohnt war, wie Litta, Borromeo, Del Verme, Belgiocoso, Nani, Visconti, irgend einen halbwilden Romeo, der aus den Abruzzen entsprungen war, mit einem olivenbraunen Gesicht und einem unbezähmbaren Mut, Geistliche, wie der heldenmütige Priester Satori, der in Venedig beim ersten Schuß seine Sutane aufschürzte und während der ganzen Belagerung und Verteidigung von Margerie mitten im Kugelregen, mit dem Gewehr in der Hand, tapfer in den vordersten Reihen focht. Hier war der glänzende Generalstab neapolitanischer Offiziere, wie Pisacane, Cosenz und die Brüder Mezzocappa, vertreten, ferner Plebejer, wie Pianori, ernste, traurige Gestalten, die ihr Unglück stumm ertrugen, in der Treue und in Entbehrungen erprobte Kämpen, bescheidene und unerschütterliche Männer. Daneben gab es verzärtelte Toskaner mit ihrer reinen Aussprache, die aber nicht weniger tapfer und immer kampfbereit waren. Und endlich — Garibaldi, diese Figur, die aus dem Cornelius Nepos herausgeschnitten war, ein Mann von der Einfalt eines Kindes und dem Mute eines Löwen, und Felice Orsini, dessen herrliches Haupt erst vor kurzem vom Schafott herabrollte. Indessen, ich kann diese Namen nicht nennen, ohne bei ihnen zu verweilen.

Ich lernte Garibaldi im Jahre 1854 kennen, als er als Schiffskapitän aus Südamerika zurückkehrte und bei den westindischen Docks landete. Ich besuchte ihn zusammen mit einem seiner Freunde, der den römischen Krieg mitgemacht hatte, und mit Orsini. Garibaldi hatte einen dicken, hellen Mantel an, ein buntes Tuch um den Hals und eine Mütze auf dem Kopf. Er erschien mir eher als ein echter Seemann, denn als berühmter Feldherr der römischen Landwehr, dessen phantastisch kostümierte Statuen in der ganzen Welt verkauft wurden. Die schlichte Güte seines Wesens, der Mangel jeder Prätension, die Herzlichkeit, mit der er einem entgegenkam, mußten jeden für ihn einnehmen. Seine Mannschaft bestand fast ausschließlich aus Italienern; er war ihr Haupt, ihr Herr,

und ich bin überzeugt, daß er ein sehr strenger Herr war, aber alle blickten ihn fröhlich und liebevoll an, sie waren stolz auf ihren Kapitän. Garibaldi lud uns zum Frühstück in seiner Kajüte ein und setzte uns seltsam zubereitete Austern aus Südamerika, getrocknete Früchte und Portwein vor. Plötzlich sprang er auf und sagte: „Wartet, mit euch muß ich einen anderen Wein trinken!" Mit diesen Worten lief er aufs Deck hinauf. Gleich darauf brachte ein Matrose eine andere Flasche. Garibaldi betrachtete sie lächelnd und füllte unsere Gläser. Hätte man das von einem Manne erwarten können, der den Ozean durchquert hatte? Es war ein gewöhnlicher Wein aus seiner Heimat Nizza, den er aus Amerika nach London mitgebracht hatte.

Indessen in seiner schlichten und ungekünstelten Unterhaltung machte sich immer mehr die gewaltige Kraft dieser Persönlichkeit bemerkbar; er machte keine Phrasen oder Redensarten, und doch sprach aus jedem Worte der Führer des Volkes, der selbst alte Soldaten durch seine Tapferkeit beschämte; in dem Schiffskapitän wurde immer deutlicher der Löwe erkennbar, der sich nach der Eroberung Roms knurrend und zähnefletschend zurückzog, und, nachdem er seine tapferen Mitkämpfer verloren hatte, in San Marino, Ravenna, der Lombardei, in Tirol und Tessin aufs neue eine Armee aus Soldaten, Bauern, Banditen usw. bildete, um sich mit erneuter Kraft auf den Feind zu stürzen, und dies alles an der Seite seiner Gefährtin, welche jetzt tot war, weil sie die Gefahren und Entbehrungen des Feldzuges nicht hatte überstehen können.

Seine Anschauungen wichen 1854 schon erheblich von denen Mazzinis ab, obwohl sich beide noch sehr nahe standen. Er sagte ihm in meiner Gegenwart, man dürfe Piemont nicht zu sehr reizen; das Hauptziel müsse jetzt die Befreiung vom österreichischen Joch sein, und er zweifelte sehr daran, daß Italien schon so reif und bereit für die Einheit und die Republik sei, wie Mazzini annahm. Er war gegen jeden Versuch und jedes Experiment einer Volkserhebung.

Als er nach Newcastle am Tyne schiffte, um Kohlen einzunehmen, und von dort weiter nach dem Mittelländischen

Meer fuhr, sagte ich ihm, daß mir sein Leben auf der See ungeheuer gefalle, und daß er von allen Emigranten das beste Teil erwählt habe.

„Und wer hindert Sie, dasselbe zu tun?“ antwortete er mit Begeisterung. „Das war stets mein schönster Traum. Lachen Sie mich meinetwegen aus, aber ich liebe ihn auch heute noch. In Amerika kennt man mich. Ich könnte noch drei bis vier solche Schiffe befehligen. Auf ihnen könnte ich alle Emigranten unterbringen; die Matrosen, die Befehlshaber, die Arbeiter, die Köche — alles müßten Emigranten sein. Was soll man jetzt in Europa anfangen? Soll man sich an die Sklaverei gewöhnen, sich selbst untreu werden, oder in England betteln gehn? Sich in Amerika niederlassen, — das wäre noch schlimmer, — das wäre das Ende, — denn das ist ein Land, in dem man die Heimat vergißt, das ist ein neues Vaterland, dort gibt es neue Interessen, dort ist überhaupt alles ganz anders; die Menschen, die in Amerika bleiben, zählen nicht mehr mit. Was kann man sich also Schöneres denken, als meine Idee (und hierbei fingen seine Augen an zu glänzen), man sammelt sich um ein paar Masten, durchquert den Ozean und härtet sich durch das strenge Seemannsleben, durch den Kampf mit den Naturmächten und Gefahren ab. Das wäre eine schwimmende Revolution, jederzeit bereit, irgendwo zu landen, unabhängig und keiner Macht erreichbar!“

In diesem Augenblick erschien er mir wie ein klassischer Held — aus der Äneide . . ., über den sich sicher eine Legende, ein eigenes Arma virumque cano! gebildet hätte, wenn er in einem anderen Zeitalter gelebt hätte.

Orsini war ein ganz anderer Charakter. Er hat seine furchtbare Kraft und seine schreckliche Energie am 14. Januar 1858 in der Rue Lepelletier bewiesen; diese Eigenschaften haben ihm einen großen Namen in der Geschichte gesichert und sein sechsunddreißig Jahre altes Haupt unter die Guillotine gebracht. Ich lernte Orsini 1851 in Nizza kennen. Zeitweilig standen wir uns sehr nahe, dann entfernten wir uns voneinander, um uns von neuem zu nähern. Zuletzt, 1856, war es, als ob eine graue Katze uns über den Weg lief. Nachher ver-

söhnten wir uns wieder, aber das alte Verhältnis ließ sich nicht wieder herstellen.

Solche Persönlichkeiten wie Orsini wachsen und werden nur in Italien, und zwar zu allen Zeiten und in allen Epochen. Das sind Künstler und Verschwörer, Märtyrer und Abenteurer, Patrioten und Condottieri, Männer wie Teverino und Rienzi, jedenfalls alles andere, nur keine banalen Philister und Kleinbürger. Solchen Individualitäten begegnet man in den Chroniken jeder italienischen Stadt. Sie fordern unsere Bewunderung heraus, im Guten wie im Bösen; durch ihre Leidenschaft und ihre Willenskraft. Ein unruhiger Sauerteig gärt seit der frühesten Jugend in ihnen, sie brauchen die Gefahr, den Glanz, den Lorbeer und den Ruhm; das sind rein südliche Charaktere, denen das Blut heiß durch die Adern rinnt, von einer Leidenschaft, wie wir sie gar nicht kennen, zu jedem Opfer und jeglichen Entbehrungen bereit, von einer Art Hunger nach Genuß getrieben. Ihre Aufopferung und ihre Hingebung paart sich bei ihnen mit Unduldsamkeit und Rachsucht; sie sind schlicht und treuherzig, falsch und verschlagen zugleich. Wahllos in ihren Mitteln, fragen sie nicht viel nach Gefahren; sie sind Nachkommen der römischen Väter des Vaterlandes und Zöglinge jesuitischer Priester in Christo, gebildet an klassischen Erinnerungen und den Sagen von den mittelalterlichen Kämpfen. So lebt in ihrer Seele noch manche antike Tugend und manches katholische Laster. Ihr eigenes Leben ist ihnen nicht viel wert, aber ebensowenig achten sie das Leben ihrer Nächsten; ihre ungeheuere Ausdauer und Beharrlichkeit hat viel vom angelsächsischen Eigensinn. Und während sie einerseits eine geradezu naive Vorliebe für alles Äußerliche und eine Eigenliebe, die bis zur Eitelkeit, bis zu wollüstigem Verlangen nach Macht, Beifall und Ruhm geht, haben, zeichnet sie andererseits ein geradezu römischer Heroismus aus, der weder vor Entbehrungen noch selbst vor dem Tode zurückscheut.

Menschen von solcher Energie kann nur die Guillotine besiegen. Kaum sind sie den sardinischen Gendarmen entflohen, da machen sie schon neue Verschwörungen, während sie sich in den Krallen des österreichischen Geiers befinden. Einen Tag

nach seiner wunderbaren Errettung aus den Kasematten Mantuas, entwirft solch ein Mensch mit der beim Sturze verletzten Hand das Modell einer Granate, um sie dann, der Gefahr kühn ins Auge blickend, unter die Wagen zu werfen. Mitten im Unglück wächst er bis zu ungeheueren Dimensionen empor. Mit seinem Tode noch versetzt er seinem Feinde einen Schlag, der mehr wert ist als der Splitter einer Granate.

Orsini lief schon als junger Mensch in die Netze der geheimen Polizei Gregors XIV. Er war wegen seiner Teilnahme an der romanischen Bewegung angeklagt, zur Galeere verurteilt, und blieb bis zur Amnestie Pius IX. im Gefängnis. Dieses Leben inmitten von Schmugglern, den Resten der Carbonari und allerhand Bravi brachte ihm eine tiefe Kenntnis der Volksseele ein, stählte und festigte seinen Charakter. Von diesen Menschen, die in einem beständigen Kampf mit der Gesellschaft lagen, welche sie unterdrückte, lernte er die Kunst der Selbstbeherrschung, die Kunst zu schweigen, — nicht bloß vor den Richtern, sondern auch vor den Freunden.

Menschen vom Schlage Orsinis üben eine gewaltige Wirkung auf andere Menschen aus, sie gefallen durch die Geschlossenheit ihrer Individualität, und doch fühlt man sich ihnen gegenüber nicht ganz frei und ungezwungen. Man betrachtet sie mit einer gewissen unruhigen, nervösen Freude, in die sich eine Art Scheu mischt, mit der wir die graziösen Bewegungen und die samtweichen Sprünge eines Panthers bewundern. Sie sind Kinder, aber — böse Kinder. Nicht nur die Hölle Dantes ist mit ihnen „gepflastert“, alle folgenden Jahrhunderte, die sich an seiner düsteren Poesie und an der bitteren Klugheit eines Machiavelli gebildet haben, sind voll von ihnen. Mazzini gehört ebensosehr zu ihnen, wie Cosimo Medici, Orsini und Giovanni da Procida. Im Grunde genommen muß man auch den größten Abenteurer und Seefahrer Columbus und den größten „Banditen“ der letzten Jahrhunderte, Napoleon Bonaparte, dazu rechnen.

Orsini war ein ungewöhnlich schöner Mann. Seine schlanke und anmutige Gestalt erregte allgemein Aufmerksamkeit. Er war still, sprach nur wenig und niemals laut, und gestikulierte

weniger mit den Händen als seine Landsleute. Sein langer schwarzer Bart (wie er ihn in Italien trug) verlieh ihm das Aussehen eines jungen etruskischen Priesters. Sein ganzer Kopf war außerordentlich schön. Nur die unregelmäßige Linie der Nase bildete eine kleine Dissonanz. Und doch lag in Orsinis Zügen, in seinen Augen, in seinem häufigen Lächeln, seiner sanften Stimme etwas, was die Vertraulichkeit entfernte. Man hatte das Gefühl, daß er sich sehr beherrschte und sich nie gehen ließ, daß diese lächelnden Lippen nie ein Wort sprachen, das nicht vorher überlegt war, daß hinter diesen funkelnden Augen Abgründe lagen, daß er dort, wo unsereiner nachdenklich werden und vor etwas zurückschrecken würde, noch lächeln könnte, ohne eine Miene zu verziehen und seine Stimme zu erheben, und ruhig seinen Weg fortsetzen würde, ohne Zweifel und ohne Reue.

Im Frühjahr 1852 erwartete Orsini eine sehr wichtige Nachricht von seiner Familie. Er war unruhig, weil er keinen Brief bekam, sprach mir oft davon, und ich wußte, wie sehr er sich darüber aufregte. Eines Tages trat während des Mittagessens, an dem noch zwei oder drei entfernte Bekannte teilnahmen, der Postillon ins Vorzimmer. Orsini ließ ihn fragen, ob er keine Briefe für ihn habe. Es war wirklich ein Brief da, er sah ihn an, steckte ihn in die Tasche und fuhr im Gespräch fort. Nach anderthalb Stunden, als nur noch drei von uns anwesend waren, sagte Orsini zu uns: „Gott sei Dank! Endlich habe ich eine Antwort erhalten. Es steht alles sehr gut.“ Wir, die wir wohl wußten, daß er einen Brief erwartete, hatten nichts bemerkt; — so ruhig und gleichgültig hatte er den Brief geöffnet und ihn dann wieder in die Tasche gesteckt. Ein solcher Mensch war zum Verschwörer geboren. Und er ist sein ganzes Leben lang einer gewesen.

Und doch — was hat er mit seiner Energie, was hat Garibaldi mit seiner Kühnheit, was hat Pianori mit seinem Revolver, was haben Pisacane und all die anderen Märtyrer, deren Blut noch nicht getrocknet ist, schließlich vollbracht? Höchstens wird Italien durch Piemont von Österreich und durch den dicken Murat vom neapolitanischen Bourbon befreit werden —

durch beide unter dem Protektorat Bonapartes. O divina Commedia! — oder vielleicht bloß Commedia? in dem Sinne, wie es der Papst Chiaramonti in seinem Gespräch mit Napoleon in Fontainebleau meinte.

Zwei von den Personen, die ich bei der Erzählung meiner ersten Begegnung mit Mazzini erwähnte, lernte ich später kennen, um ihnen bald sehr nahe zu treten. Der erste von ihnen war Saffi.

Ein Medici — ein Longobarde. Er war in seiner frühesten Jugend nach Spanien und dann nach Montevideo und Mexiko gegangen, weil er die traurige Lage seines Vaterlandes nicht mit ansehen konnte. Er hatte in den Reihen der Christinos gedient, war Kapitän geworden und nach der Wahl Ferettis nach Italien zurückgekehrt. Italien begann aufzuleben; der Medici stürzte sich in den Freiheitskampf. Während seines Oberbefehls über die römischen Legionäre zur Zeit der Belagerung der Stadt vollführte er wahre Wunder der Tapferkeit; aber die französischen Truppen drangen dennoch in Rom ein; sie schritten über die Leichen vieler edler Männer hinweg, — über die Lavirons, der, wie um sein Volk zu entsühnen, gegen es kämpfte, und, von einer französischen Kugel getroffen, an den Toren Roms fiel.

Der Krieger und Tribun Medici malt sich in unserer Einbildung als ein Condottiere, mit einem vom Pulverrauch und der tropischen Sonne gebräunten Gesicht, mit scharfen Zügen, einer kurzen, unzusammenhängenden Sprache und einem energischen Mienenspiel. Statt dessen glich dieser Medici, mit seinem bleichen und zarten Gesicht, dem blonden Haar, den sanften Augen und feinen Manieren, eher einem Menschen, der sein ganzes Leben lang in Damengesellschaft verbracht hatte, als einem Guerillakrieger oder Agitator. Er war ein Poet, ein Träumer, der damals noch dazu leidenschaftlich verliebt war; alles an ihm war elegant, vornehm und gefällig.

Die wenigen Wochen, die ich mit ihm in Genua verbrachte, waren ein hohes Glück für mich; dies war meine trübste und dunkelste Zeit: es war das Jahr 1852, anderthalb Monate nach der Beerdigung; ich hatte jeden Halt verloren. Alle Wegweiser und Leuchttürme waren umgestürzt und verschwunden. Ich

weiß nicht, ob ich damals einem Menschen glich, der seinen Verstand verloren hat, wie Orsini in seinen Memoiren schreibt, genug, ich fühlte mich sehr elend. Der Medici bedauerte mich aufrichtig; er sagte nichts davon; aber er kam oft noch spät am Abend gegen zwölf Uhr zu mir, klopfte an die Tür, trat ein, setzte sich auf mein Bett und plauderte lange mit mir. (Bei einer solchen Unterhaltung fingen wir einmal einen Skorpion, der auf meiner Decke saß.) Zuweilen klopfte er auch schon früh um sieben an. Dann sagte er wohl: „Draußen ist es herrlich, kommen Sie nach Albaro." Dort wohnte eine schöne Spanierin, die er liebte. Er hoffte gar nicht auf eine schnelle Wendung der Dinge, vor ihm lagen noch viele Jahre der Verbannung, die Zukunft wurde immer dunkler und düsterer; aber er hatte etwas Jugendliches, Fröhliches und zuweilen etwas Naives. Diesen Zug habe ich fast bei allen Menschen dieser Kategorie beobachten können.

Am Tage meiner Abreise kamen ein paar Freunde zu mir zum Mittag: Pisacane, Mordini, Cosenz. „Woher erinnert mich unser Freund Medici mit seinen blonden Haaren und seinem nordischen, aristokratischen Gesicht mehr an irgend einen Van Dykschen Ritter, als an einen Italiener?" sagte ich scherzend. „Das ist doch ganz natürlich," bemerkte Pisacane gleichfalls scherzend, „Giacomo ist ein Longobarde, er wird der Enkel eines deutschen Ritters sein." — „Fratelli," sagte Medici, „in diesen Adern rinnt kein einziger Tropfen deutschen Blutes!" — „Sie können vieles behaupten. Nein, bitte schön, wir bitten um Beweise, erklären Sie uns, warum Sie diese nordischen Züge haben!" fuhr jener fort. — „Meinetwegen," sagte Medici, „wenn ich nordische Züge habe, so hat sicherlich eine von meinen Urgroßmüttern sich mit einem Polen vergangen!"

Ich habe auch unter den Russen nie einen reineren und einfacheren Menschen getroffen, als Saffi. Die Westeuropäer sind oft ein wenig beschränkt, und scheinen uns daher einfach und schwer von Begriff zu sein. Aber talentvolle Naturen sind selten einfach und schlicht. Bei den Deutschen gibt es eine höchst unangenehme Einfachheit einer praktischen Unmündigkeit; bei den Engländern hängt die Einfachheit mit

der Schwerfälligkeit ihres Verstandes zusammen, weil sie immer wie im Schlafe herumlaufen und nie ganz zu sich kommen können. Dagegen haben die Franzosen stets irgend einen Hintergedanken; sie sind immer mit ihrer Rolle beschäftigt. Und außer dem Mangel jeder Schlichtheit und Einfachheit haben sie noch einen anderen Fehler: sie sind alle sehr schlechte Schauspieler, und verstehen es nicht zu verbergen, daß sie Komödie spielen. Ihr Komödiantentum, ihre Prahlerei und die Gewohnheit, Phrasen zu machen, sind ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich für eine Sache opfern, sogar ihr Leben für sie verlieren können und doch ihre ganze Aufopferung nichts als eine Lüge sein kann. Das ist eine sehr eckliche Wahrheit. Viele sind empört, wenn man sie ausspricht, aber der Selbstbetrug ist noch etwas weit Schrecklicheres.

Daher wird einem so wohl ums Herz, daher atmet man auf, wenn man auf diesem Tummelplatz arroganter Mediokritäten und talentvoller Menschen von einer unerträglichen Affektiertheit, mit ihrer widerwärtigen Selbstbeweihräucherung einen starken, ungeschminkten, anspruchslosen Menschen ohne jede Eitelkeit trifft, die einen ebenso unangenehm berührt, wie wenn man mit dem Messer auf einem Teller herumkratzt. Es wird einem zumute, wie wenn man nach einer Mittagsvorstellung aus dem dumpfen, künstlich beleuchteten Theaterfoyer ins helle Sonnenlicht des Tages hineintritt, sich statt papierener Magnolien und Palmen aus Segeltuch echten Linden gegenüber befindet und wieder die frische, gesunde Luft atmet. Zu dieser Sorte von Menschen gehört auch Saffi. Mazzini, der alte Armellini und er waren Triumvirn während der Republik in Rom. Saffi hatte das Ministerium des Innern und stand bis zum Ende des Kampfes mit den Franzosen immer in der vordersten Reihe, und das bedeutete damals so viel als: er stand im Regen der Kugeln und Granaten.

Während seiner Verbannung überschritt er noch einmal die Apenninen; er brachte dieses Opfer aus einer gewissen Frömmigkeit, ohne eigentlichen Glauben, sondern aus dem Gefühl tiefer Treue, um die einen nicht zu betrüben und den

anderen durch sein Fernbleiben kein schlechtes Beispiel zu geben. Er blieb einige Wochen in Bologna, wo er innerhalb vierundzwanzig Stunden erschossen worden wäre, wenn man ihn gefaßt hätte. Seine Aufgabe bestand jedoch nicht nur darin, sich verborgen zu halten, er mußte handeln und die Bewegung vorbereiten, während er auf Nachrichten aus Mailand wartete. Ich habe von ihm nie etwas über die Einzelheiten dieses Lebens gehört. Aber ich habe mir darüber sehr viel von einem Menschen erzählen lassen, der wirklich das Recht hatte, über Mut und Tapferkeit zu urteilen, und zwar während einer Zeit, als beide Männer auf gespanntem Fuße standen. Orsini hatte ihn über die Apenninen begleitet. Er erzählte mir nachher begeistert von der gleichmäßigen, heiteren Ruhe und dem heiteren, fast fröhlichen Gemütszustand, in dem sich Saffi während ihres Abstiegs vom Gebirge befand. Im Angesicht seiner Feinde sang er sorglos allerlei Volkslieder und deklamierte er Verse von Dante ... Ich glaube, er wäre auch mit denselben Versen und Liedern zum Schafott gegangen, ohne einen Augenblick an sein Heldentum zu denken.

In London schwieg Saffi gewöhnlich in Gegenwart Mazzinis oder seiner Freunde. Er nahm nur selten an den Gesprächen teil, und wurde nur hin und wieder etwas lebhafter, um dann gleich wieder zu verstummen. Man verstand ihn nicht; dies wurde mir damals klar; il ne savait pas se faire valoir. Aber ich habe von keinem einzigen unter den Italienern, die von Mazzin abfielen, ein böses Wort über Saffi gehört.

Eines Abends stritt ich mich mit Mazzini über Leopardi. Es gibt Gedichte von Leopardi, die ich sehr hoch schätze. Die Reflexion bringt ihn wie Byron oft um seine schönsten Wirkungen, aber seine Verse haben gleich denen Byrons etwas Schneidendes, sie bereiten uns Schmerz und wecken einen tiefen Gram in unserer Seele. Solche Worte und Verse findet man auch bei Lermontoff und in einigen Jamben von Barbier.

Leopardis Gedichte waren das letzte Buch, das Natalie vor ihrem Tode gelesen, in dem sie geblättert hat.

Den Männern der Tat, den Agitatoren und Führern der

Massen bleiben diese bitteren Reflexionen, diese grundstürzenden Zweifel unverständlich. Sie finden nichts darin, als ein fruchtloses Klagen und einen schwächlichen Trübsinn. Mazzini konnte Leopardi nicht gefallen, das wußte ich schon im voraus; aber er griff ihn mit einer wahren Wut an. Ich ärgerte mich sehr darüber; er war ihm natürlich böse, weil er ihn bei seiner Propaganda nicht brauchen konnte. Mit demselben Rechte hätte sich z. B. Friedrich II. über ihn ärgern dürfen, weil er ihm nicht zum Trabanten getaugt hätte. Das ist eine empörende Vergewaltigung der Individualität, ihre gewaltsame Einzwängung in einen willkürlichen Rahmen oder eine Kategorie — als ob die historische Entwicklung ein Frondienst wäre, zu dem die Vögte den Starken wie den Schwachen, ohne sie nach ihrem Willen zu befragen, zwingen und treiben dürfen.

Mazzini wurde böse. Ich sagte halb im Ernst, halb im Scherz zu ihm: „Sie scheinen etwas gegen den armen Leopardi zu haben, weil er nicht an der römischen Revolution teilgenommen hat, aber er kann doch einen mildernden Umstand für sich anführen, der sicherlich ins Gewicht fällt, und den Sie immer vergessen!"

„Welchen?"

„Daß er schon 1836 gestorben ist."

Saffi hielt es nicht aus und trat für den Dichter ein, den er noch mehr liebte und natürlich viel tiefer empfand als ich; er analysierte ihn mit jenem ästhetischen, künstlerischen Gefühl, bei dem der Mensch nicht sowohl denkt, als vielmehr gewisse Seiten seines eigenen Geistes aufdeckt.

Aus diesem und ähnlichen Gesprächen ersah ich bald, daß beide Männer unmöglich denselben Weg gehen konnten. Der Gedanke des einen war ausschließlich damit beschäftigt, Mittel zu suchen, und war auf diesen einen Punkt eingestellt; — es ist dies eine Art Flucht vor dem Zweifel; — er dürstet nach einer praktischen Tätigkeit, nach einer Anwendung — und das ist auch eine Art Faulheit. Dem anderen hatte die objektive Wahrheit selber Wert, sein Gedanke war stets an der Arbeit; zudem hat für eine künstlerische Natur die Kunst ihren Eigenwert, ohne jede Nebenrücksicht auf die reale Wirklichkeit.

Als wir Mazzini verlassen hatten, sprachen wir noch lange über Leopardi; ich hatte ihn in der Tasche, wir gingen in ein Café und lasen zusammen noch ein paar von meinen liebsten Gedichten.

Dies war genügend. Wenn sich die Menschen noch in jenen verschwindenden Nuancen sympathisch berühren, dann können sie über vieles schweigen; — es ist klar, daß sie über die hellen Farben und die dunklen Schatten einig sind.

Als ich von Medici sprach, erwähnte ich noch eine tief tragische Persönlichkeit, — Laviron. Ihn habe ich nur kurze Zeit gekannt, er tauchte vor mir auf, um gleich darauf in einer blutigen Wolke zu verschwinden. Laviron war Techniker und Architekt und hatte das Polytechnikum absolviert. Ich lernte ihn kennen, als die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte, zwischen dem 24. Februar und dem 15. Mai (damals war er Hauptmann der Nationalgarde). In seinen Adern flutete das reine, kräftige fränkisch-gallische Blut der neunziger Jahre. Er konnte streng sein, wenn es notwendig war, und doch war er von einer wahren Herzensgüte. So denke ich mir den Architekten Kleber, als er zusammen mit dem jungen Schauspieler Talma Erde in einem Schubkarren führte, um den Platz für das Fest der Föderation freizulegen.

Laviron gehörte zu der kleinen Zahl von Menschen, die der Sieg des 24. Februar und die Proklamierung der Republik nicht trunken gemacht hatte. Er stand auf den Barrikaden, solange gefochten wurde, und im Hôtel de Ville, während die, welche nicht mit gefochten hatten, die Diktatoren wählten. Als die neue Regierung als Deus ex machina im Rathaus erschien, protestierte er laut gegen diese Wahl und erhob mit einigen energischen Leuten die Frage, woher diese Regierung stamme und mit welchem Rechte sie sich so nenne. Es war nur konsequent, daß Laviron am 15. Mai mit dem Volk von Paris in die bürgerliche Versammlung eindrang und den Präsidenten mit dem blanken Degen in der Hand dazu zwang, die Redner des Volkes auf die Tribüne steigen zu lassen. Aber die Sache war verloren und Laviron mußte fliehen. Er wurde angeklagt und in contumaciam verurteilt. Die Reaktion war

trunken vor Zuversicht, sie fühlte sich stark genug, um den Kampf aufzunehmen. Bald fühlte sie sich als Siegerin — dann kamen die Junitage — die Proskriptionen, die Verbannungen und der blaue Terror. Um diese Zeit saß ich eines Abends auf dem Boulevard vor Tortoni, inmitten einer bunten Menschenmenge — und wie das in Paris immer zu sein pflegt — während der gemäßigten und ungemäßigten Monarchie, der Republik oder dem Kaiserreich — die Gesellschaft war stark von Spitzeln durchsetzt. Plötzlich kommt ein Mann auf mich zu, — ich wollte meinen Augen nicht trauen, — es war Laviron. „Guten Tag," sagt er. — „Sind Sie toll geworden?" antworte ich leise, nehme ihn bei der Hand und trete mit ihm zur Seite. „Wie können Sie sich einer solchen Gefahr aussetzen, besonders in einem solchen Moment?"

„Wenn Sie wüßten, wie langweilig es ist, in seinem Zimmer zu sitzen und sich beständig zu verstecken; es ist zum Verrücktwerden. Ich habe es mir lange überlegt, schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten und ging hinaus."

„Aber warum kommen Sie gerade auf den Boulevard?"

„Das hat nichts zu bedeuten! Hier kennt man mich weniger als jenseits der Seine. Außerdem! Wem wird es in den Sinn kommen, daß ich an Tortoni vorübergehen könnte. Übrigens will ich reisen . . ."

„Wohin?"

„Nach Genf! Ich kann's nicht mehr aushalten. Dies alles ist so langweilig. Wir gehen furchtbaren Tagen entgegen. Es ist ein schrecklicher Niedergang. Alles ist so elend, so armselig. Nun — leben Sie wohl! — Leben Sie recht wohl! Hoffentlich wird unsere nächste Begegnung etwas fröhlicher sein." —

In Genf beschäftigte sich Laviron mit Architektur. Er hatte irgend etwas zu bauen. Da wurde plötzlich der Krieg „für den Papst" und gegen Rom proklamiert. Die Franzosen vollzogen ihre treulose Landung bei Civitavecchia und näherten sich Rom. Laviron warf seinen Zirkel fort und stürmte nach Rom. „Ihr braucht einen Ingenieur, einen Artilleristen, einen Soldaten. Ich bin ein Franzose, ich schäme mich meines Vaterlandes und gehe, um gegen meine Landsleute zu kämpfen,"

sagte er zu den Triumvirn und trat als Sühneopfer in die Reihen der römischen Landwehr ein. Mit einer düsteren Tollkühnheit stürmte er voran; als schon alles verloren war, kämpfte er noch immer, bis ihn eine französische Kanonenkugel vor den Toren Roms hinstreckte.

Die französischen Zeitungen begruben ihn unter einer Flut von Schimpfworten und erklärten, dies sei ein Gottesgericht an dem verbrecherischen Vaterlandsverräter.

Wenn man lange einem Menschen mit schwarzen Locken und dunklen Augen gegenüber gestanden hat, und sich nun plötzlich umwendet und ein nervöses blondes Weib mit hellen Augenbrauen und bleichem Teint vor sich sieht, ist unser Blick wie frappiert; wir können uns lange nicht auf uns selbst besinnen. Eine Differenz, an die man nicht denkt, die man vergessen hat, drängt sich einem plötzlich wie mit physischer Gewalt auf.

Ebenso geht es einem bei einem schnellen Übergang von den italienischen zu den deutschen Emigranten.

Der Deutsche ist ohne Zweifel theoretisch bedeutend entwickelter als alle anderen Völker, aber der Nutzen davon ist bis jetzt noch nicht sehr groß. Vom katholischen Fanatismus ist er zum protestantischen Pietismus der Transzendentalphilosophie und zur Poesie der Philologie übergegangen, jetzt wendet er sich allmählich der positiven Wissenschaft zu; er lernt fleißig in allen Klassen, und darin besteht seine Geschichte. Beim Jüngsten Gericht wird ihm dies angerechnet werden. Das deutsche Volk, das weniger gelernt hat, hat sehr viel gelitten; es hat sich das Recht auf den Protestantismus mit dem Dreißigjährigen Kriege erkauft und das Recht auf eine unabhängige Existenz, d. h. ein unscheinbares Dasein unter dem Protektorate Rußlands, durch den Kampf mit Napoleon. Die Befreiungskriege vom Jahre 1814 und 1815 bedeuteten nichts als eine Reaktion, und als an Stelle von Jerôme Napoleon der Landesvater mit der gepuderten Perücke und der abgenutzten, altmodischen Uniform trat und erklärte, daß morgen, sagen wir einmal die fünfundvierzigste Parade stattzufinden habe (die vierundvierzigste hatte vor der Revolution stattgefunden), da kam es all den Befreiten so vor, als ob

sie plötzlich aus der neuen Zeit in ein weit zurückliegendes Zeitalter versetzt würden, und jeder befühlte seinen Kopf, ob ihm nicht über Nacht ein Zopf mit einer schönen Schleife gewachsen sei. Das Volk nahm dies alles mit einer gewissen dummen Treuherzigkeit hin und sang Körnersche Lieder. Die Wissenschaft aber schritt vorwärts. In Berlin wurden griechische Tragödien aufgeführt und in Weimar dramatische Feste zu Ehren Goethes gefeiert.

Selbst die radikalsten Männer unter den Deutschen bleiben in ihrem Privatleben Philister. Sie sind zwar kühn in der Logik, aber sie verzichten auf die praktischen Konsequenzen und verfallen so in himmelschreiende Widersprüche. Der deutsche Geist ergreift in der Revolution wie in allen anderen Dingen nur die allgemeine Idee in ihrer absoluten, d. h. unwirklichen Bedeutung und begnügt sich mit ihrer idealen Konstruktion; er glaubt, es sei schon alles getan, wenn eine Sache erkannt ist, meint, daß die Tatsachen sich den Ideen ebenso leicht fügen, wie die Bedeutung der Tatsachen dem Bewußtsein.

Der Engländer und der Franzose stecken voller Vorurteile, der Deutsche besitzt gar keine, aber die ersteren sind konsequenter in ihrem Leben. Das Prinzip, dem sie sich unterwerfen, ist vielleicht dumm, aber sie erkennen es blind an. Der Deutsche erkennt nichts an, außer der Vernunft und der Logik, aber er unterwirft sich vielen Satzungen aus Berechnung, er verstellt sich und heuchelt, weil es was einbringt.

Der Franzose ist sittlich unfrei; er ist groß in der praktischen Initiative, aber sein Denken ist arm.

Er denkt in überkommenen Begriffen und Formen; er versteht es, banalen Gedanken eine moderne Fassung zu geben, und ist damit zufrieden. Das Neue will ihm schwer gelingen, und es ist vergeblich, wenn er es damit versucht. Der Franzose quält seine Familie und glaubt, das sei seine Pflicht, wie er an die Ehrenlegion und an die gerichtlichen Urteile glaubt. Der Deutsche glaubt an nichts, aber er benutzt je nach Bedarf die gesellschaftlichen Vorurteile. Er ist an eine gewisse Gemütlichkeit, ein gewisses Wohlbehagen, an die Ruhe gewöhnt und opfert, wenn er aus seinem Arbeitszimmer ins Prunk-

zimmer oder Schlafzimmer tritt, seinen freien Gedanken dem Schlafrock, der Ruhe oder der Küche. Der Deutsche ist ein großer Sybarit, das bemerkt man bloß nicht, weil seine kümmerliche Freiheit und sein armseliges Leben kaum der Rede wert sind; aber der Eskimo, der alles für seinen Lebertran hergibt, ist ebenso ein Epikuräer wie Lucullus. Dazu ist der Deutsche von Natur phlegmatisch, er wird schnell schwerfällig und schlägt bald Wurzeln in einer bestimmten Lebensform; alles was ihn in seinen Gewohnheiten stört, jagt seiner philiströsen Seele einen wahren Schreck ein.

Alle deutschen Revolutionäre sind große Kosmopoliten, sie haben den Standpunkt der Nationalität überwunden und sind dennoch von einem äußerst empfindlichen und eigensinnigen Patriotismus erfüllt. Sie sind bereit, die Weltrepublik einzuführen, die Grenzen zwischen den Staaten aufzuheben, bloß unter der einen Bedingung, daß Triest und Danzig Deutschland gehören sollen. Die Wiener Studenten haben es fertig gebracht, unter Radetzkys Führung nach der Lombardei zu gehen; sie haben dort sogar unter dem Oberbefehl eines Professors eine Kanone erbeutet, die sie der Stadt Innsbruck geschenkt haben.

Bei einem solchen anmaßenden und kriegerischen Patriotismus blickt Deutschland, seit der ersten Revolution bis auf den heutigen Tag, mit Schrecken nach rechts und nach links. Hier sieht es schon Frankreich mit fliegenden Fahnen den Rhein überschreiten, dort dringt Rußland über den Njemen vor; dies Volk von fünfzehn oder zwanzig Millionen Menschen kommt sich ganz verwaist vor, schimpft vor Schreck, haßt vor Schreck und beweist, um sich selbst zu beruhigen, theoretisch und auf Grund eines tiefen Quellenstudiums, daß das „Sein" Frankreichs schon ein Nichtsein und das Sein Rußlands noch kein Sein ist.

Der kriegerische Konvent, der sich in der Paulskirche zu Frankfurt versammelte und aus braven und in ihrem Fache sehr ausgezeichneten Professoren, Ärzten, Theologen, Pharmazeuten und Philologen bestand, jubelte den österreichischen Soldaten in der Lombardei zu und quälte die Polen in Posen.

Selbst die Schleswig-Holsteinische Frage (Stammverwandt!) berührte sie nur vom Standpunkte des Teutschtums. Das erste freie Wort, das die Vertreter des freiheitlichen Deutschland nach einem jahrhundertlangen Schweigen sprachen, war gegen die unterdrückten und schwachen Nationen gerichtet; diese Unfähigkeit zur Freiheit, dieser ungeschickt aufgedeckte Versuch, sich den unrechtmäßig erworbenen Besitz zu erhalten, reizt zur Ironie. Der Mensch verzeiht dreiste Ansprüche nur da, wo ihnen energische Taten folgen, aber diese blieben aus.

Die Revolution von 1848 hatte überall etwas Überstürztes und Schwankendes, aber weder in Italien noch in Frankreich hatte sie etwas an sich, was zum Lachen herausforderte. In Deutschland, etwa mit Ausnahme von Wien, war sie von einer Komik erfüllt, die weit größer ist als die Komik des schlechten Goetheschen Schwanks „Der Bürgergeneral".

Es gab keine Stadt und keinen Flecken in Deutschland, wo bei der Erhebung nicht der Versuch gemacht wurde, einen „Wohlfahrtsausschuß" mit all seinen Hauptpersonen, dem kalten Jüngling St.-Just, dem finsteren Terroristen und dem genialen Feldherrn, der Carnot imitierte, zu etablieren. Ich habe persönlich zwei bis drei Robespierres kennen gelernt; sie trugen immer ein reines Hemd, wuschen ihre Hände und putzten ihre Fingernägel. Dafür gab es freilich auch unbekannte Colliot d'Herbois, und wenn es im Klub einen Mann gab, der das Bier noch mehr liebte als die anderen und die Stubenmädchen noch ungenierter poussierte, so war er ein Danton, eine schwelgerische Natur!

Die Mängel und Schwächen der Franzosen verlieren sich zum Teil bei ihrem schnellen und leichten Temperament. Bei dem Deutschen entwickeln sich dieselben Fehler so gründlich, daß sie leicht auffallen. Man muß diese deutschen Versuche selbst gesehen haben, „so einen burschikosen Gamin de Paris in der Politik darzustellen, um sie bewerten zu können. Mich haben sie immer an die Munterkeit einer Kuh erinnert, wenn dieses brave und ehrenwerte Tier, das die höchsten Familientugenden zieren, leichtsinnig und lustig wird, auf der Wiese herumzuspringen beginnt, mit ernster Miene mit beiden Hin-

terfüßen ausschlägt und seitwärts im Galopp drauf losrennt, indem es sich selbst mit dem Schwanze anspornt.

Nach den Dresdener Ereignissen traf ich einen von den dortigen Agitatoren in Genf und fragte ihn sogleich nach Bakunin. Er hob ihn in den Himmel und erzählte mir, wie er selbst unter dem Oberbefehl Bakunins an der Spitze einer Barrikade gestanden habe. Die Erzählung versetzte ihn in Begeisterung und er rief aus: „Die Revolution ist ein Gewitter. Da darf man weder seinem Herzen folgen, noch sich streng an die Forderungen der gemeinen Gerechtigkeit halten . . ., man muß die Revolution selbst erlebt haben, um den Berg von 1794 zu verstehen. Stellen Sie sich vor: Plötzlich merken wir, daß eine dumpfe Bewegung durch die königliche Partei geht, man verbreitet absichtlich falsche Gerüchte, es tauchen allerhand Menschen von verdächtigem Aussehen auf. Ich überlegte mir die Sache und entschloß mich zuletzt, meine Straße zu terrorisieren. ‚Männer!‘ sage ich zu meinen Leuten, ‚ihr wißt, daß das Kriegsgericht euch während des Belagerungszustandes für jeden Ungehorsam zum Tode verurteilen kann; ich befehle euch also, einen jeden von euch, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und Berufs, der es versucht, die Barrikade zu überschreiten, zu ergreifen und unter strenger Bedeckung zu mir zu bringen.‘ Dieser Zustand dauerte länger als vierundzwanzig Stunden. Wenn mir ein Bürger vorgeführt wurde, der ein guter Patriot war, ließ ich ihn laufen; war es dagegen eine verdächtige Persönlichkeit, so gab ich der Wache ein Zeichen . . .“

„Und die Wache?“ fragte ich entsetzt.

„Führte ihn nach Hause!“ sagte der Terrorist stolz und selbstzufrieden.

Zur Charakteristik der deutschen Freiheitskämpfer will ich hier noch ein paar Anekdoten erzählen.

Der junge Mann, den ich schon einmal erwähnt habe, als ich vom Besuch Gustav Struves erzählte, der frühere Verwalter des Ministeriums des Innern, schrieb mir einige Tage später einen Brief, in dem er mich bat, ihm irgend eine Arbeit zu verschaffen. Ich schlug ihm vor, das Manuskript meines Buches: „Vom andern Ufer“ für den Druck noch einmal um-

zuschreiben. Ich hatte es Kapp nach dem russischen Original deutsch in die Feder diktiert. Der junge Mann war einverstanden. Einige Tage darauf sagte er mir, er wohne so unbequem unter allerhand Freischärlern, daß er weder Zeit noch Platz, noch die notwendige Ruhe habe, um sich beschäftigen zu können, und bat um die Erlaubnis, das Buch in Kapps Zimmer abschreiben zu dürfen. Aber auch hier wollte die Arbeit nicht vom Flecke rücken. Der Minister ad interim kam gegen elf Uhr morgens, legte sich aufs Sofa, rauchte Zigarren, trank Bier . . . und ging jeden Abend in die Versammlungen und Konferenzen Struves. Kapp, ein Mensch von außerordentlichem Zartgefühl, schämte sich für ihn. So verging eine Woche. Kapp und ich schwiegen dazu, aber der Ex-Minister brach bald selbst das Schweigen und bat mich in einem Briefe um hundert Franken Vorschuß für die Arbeit. Ich antwortete ihm, er arbeite so langsam, daß ich ihm keine so große Summe vorschießen könne; für den Fall, daß er sich in Verlegenheit befinde, schicke ich ihm fünfundzwanzig Franken, obwohl er noch nicht für zehn abgeschrieben habe.

Am Abend erschien der Minister zur Versammlung bei Struve und denunzierte mich wegen meiner antibürgerlichen Handlung und des Mißbrauchs meines Kapitals. Der gute Minister glaubte, der Sozialismus bestehe nicht in der gesellschaftlichen Organisation, sondern in einer unsinnigen Teilung eines auf unsinnige Weise erworbenen Vermögens!

Trotz dem fürchterlichen Chaos, das in Struves Kopfe herrschte, fällte er als anständiger Mensch das Urteil, ich sei nicht so ganz schuldig; vielleicht hätte der Bürger und Bruder wirklich mehr abschreiben und weniger Vorschuß verlangen sollen. Er redete ihm zu, doch keinen Lärm wegen der Geschichte zu machen.

„Dann werde ich ihm das Geld mit Verachtung zurückschicken," sagte der Minister.

„Wie dumm!" schrie ein Freischärler. „Wenn der Bruder und Bürger das Geld nicht nehmen will, schlage ich vor, für die ganze Summe Bier holen zu lassen und es auf den Untergang aller Besitzenden auszutrinken."

„Seid ihr einverstanden?“

„Ja! — Ja! Natürlich! Bravo!“

„Also trinken wir!“ rief der Redner, „und geben wir uns das Wort, den russischen Aristokraten, der unseren Bruder beleidigt hat, nicht mehr zu grüßen!“

„Ja! Ja! Man soll ihn nicht grüßen!“

Und so geschah es; das Bier wurde ausgetrunken und man hörte auf, mich zu grüßen.

All diese lächerlichen Fehler und Mängel und die Plumpheit der Deutschen beleidigen das südländische Temperament des Italieners und erregen in ihm einen physiologischen Nationalhaß. Das schlimmste dabei ist, daß die gute Seite des Deutschen, seine philosophische Bildung, dem Italiener gleichgültig ist, ihm verschlossen bleibt, während das Peinliche und Platte ihn beständig irritiert. Der Italiener führt sehr oft ein ganz törichtes und müßiges Leben, aber es hat bei ihm alles einen gewissen artistischen, graziösen Rhythmus; daher wird es ihm so schwer, die plumpen Scherze und die familiären Berührungen der Deutschen zu ertragen.

Die angelsächsische Rasse ist viel gröber als die frankoromanische. Da ist nichts zu machen, das ist nun einmal ihre physiologische Eigenart, und es wäre lächerlich, ihr deswegen zu zürnen. Man sollte endlich einsehen lernen, daß die verschiedenen Menschenrassen, wie die verschiedenen Tierspezies, ihren besonderen Charakter haben, und daß das nicht ihre Schuld ist. Kein Mensch zürnt dem Stier, weil ihm die Schönheit des Pferdes, die Schnelligkeit des Hirsches fehlt, und niemand tadelt das Pferd, weil sein Filet nicht so schmackhaft ist, wie das des Ochsen; alles, was wir von diesen Wesen im Namen ihrer Tierbrüderschaft verlangen können, ist, daß sie ruhig auf derselben Wiese nebeneinander weiden, nicht mit den Hörnern stoßen und nicht ausschlagen. In der Natur erreicht jedes Ding das, dessen es fähig ist, es wird, was die Notwendigkeit aus ihm macht, und nimmt dann erst das Wesen seiner Gattung an; die Erziehung hat einen bestimmten Einfluß, sie verändert manches und pflanzt den Wesen wohl auch Neues ein; aber es wäre dennoch eine Torheit, von einem

Pferde ein Beefsteak oder von einem Ochsen zu verlangen, daß er im Trab laufen soll.

Um den Unterschied der entgegengesetzten Traditionen dieser beiden europäischen Völkerrassen gewissermaßen sinnfällig auf zufassen, braucht man sich nur die Straßenjungen in Paris und London anzusehen. Ich führe gerade sie als Beispiel an, weil sie in ihrer Grobheit noch ganz echt und unge künstelt sind.

Man braucht nur einmal zu sehen, wie die Pariser Gamins über ein englisches Original lachen und wie die Londoner Straßenjungen über einen Franzosen spotten. An diesem Beispiel lassen sich die zwei entgegengesetzten Typen der europäischen Rassen klar erkennen. Der Pariser Gamin ist frech und aufdringlich, er kann unerträglich werden; aber dafür ist er erstens sehr witzig, sein Mutwillen beschränkt sich auf allerhand Scherze, und er reizt ebensosehr zum Lachen als zum Zorn; zweitens aber gibt es Worte, die ihn erröten machen, vor denen er sich fürchtet; es gibt Worte, die er nie gebraucht. Es ist schwer, ihn durch Grobheit einzuschüchtern, und wenn man gar den Stock gegen ihn erhebt, so möchte ich nicht für die Folgen aufkommen. Außerdem ist noch eins zu beachten. Man muß den französischen Knaben in irgend einer Weise auffallen; durch eine rote Weste mit blauen Streifen, einen ziegelroten Frack, ein seltsames Halstuch, einen Bedienten, der einen Papagei trägt, einen Hund oder Sachen, die nur in England verfertigt werden. Es genügt noch nicht, daß man ein einfacher Ausländer ist, damit sie einem nachlaufen und einen auslachen.

Der Witz des Londoner Straßenjungen ist einfacher; er besteht z. B. darin, daß er beim Anblick eines Ausländers zu wiehern beginnt, und dazu genügt es schon, daß dieser einen Schnurrbart, einen großen Bart oder einen breitrandigen Hut hat. Dann schreit er wohl zwanzigmal nacheinander: „French pig! french dog!“ Wenn der Ausländer darauf irgendwie reagiert, verdoppelt und verdreifacht sich das Blöken und Wiehern noch; wenn er sich entfernt, laufen ihm die Jungen nach — und dann gibt es nur die ultima ratio, den Stock zu erheben und ihn auf den ersten besten niedersausen zu lassen.

Dann laufen die Knaben spornstreichs davon, indem sie aus der Ferne weiterschimpfen oder einen mit Dreck bewerfen.

In Frankreich wird ein erwachsener Arbeiter, ein Ladendiener oder ein Hökerweib die Gamins niemals bei ihren Streichen gegen die Ausländer unterstützen. In London grunzen alle schmutzigen Weiber und alle erwachsenen Kommis mit und helfen den Jungen, wo sie können.

In Frankreich gibt es ein Schild, vor dem jeder noch so freche Bursche Halt macht, — das ist die Armut. Ein Land, das kein beleidigenderes Wort kennt als beggar, verfolgt den Ausländer natürlich um so mehr, je ärmer und schutzloser er ist.

Ein italienischer Flüchtling, der früher Offizier in der österreichischen Kavallerie gewesen war und sein Vaterland ganz ohne Mittel verlassen hatte, ging während des Winters in einem Offiziersmantel herum. Das rief auf dem Markte, wo er jeden Tag vorübergehen mußte, einen solchen Furor hervor, daß die Rufe: „Wer ist Ihr Schneider?“, das Gelächter und das Zupfen an Ärmel und Kragen schließlich so weit ging, daß der Italiener seinen Mantel wegwarf und zitternd und zähneklappernd im bloßen Rock durch die Straßen ging.

Diese Roheit in den Scherzen der Straßenjungen, dieser Mangel an Zartgefühl und Takt bei einem Volke läßt es auch verständlich erscheinen, daß die Frauen nirgends so geschlagen werden wie in England. Der Vater ist imstande, seine Tochter, der Mann, seine Frau zu entehren und sie gerichtlich zu verfolgen.

Diese Roheit auf der Straße beleidigt die Franzosen und Italiener anfangs in hohem Grade. Dagegen lacht der Deutsche über sie und beantwortet sie mit ähnlichen Schimpfworten. Der Streit nimmt seinen Fortgang und der Deutsche ist höchst befriedigt. Beiden Parteien erscheint das als eine Art Liebenswürdigkeit, als ein hübscher Scherz. „Bloody dog!“ ruft ihnen der stolze Sohn Britanniens entgegen. „John Bull, du Aas!“ antwortet der Deutsche, und jeder geht seinen Weg weiter.

Dieses Betragen beschränkt sich nicht bloß auf das Straßenleben. Man braucht sich nur die Polemik eines Marx, Heinzen, Ruge und Konsorten anzusehen, die seit 1849 nicht aufhören

will und auch heute noch jenseits des Ozeans fortgesetzt wird. Unser Auge ist es nicht gewöhnt, solche Worte und solche Beschuldigungen gedruckt zu sehen. Nichts wird geschont; weder die persönliche Ehre, noch das Familienleben, noch das anvertraute Geheimnis.

Bei den Engländern verschwindet die Roheit, wenn sie sich bis zur Höhe des Talents oder einer aristokratischen Erziehung emporschwingen. Dagegen werden die größten Dichter Deutschlands (mit Ausnahme von Schiller) klotzig, grob und vulgär.

Eine von den Ursachen dieses schlechten Tones in Deutschland rührt daher, daß es in Deutschland gar keine Erziehung in unserem Sinne gibt. Die Deutschen lernen, und lernen viel, aber sie werden nicht erzogen, selbst nicht die Aristokraten, unter denen noch immer die Sitten der Kaserne und des Junkertums vorherrschen. Für die Fragen des gemeinen Lebens fehlt ihnen das ästhetische Organ. Die Franzosen haben es auch verloren, wie sie die Eleganz ihrer Sprache eingebüßt haben; der moderne Franzose bringt es nur selten fertig, einen Brief ohne kaufmännische oder juristische Redewendungen zu schreiben. — Der Ladentisch und die Kaserne haben ihre Sitten verdorben.

Zum Schluß dieser Parallele will ich noch einen Fall erzählen, bei dem ich den ganzen Abgrund, der den Italiener vom Deutschen trennt, sinnfällig vor Augen sehen konnte. Dieser Abgrund wird noch lange fortbestehen und durch keine Amnestien und schönen Betrachtungen über die Verbrüderung der Völker überbrückt werden.

Als ich im Jahre 1852 mit Tessier du Moter aus Genua nach Lugano fuhr, kamen wir nachts in Arona an. Wir fragten, wann ein Dampfer abgehe; man sagte uns, er gehe morgen um acht Uhr ab, und wir gingen zu Bett. Um halb acht Uhr erschien der Portier, um unsere Sachen zu holen; als wir am Ufer ankamen, lagen sie schon auf dem Deck des Schiffes. Trotzdem aber sahen wir uns erstaunt an, statt uns auf den Dampfer zu begeben.

Über dem zischenden und hin und her schaukelnden Dampfer wehte eine mächtige weiße Fahne mit dem zweiköpfigen

Adler. Auf dem Hinterteil des Schiffes stand die Inschrift: Fürst Radetzky. Wir hatten am Abend zu fragen vergessen, was für ein Dampfer abgehe: ein österreichischer oder ein sardinischer. Tessier war vom Versailler Gericht in contumaciam zur Deportation verurteilt. Obwohl das Österreich nichts anging, hätte es sich die Gelegenheit sicherlich nicht entgehen lassen, einen Menschen sechs Monate lang im Gefängnis zu behalten, wenn auch nur unter dem Vorwande, daß über ihn Erkundigungen eingezogen werden müßten. Aus dem Beispiel Bakunins konnte man sich eine Vorstellung bilden, was sie mit mir machen konnten. Nach dem Vertrag mit Piemont hatten die Österreicher kein Recht, von denen Pässe zu verlangen, die direkt nach Magadino reisten, welches der Schweiz gehörte, — wenn sie das Ufer der Lombardei nicht berührten. Ich glaube indessen, daß sie schwerlich auf ein so einfaches Mittel verzichtet hätten, wenn sie auf eine solche Weise einen Mazzini oder Koschat hätten in ihre Gewalt bringen können.

„Nun?“ sagte Tessier, „es wäre doch lächerlich, wenn wir jetzt umkehren wollten!“ — „Also dann meinetwegen vorwärts!“ und wir betraten das Deck.

Als das Seil gelöst war, wurden die Passagiere von einem Kordon Soldaten mit geladenen Flinten umgeben. Wozu dies geschah, kann ich nicht angeben. Auf dem Schiffe standen zwei kleine Kanonen, die auf besondere Art befestigt waren. Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, traten die Soldaten auseinander. An der Wand der Kajüte hing ein Reglement, in dem geschrieben stand, daß die Passagiere, welche nicht nach der Lombardei fahren, ihre Pässe nicht vorzuzeigen brauchen; aber es gab darin einen Zusatz, wonach jeder Insasse des Schiffs, der sich gegen die Kaiserlich Königlichen Polizeistatuten vergeht, nach österreichischen Gesetzen gerichtet wird. Or donc! Es war ja schon ein österreichisches Verbrechen, einen Kalabreserhut oder eine dreifarbige Kokarde zu tragen. Erst jetzt begriff ich, in wessen Krallen ich mich befand. Indessen ich bereue es dennoch nicht, damals gereist zu sein. Während der ganzen Fahrt passierte nicht das Geringste, und ich sammelte reiche Erfahrungen.

Auf Deck saßen einige Italiener; finster und schweigsam rauchten sie ihre Zigarren und blickten mit verhaltenem Groll auf die blonden Offiziere in den weißen Jacken, die fortwährend hin und her liefen, obwohl gar kein Grund dazu vorlag. Unter ihnen befanden sich zwölfjährige Burschen, und auch die anderen waren noch sehr jung. Ich höre noch die meckernd gutturale Kasernenstimme, das freche Lachen, das wie ein Husten klang, und den unangenehmen österreichischen Dialekt. Ich wiederhole, es passierte nichts Schreckliches, und doch hatte ich das Gefühl, sie verdienten für die Art, wie sie mit dem Rücken vor der Nase der Leute standen, Fratzen schnitten und mit jeder Geste andeuteten: „Wir sind die Sieger — wir sind die Starken", ins Wasser geworfen zu werden; mehr noch, ich hatte das Gefühl, daß ich mich freuen würde, wenn es geschähe, und selbst mithelfen würde.

Wer sich die Mühe gegeben hätte, sich beide Parteien auch nur fünf Minuten lang anzusehen, der hätte unbedingt begriffen, daß hier von einer Versöhnung nicht die Rede sein kann, daß der Haß diesen Menschen im Blut liegt, und daß Jahrhunderte dazu gehören, um ihn zu überwinden, zu mildern und bis auf einen unschuldigen Stammesunterschied zurückzuführen.

Nach zwölf Uhr verfügte sich ein Teil der Passagiere in die Kajüten hinab, die übrigen frühstückten auf dem Deck. Hierbei kam die rein physische Differenz noch stärker zum Vorschein. Ich beobachtete diese Menschen und konnte mich nicht genug über sie wundern. Sie hatten nichts miteinander gemein. Die Italiener aßen wenig, mit jener angeborenen, natürlichen Grazie, mit der sie alles machen. Die Offiziere schnitten sich große Stücke ab, schmatzten laut, warfen die Knochen weg, stießen die Teller weit von sich oder beugten sich tief über sie und beförderten die Suppe mit einer ungeheueren Behendigkeit mit dem Löffel in den Mund, andere wieder aßen die Butter mit dem Messer — ohne Brot und ohne Salz. Ich sah mir diese Künstler und dann einen Italiener an und mußte lachen. — Der Italiener hatte mich verstanden, lächelte mir verständnisvoll zu und äußerte lebhaft seinen Widerwillen.

Und noch eins. Während die Italiener mit einem Lächeln und in liebenswürdigstem Tone um einen Teller oder um Wein baten, und dem Kellner mit einem leichten Kopfnicken oder einem Blick dankten, behandelten die Österreicher ihn äußerst grob, so, wie ein russischer Kornett a. D. oder ein russischer Fähnrich seine Leibeigenen in Gegenwart anderer Leute behandelt.

Vor dem Essen rief ein junger, langer Offizier mit hellgelbem Haar einen fünfzigjährigen Soldaten, den man nach seinem Äußeren für einen Polen oder Kroaten halten konnte, zu sich heran und begann ihn wegen einer kleinen Nachlässigkeit auszuschimpfen. Der alte Mann stand stramm da, wie ein Soldat, und wollte dem Offizier, als dieser seine Rede beendet hatte, etwas erwidern; kaum aber hatte er die Worte: „Herr Leutnant!" ausgesprochen, als ihm der Hellgelbe mit seiner schnarrenden Stimme zurief: „Du hast zu schweigen! Marsch!" Dann wandte er sich wieder an seine Kameraden, wie wenn nichts vorgefallen wäre, und goß sich ein Glas Bier ein. Wozu tat er das alles in unserer Gegenwart? Ich kam fast auf den Verdacht, daß diese Szene nur unsertwegen aufgeführt wurde.

Als wir bei Magadino landeten, machte sich unser armes Herz Luft; wir wandten uns noch einmal nach dem Schiffe um, das noch nicht abgefahren war, und riefen laut: „Viva la republica!" Ein Italiener aber schüttelte den Kopf und wiederholte mehrere Male: „O brutissimi, brutissimi!"

Ist es nicht zu früh, so voreilig von der Solidarität der Völker und der allgemeinen Verbrüderung zu reden? Und ist diese gewaltsame Verhüllung des Völkerhasses nicht bloß ein heuchlerischer Versöhnungsversuch? Ich glaube, daß die nationalen Eigentümlichkeiten einmal ihren verletzenden Charakter verlieren werden, wenigstens in dem Maße, als dies jetzt in der gebildeten Gesellschaft der Fall ist; aber damit diese Erziehung bis in die ganze Tiefe der Massen hineindringe, bedarf es noch sehr viel Zeit. Und wenn ich nach Folkestone und Bologna, nach Dover und Calais hinüberblicke, dann wird mir angst und bange, und ich möchte hinzufügen: „Dazu bedarf es noch vieler Jahrhunderte."

XVXII. Die Schweiz. — James Fazy und die Réfugiés. — Der Monte Rosa.

Die europäische Bewegung war 1849 noch so lebhaft, daß es einem schwer wurde, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Schweiz zu konzentrieren, selbst wenn man in Genf lebte. Zudem haben die politischen Parteien darin viel Ähnlichkeit mit der russischen Regierung, daß sie es vorzüglich verstehen, die Aufmerksamkeit des Reisenden abzulenken. Wenn er unter ihrem Einflusse steht, sieht er zwar alles, jedoch nicht unbefangen, sondern unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel. Es gelingt ihm nicht, einem gewissen circulus vitiosus zu entrinnen. Sein erster Eindruck schon ist gefälscht, bestochen, er gehört nicht mehr ihm. Die voreingenommene Anschauung der Partei überrumpelt ihn, er ist indifferent, ist ihr unvorbereitet und wehrlos preisgegeben, und so wird sie, noch ehe er Zeit hat, sich zu besinnen, zu seiner eigenen Überzeugung.

1849 kannte ich nur die radikale Schweiz, die Schweiz, welche die demokratische Revolution vollzogen und 1847 den Sonderbund unterdrückt hatte. Später lernte ich immer mehr und mehr Emigranten kennen und ihre Empörung über den Kleinmut der Regierung der Föderation und die traurigen Rollen teilen, die diese ihren reaktionären Nachbarn gegenüber spielte.

Ich lernte die Schweiz jedoch erst bei meinen folgenden Reisen kennen, am besten in London. Während meiner trübseligen Muße in den Jahren 1853 und 1854 sammelte ich viele Erfahrungen und lernte ich vieles von dem, was ich früher erlebt und gesehen hatte, anders beurteilen.

Die Schweiz hat manche schwere Prüfung überstanden. Mitten unter den Ruinen einer ganzen Welt von freien Institutionen, unter den Scherben einer Zivilisation, die sich gegenseitig zerrieben und untersanken, in einer Zeit, wo alle Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins in der Auflösung begriffen waren und alle staatlichen Formen in einem rohen Despotismus untergingen — blieben nur zwei Länder sich selbst gleich. Das eine jenseits des Meeres, das andere hinter seinen Bergen, beides mittelalterliche Republiken, die mit ihren jahrhundertealten Sitten tief im heimatlichen Boden wurzelten.

Aber welch ein Unterschied zwischen England und der Schweiz, sowohl was ihre Kraft als was ihre geographische Lage anbetrifft! Obwohl auch die Schweiz gewissermaßen eine Insel hinter den Bergen bildet, so verpflichtet sie doch ihre Lage inmitten so vieler Staaten und der Geist ihres Volkes einerseits zu einem schwierigen Lavieren und andererseits zu einem wohlberechneten Betragen. In England ist das Volk eigentlich ruhig, es ist um etwa drei Jahrhunderte zurück. Der tätige Teil der englischen Bevölkerung gehört einer ganz bestimmten Schicht an; die Mehrheit des Volkes hält sich von jeder Bewegung fern, der Chartismus erschüttert es kaum, und auch dieser hat nur Anhang unter den Bergwerksarbeitern. England steht abseits und schleudert das Brennmaterial, das sich in seinem Innern aufhäuft, sogleich über den Ozean auf den Kontinent, wo es fortglimmt und Nahrung findet. Die Ideen strömen nicht vom Festland auf es ein, sondern dringen ganz langsam hinein, nachdem sie sich den Sitten des Landes angepaßt und die Sprache des Volkes erlernt haben.

Ganz anders in der Schweiz; da gibt es keine Kasten, keine scharfen Grenzen zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes. Die patriarchalischen Patrizier der Kantone vermochten dem ersten Ansturm der demokratischen Ideen keinen ernstlichen Widerstand zu leisten. Die Schweiz durchdringen alle Lehren, alle Ideen, und eine jede von ihnen hinterläßt hier eine Spur. Das Volk spricht drei Sprachen. Hier lehrte Calvin und Weitling und Rousseau. In diesem Lande ist jedermann bis zum Bauern und Arbeiter zur Selbstverwaltung berufen. Erdrückt von seinen großen Nachbarn, ohne stehende Armee, ohne Bureaukratie und Diktatur, bleibt es nach den Stürmen der Revolutionen und den Saturnalien der Reaktion die gleiche freie, republikanische Föderation wie vormals.

Es wäre wünschenswert, zu erfahren, wie die Konservativen den Umstand erklären, daß die einzigen Länder in Europa, in denen Ruhe herrscht, die sind, wo die persönliche Freiheit und die Redefreiheit am wenigsten beschränkt ist. Während Österreich nur durch eine Reihe von Staatsstreichen, Moschus, Galvanisierungen und administrative Revolutionen

am Leben erhalten werden kann, während der französische Thron sich ausschließlich auf den Terror und die Aufhebung aller gesetzlichen Garantien stützt, erhalten sich in der Schweiz und in England die absurdesten, längst veralteten Institutionen, die mit der Freiheit dieser Länder verwachsen sind und unter ihrem mächtigen Schutze stark und kräftig bleiben.

Das Verhalten des Bundesrats gegen die politischen Emigranten, welche auf den bloßen Wink Österreichs oder Frankreichs ausgewiesen wurden, war schmählich. Aber die Verantwortung dafür fällt ausschließlich der Regierung zu; die Fragen der äußeren Politik liegen dem Volke gar nicht so am Herzen wie die der inneren. Im Grunde genommen beschäftigen sich alle Völker nur mit ihren eigenen Angelegenheiten, der Rest ist nur ein fernliegender Wunsch oder eine rhetorische Übung, die oft ganz aufrichtig sein kann, aber auch dann noch selten solide und sachlich ist. Das Volk, das sich durch sein allgemein menschliches Interesse für alles und jedes einen gewissen Ruhm erworben hat, kennt die Geographie nur sehr schlecht und ist von einem unerträglichen, reizbaren Patriotismus beseelt. Außerdem wird der Schweizer schon durch seine Natur nicht in die Ferne getrieben; die Berge verweisen ihn auf sein heimatliches Tal, wie der Küstenbewohner auf den heimatlichen Strand angewiesen ist, und solange man sie in Ruhe läßt, bleiben sie friedlich und schweigen.

Das Recht, über die Emigranten zu verfügen, das sich die Bundesregierung angemaßt hat, ist durchaus nicht Schweizer Recht. Nach diesem unterliegt die Emigrantenfrage der Kompetenz der Kantone. Die Radikalen der Schweiz haben sich unter dem Einfluß der französischen Theorien bemüht, die zentrale Regierung in Bern zu stärken, und begingen damit einen großen Fehler. Glücklicherweise gehen die Zentralisierungsversuche, abgesehen von den Fällen, wo ihr praktischer Nutzen unverkennbar ist, wie bei der Einführung von Posten, Landstraßen, einer Geldeinheit usw., in der Schweiz durchaus nicht vom Volke aus. Die Zentralisation kann sehr viel für die Aufrechterhaltung der Ordnung tun und allerhand gemeinsame Unternehmungen leiten, aber sie verträgt sich nicht mit

der Freiheit. Sie macht die Völker leicht zu einer gut gehüteten Herde oder zu einer Koppel Hunde, die von einem Hundeaufseher schön in Zucht und Ordnung gehalten werden.

Daher ist sie den Amerikanern und Engländern ebenso verhaßt wie den Schweizern.

Die numerisch schwache und dezentralisierte Schweiz ist eine Hydra, man kann sie nicht mit einem Schlage erlegen. Wo ist ihr Kopf, wo ihr Herz? Außerdem kann man sich keinen König ohne eine Hauptstadt vorstellen. Ein König wäre für die Schweiz ebensosehr eine Absurdität wie eine Rangliste in Neuyork. Die Berge, die Republik und der Föderalismus haben in der Schweiz eine starke und mächtige Schicht von Menschen herangebildet und erhalten, die von den Bergen ebenso scharf umgrenzt und zusammengehalten wird wie ihr Land.

Man muß es gesehen haben, wie die Schützen aus den verschiedenen Kantonen zum Bundesschießen zusammenströmen, mit ihren Fahnen, in ihren bunten Kostümen, mit dem Karabiner auf dem Rücken. Stolz auf ihre Eigenart und auf ihre Einheit, kommen sie von ihren heimatlichen Bergen herab, begrüßen sich und die Bundesfahne (die immer in der Stadt bleibt, wo das letzte Schützenfest war) durch brüderliche Zurufe, und bleiben zusammen, ohne sich zu vermischen.

In diesen Festen eines freien Volkes, in ihren Kriegsspielen, die nichts von der kränkenden étalage der Monarchien an sich haben, ohne den Pomp der goldgestickten Aristokratie und der bunten Garde — liegt etwas Feierliches und Großes. Überall werden Reden gehalten, fließt der Wein der heimatlichen Reben, hört man Rufe, Gesang und Musik; jeder fühlt, daß seine Schulter frei ist von der bleiernen Last einer knechtenden Gewalt . . .

In Genf wurde kurz nach meiner Ankunft vor dem Beginn der Ferien ein Festessen für die Schüler aller Schulen veranstaltet. James Fazy, der Präsident des Kantons, lud mich zu dieser Feier ein. Bei Carouge war auf dem Felde ein großes Zelt ausgespannt. Der Große Rat und alle Berühmtheiten des Kantons waren zugegen und nahmen mit ihren Kindern am

Festessen teil. Ein Teil der Bürger, der an der Reihe war, war zum Ehrenwachtdienst einberufen und erschien in Uniform und mit Flinten bewaffnet. Fazy hielt eine ganz radikale Rede, beglückwünschte alle Schüler, die eine Prämie erhalten hatten, und brachte einen Toast auf die künftigen Bürger aus. Die Musik fiel ein, und es wurden mehrere Kanonensalven abgegeben. Hierauf stellten sich die Kinder zu je zweien in einer Reihe auf und folgten ihm aufs Feld hinaus, wo sie allerhand Belustigungen erwarteten. Da gab es Luftballons, Akrobaten usw. Die bewaffneten Bürger, d. h. also die Väter, Oheime und älteren Brüder der Schüler, standen Spalier und präsentierten das Gewehr, während die Kolonne vorübermarschierte. Jawohl, präsentierten das Gewehr vor ihren kleinen Söhnen und Waisenkindern, die auf Kosten des Kantons erzogen wurden ... Die Kinder waren die Ehrengäste der Stadt, — „ihre künftigen Bürger". Dies alles kommt unsereinem, der an allerhand feierlichen Akten in Instituten und anderen Erziehungsanstalten teilgenommen hat, höchst merkwürdig vor.

Und es gibt noch etwas, was uns seltsam berührt. Ein jeder Arbeiter, ein jeder erwachsene Bauer, die Kellner in den Gasthöfen und ihre Wirte, die Bewohner der Berge und der Sümpfe, sie alle sind über die kantonalen Fragen unterrichtet, nehmen Anteil an ihnen, gehören irgend einer Partei an. Ihre Ausdrucksweise, ihre Sprache, ihr Bildungsgrad sind sehr verschieden, und wenn ein Genfer Arbeiter zuweilen an ein Klubmitglied aus Lyon erinnert, während der einfache Bergbewohner noch heute an die Personen erinnert, die Schillers „Wilhelm Tell" umgeben, so hindert das doch keinen von ihnen, sich lebhaft mit den öffentlichen Fragen zu beschäftigen. In Frankreich sind die Städte mit Mitgliedern politischer und sozialer Gesellschaften bevölkert, sie beschäftigen sich mit der revolutionären Frage und verstehen nebenbei auch noch etwas von der Verwaltung und Regierung. Dafür wissen die, welche diesen Gesellschaften fern stehen, besonders die Bauern, nichts von alledem, und interessieren sich weder für die Angelegenheiten Frankreichs noch des Departements, dem sie angehören.

Schließlich fällt uns und den Franzosen noch etwas auf: der Mangel jeglicher priesterlicher Ornate und der ganzen opernhaften Inszenierung unseres Regierungsapparates. Der Kantonspräsident, der Präsident des Bundesrats, die Staatssekretäre (d. h. die Minister), die Bundeshauptleute kommen daher wie gewöhnliche Sterbliche, gehen ins Café, essen an einem gemeinsamen Tisch, unterhalten sich über die allgemeinen Fragen, diskutieren mit den Arbeitern und miteinander in ihrer Gegenwart und trinken ihren Landwein und Kirschwasser dazu.

Zu Beginn meiner Bekanntschaft mit James Fazy wunderte ich mich über diese demokratische Einfachheit der Sitten; erst später, als ich einen tieferen Einblick in die Sache tat, erkannte ich, daß die Kantonalregierung in allen gesetzlichen Fällen keineswegs schwach war, trotz dem Mangel aller aufgeputzten Gravität, jeglicher Hosenstreifen, jeglichen Federschmucks, aller Posten mit Hellebarden, Wachtmeister mit einem Schnauzbart und den übrigen Torheiten und unnützen Spielsachen der monarchischen Mise en scène.

Im Herbst 1849 begannen die Verfolgungen gegen die Emigranten, die sich in die Schweiz geflüchtet hatten; die Regierung befand sich in den schwachen Händen von Doktrinären, und die Bundesminister verloren den Kopf. Der Bund ließ sich einschüchtern, obwohl er es einst Louis Philippe verweigert hatte, Louis Napoleon auszuweisen, und verwies jetzt Menschen, die eine Zuflucht suchten auf den Befehl des letzteren. Denselben Liebesdienst leistete die Republik Österreich und Preußen. Freilich hatte es die Bundesregierung nicht mit einem alten, dicken König zu tun, der die gewaltsamen und übertriebenen Maßnahmen nicht liebte, sondern mit Menschen, an deren Händen noch Blut klebte und die selbst mit der skrupellosesten Verfolgung ihrer Gegner beschäftigt waren. Aber wovor fürchtete sich die Bundesregierung eigentlich? Wenn sie imstande gewesen wäre, über ihre Berge hinauszublicken, sie hätte bald erkannt, einen wie großen Teil ihrer inneren Angst die benachbarten Regierungen hinter ihren dreisten Ansprüchen und Drohungen versteckten. Keine von ihnen

besaß 1849 genug Festigkeit und das Bewußtsein moralischer Kraft, um einen Krieg zu beginnen. Die Föderation hätte bloß die Zähne zu zeigen brauchen, und jene wären sofort verstummt; aber die Doktrinäre zogen eine zaghafte Nachgiebigkeit vor und beschränkten sich auf kleinliche und unedle Verfolgung von Menschen, die nicht wußten, wo sie bleiben sollten.

Eine Zeitlang setzten verschiedene Kantone, darunter der Kanton Genf, dem Bundesrat einen gewissen Widerstand entgegen, aber schließlich ließ sich sogar Fazy dazu hinreißen, an der Emigrantenverfolgung teilzunehmen.

Seine Lage war äußerst unangenehm. Die Verwandlung eines Verschwörers in eine Regierungsperson hat, so natürlich sie auch sein mag, stets etwas Komisches und Peinliches an sich. Eigentlich wäre es richtiger, zu sagen, daß nicht Fazy zur Regierung, sondern die Regierung auf Fazy überging; trotzdem kam der frühere Verschwörer niemals ganz gut mit dem Kantonspräsidenten aus. Er mußte jetzt seine eigenen Leute züchtigen oder die Befehle des Bundesrats offen ignorieren, und dann wieder Maßregeln ergreifen, gegen die er zehn Jahre hintereinander geredet und gekämpft hatte. Er entschloß sich, je nach Laune, bald zu dem einen, bald zum andern, und brachte so beide Parteien gegen sich auf.

Fazy war ein Mann von großer Energie und bedeutenden staatsmännischen Talenten, aber er war zu sehr Franzose, um nicht die Zentralisation und die harten und strengen Maßnahmen zu lieben. Sein ganzes Leben war dem politischen Kampfe gewidmet. Wir begegnen ihm 1830 als jungem Mann auf den Barrikaden von Paris, darauf im Hôtel de Ville unter den jungen Leuten, die trotz Lafayette und den Bankiers die Proklamierung der Republik verlangten. Perier und Laffitte fanden, „die beste Republik“ sei der Herzog von Orleans; er wurde zum König ausgerufen und Fazy gehörte von da ab der radikalsten republikanischen Opposition an. Hier steht er zugleich mit Geoffroi Cavaignac und Marraste, Seite an Seite mit der Gesellschaft des droits de l'homme und den Karbonari; er nimmt an der Savoyischen Expedition Mazzinis teil und

gibt eine Zeitschrift heraus, die man nach französischer Art mit dem Knüttel totschlug.

Als er endlich einsah, daß in Frankreich nichts mehr zu machen sei, erinnerte er sich an seine Heimat und widmete von nun ab seine ganze Energie, seine ganze Geschicklichkeit und Gewandtheit als Politiker, Publizist und Verschwörer der Verbreitung seiner Ideen im Kanton Genf.

Er plante eine radikale Umwälzung in diesem Kanton und führte sie aus. Genf lehnte sich gegen seine alte Regierung auf; die Debatten, die Angriffe und die Abwehr wurden aus der Kammer und den Zeitungen auf die Straßen und Märkte verpflanzt, und Fazy war das Haupt des rebellischen Teiles der Stadt. Während er seine Anordnungen traf und seine bewaffneten Freunde aufstellte, sah ein alter Mann mit grauen Haaren zum Fenster hinaus; und da er ein alter Soldat war, konnte er sich nicht zurückhalten, Fazy allerhand Ratschläge zu geben, wie er seine Schlachtreihe ordnen und die Kanonen aufstellen solle. Dieser gehorchte, und der Rat erwies sich als gut. Wer war dieser Militär? — Es war ein Graf Ostermann-Tolstoi, der den Oberbefehl über die Armeen bei Kulm hatte. Er hatte Rußland nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I. verlassen und lebte seitdem beständig in Genf.

Während dieser Revolution zeigte Fazy, daß er nicht nur Taktgefühl und einen sicheren Blick, sondern auch jenen Wagemut besaß, den nach Saint-Just jeder Revolutionär haben muß. Nachdem er die Konservativen fast ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, aufs Haupt geschlagen hatte, erschien er im Großen Rat und erklärte ihn für aufgelöst. Die Deputierten wollten ihn verhaften und fragten ihn empört, „in wessen Namen er so zu reden wage"?

„Im Namen des Genfer Volkes, das eure schlechte Regierung satt hat, und das hinter mir steht." — Bei diesen Worten zog Fazy den Vorhang vor der Tür zurück. Ein Haufe bewaffneter Menschen füllte die Säle, bereit, auf einen Wink Fazys anzulegen und Feuer zu geben. Die alten „Patrizier" und die friedlichen Calvinisten gerieten in Verwirrung. — „Hinaus, so lange es noch Zeit ist," sagte Fazy, und sie gingen

demütig nach Hause. Fazy stezte sich hin und verfaßte ein Dekret oder ein Plebiszit, in dem er erklärte, das Volk von Genf habe die alte Regierung abgesetzt und schicke sich zu einer Neuwahl und zur Ausarbeitung einer neuen demokratischen Verfassung an. Inzwischen übertrage es die ausführende Gewalt auf James Fazy. Dies ist der achtzehnte Brumaire zugunsten der Demokratie und des Volkes. Obwohl er sich selbst zum Diktator gewählt hat, muß man doch gestehen, daß die Wahl eine sehr glückliche war.

Seit jener Zeit, d. h. seit 1846, regierte er in Genf. Da der Präsident nach der Konstitution auf zwei Jahre gewählt wird und nicht zweimal nacheinander gewählt werden darf, so ernennen die Genfer nach zwei Jahren irgend einen von Fazys blinden Anhängern zum Präsidenten, und so bleibt er de facto doch Präsident, zum großen Schmerz der Konservativen und Pietisten, die stets in der Minderheit sind.

Fazy legte während seiner Diktatur neue Talente an den Tag. Die Verwaltung, die Finanzen, alles machte mächtige Fortschritte; die konsequente Durchführung der radikalen Prinzipien gewann ihm das Volk. Fazy war ein ebenso energischer Organisator, als er ein mächtiger Zerstörer gewesen war. Genf blühte unter ihm empor. Das sagten mir nicht nur seine Freunde, sondern auch die, die ihm ferner standen, unter anderem auch der berühmte Sieger von Kulm, Ostermann-Tostoi.

Unbeugsam hart und reizbar, schnell und intolerant, hatte Fazy immer etwas Despotisch-Republikanisches an sich; er gewöhnte sich an die Macht, und die despotische Seite gewann von da ab oftmals die Überhand; und dann wurde Fazy von den Ideen und Ereignissen des Jahres 1848 überrumpelt, er fühlte sich verwirrt und zurückgesetzt. Da war sie ja, die Republik, von der er mit Geoffroi Cavaignac und Armand Carel geträumt hatte! . . . und doch war noch nicht alles in Ordnung. Sein früherer Kamerad Marraste, der Präsident der Nationalversammlung, machte ihm gegenüber die Bemerkung, er habe sich beim Frühstück und in Gegenwart des Sekretärs unvorsichtig über den Katholizismus geäußert, und meinte,

man müsse die Religion schonend behandeln, um die Pfaffen nicht zu erzürnen. Wenn der Ex-Redakteur des „National" im Palais des Präsidenten aus einem Zimmer ins andere ging, mußten zwei Posten vor ihm Front machen. Ein anderer Freund und Protégé von Fazy ging noch weiter; er wurde Präsident der Republik, wollte nichts mehr von den alten Kameraden wissen, und legte es darauf an, eine Art Napoleon zu werden. „Die Republik ist in Gefahr", aber die Arbeiter und die fortgeschrittensten Menschen beschäftigen sich nicht mit ihr und reden nur immer vom Sozialismus. — Das also ist der eigentliche Übeltäter, und Fazy wandte sich mit einer eigensinnigen Erbitterung gegen den Sozialismus. Das bedeutete so viel als: er hatte seine Grenze, wie die Deutschen sagen, seinen Kulminationspunkt erreicht und begann zurückzugehen.

Er und Mazzini waren Sozialisten, bevor es noch einen Sozialismus gab, sie wurden seine Feinde, als er aus der Sphäre allgemeiner und unbestimmter Bestrebungen heraustrat und zu einer revolutionären Kraft wurde. Im Streit mit beiden habe ich manche Lanze für ihn gebrochen, aber ich erkannte bald zu meiner großen Verwunderung, wie wenig man mit der Logik erreichen kann, wenn der Mensch sich nicht überzeugen lassen will. Wenn es bei beiden nur Politik, nur ein Zugeständnis an die Zeit und ihre Notwendigkeit war, wozu ereiferten sie sich so; wie kam es, daß sie ihre Rolle selbst in einer privaten Unterhaltung so gut weiterspielten? Nein, sie hatten eine Wut auf die neue Lehre, welche sich außerhalb ihres eigenen Kreises ausgebildet hatte. Ja, sie haßten sogar diesen Namen. Ich schlug Fazy vor, den Sozialismus in unseren Unterhaltungen „Kleopatra" zu nennen, damit dieses Wort ihn nicht unnütz ärgere und uns durch seinen Klang nicht an einer gegenseitigen Verständigung hindere. Die Broschüren, die Mazzini gegen den Sozialismus schrieb, schadeten dem berühmten Agitator später weit mehr als Radetzky; — aber davon ist hier nicht die Rede.

Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich einen Zettel von Struve auf dem Tisch. Er teilte mir mit, daß Fazy ihn aus-

weise, und zwar in schroffster Form. Die Bundesregierung hatte schon längst den Auftrag zur Ausweisung Struves und Heinzens gegeben. Fazy hatte sich darauf beschränkt, beiden diesen Beschluß mitzuteilen. Was war denn nun Neues geschehen?

Fazy wollte nicht, daß Struve in Genf eine „internationale" Zeitschrift herausgebe; er fürchtete sich und hatte vielleicht nicht ganz unrecht, daß Struve und Heinzen einen solchen gefährlichen Unsinn drucken würden und damit neue Drohungen seitens Frankreichs, die Empörung Preußens und das Zähneknirschen Österreichs heraufbeschwören könnten. Wie ein praktischer Mensch einen Augenblick daran glauben konnte, daß die Zeitschrift zustande kommen werde, kann ich bis heute nicht verstehen. Genug, er forderte Struve auf, den Plan der Zeitschrift fallen zu lassen und Genf den Rücken zu kehren. Einem solchen Plan zu entsagen, und zwar gerade in dem Augenblick, wo sich Struve den ausschweifendsten Hoffnungen hingab, daß es ihm mit seiner Zeitschrift gelingen würde, „den sieben Geißeln des Menschengeschlechts" ein für allemal den Garaus zu machen — das ging über die Kräfte des badischen Revolutionärs. Darauf schickte Fazy einen Polizeikommissar zu ihm und ließ ihm sagen, er solle den Kanton sofort verlassen. Struve empfing den Polizisten sehr kühl und erklärte ihm, er habe seine Vorbereitungen zur Reise noch nicht getroffen. Fazy fühlte sich wegen des Polizeikommissars beleidigt und gab der Polizei den Befehl, Struve hinauszubefördern. Ohne gerichtlichen Beschluß durfte man sein Haus nicht betreten; die Berner Verordnung war eine reine Polizeimaßregel und kein gerichtlicher Beschluß (die Franzosen nennen so etwas mésure de salut public). Der Polizeikommissar wußte das, aber er wollte Fazy einen Gefallen tun und sich wahrscheinlich für den unfreundlichen Empfang rächen. Er nahm also einen Wagen und setzte sich mit einem seiner Kollegen nicht weit von Struves Wohnung unter einen Lindenbaum und wartete.

Struve, der sich im Grunde über die neue Ära der Nachstellungen und Verfolgungen und über sein Martyrium freute,

war überzeugt, daß ihm nichts Ernstes passieren könne, und benachrichtigte all seine Freunde brieflich über das, was geschehen war. Da er erwartete, daß alle den lebhaftesten Anteil an seinem Schicksal nehmen und aufs äußerste empört sein würden, hielt er es zu Hause nicht mehr aus; er mußte seinen Freund Heinzen aufsuchen, der seinerseits einen ebenso liebenswürdigen Brief von Fazy erhalten hatte. Da Heinzen ganz in der Nähe wohnte, machte sich Struve ganz gemütlich auf den Weg. Er hatte nichts an außer seinem Hausrock und einem Paar Pantoffeln. Kaum aber näherte er sich der Linde, hinter der sich der listige Sohn Calvins versteckt hielt, als dieser ihm plötzlich in den Weg trat, die Vollmacht der Bundesregierung vorzeigte und ihn aufforderte, ihm sofort zu folgen. Der Eindruck seiner Aufforderung wurde noch durch zwei Gendarmen verstärkt, die daneben standen. Struve war wie aus den Wolken gefallen; er verfluchte Fazy, den er von nun ab mit zu den „sieben Geißeln" rechnete, bestieg den Wagen und jagte mit den Polizeikommissaren davon ins Kanton Waadt.

Vor der Diktatur Fazys war in Genf nichts Ähnliches passiert. Dies alles war sehr plump, grob, überflüssig, es war ein dummer Spaß. Ich kochte vor Zorn, als ich kurz vor zwölf nach Hause ging. Am Pont des Bergues begegnete ich Fazy, der in Begleitung einiger italienischer Emigranten munter daherkam.

„Guten Abend! Was gibt's Neues?" sagte er, als er mich erblickte.

„Sehr vieles!" antwortete ich trocken und kalt.

„Nun? Was denn?"

„Zum Beispiel gleich das, daß man die Leute in Genf ganz wie in Paris auf der Straße packt und sie mit Gewalt hinausbefördert, il n'y a plus de sécurité dans les rues — ich fürchte mich, auszugehen ..."

„Ah! Sie sprechen von Struve ..." antwortete Fazy und seine Stimme bebte vor Zorn. „Was soll man denn mit diesen verrückten Leuten anfangen? Ich bin es endlich müde; ich werde diesen Herrn schon zeigen, was es heißt, die Gesetze zu verachten und die Beschlüsse des Bundesrats zu brüskieren."

„Ein Recht," sagte ich lächelnd, „das Sie für sich allein in Anspruch nehmen!"

„Soll ich den Kanton selbst und mich jedem Verrückten zuliebe, der dem Irrenhaus entsprungen ist, in Gefahr bringen, und noch dazu unter den gegebenen Verhältnissen? Statt Dank bekommt man höchstens Grobheiten zu hören. Denken Sie sich nur, meine Herren, ich schicke einen Polizeikommissar zu ihm, und er schmeißt ihn geradezu hinaus. Da hört doch alles auf! Sie wollen nicht einsehen, daß man einem Beamten (magistrat), der im Namen des Gesetzes zu ihnen kommt, mit Achtung begegnen muß. Ist das etwa nicht so?"

Fazys Freunde nickten zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich bin anderer Ansicht," sagte ich zu ihm, „ich sehe den Grund nicht ein, warum man einen Menschen dafür achten muß, weil er ein Polizist ist; weil er kommt, um einem irgend einen Unsinn mitzuteilen, den Furrer oder Druey in Bern geschrieben haben. Man braucht nicht grob zu werden, aber es ist auch nicht gerade nötig, daß ich meine Liebenswürdigkeiten an einen Menschen verschwende, der als mein Feind zu mir kommt, und noch dazu als ein Feind, der die öffentliche Gewalt hinter sich hat?"

„Ich habe noch nie in meinem Leben solche Ansichten zu hören bekommen," sagte Fazy, zog die Schultern in die Höhe und blitzte mich zornig mit seinen Augen an.

„Für Sie ist das neu, weil Sie noch nie darüber nachgedacht haben. Sich die Beamten als Menschen vorzustellen, die eine geheiligte Handlung verrichten, — das ist ein ganz monarchischer Standpunkt."

„Sie können den Unterschied zwischen der Achtung vor dem Gesetz und Knechtssinn nur daher nicht verstehen, weil bei Ihnen der Kaiser und das Gesetz dasselbe ist — c'est parfaitement russe!

„Wie soll man das auch verstehen, wenn bei Ihnen die Achtung vor dem Gesetz die Achtung vor dem Polizeikommissar oder vor dem Schutzmann bedeutet?"

„Wissen Sie denn, mein Herr, daß der Polizeikommissar, den ich abgesandt habe, nicht bloß ein hochachtbarer und ehr-

licher Mann, sondern auch einer der besten und treuesten Patrioten ist; ich habe ihn während der Ausübung seines Dienstes beobachtet..."

„Und ein vortrefflicher Familienvater dazu..." fuhr ich fort, „leider habe ich nur genau so wenig davon wie Struve; wir kennen ihn nicht, und er ist zu Struve durchaus nicht als Musterbürger, sondern als Vertreter einer Gewalt gekommen, die ihn bedrückt und verfolgt."

„Ich bitte Sie," sagte Fazy, der immer zorniger wurde, „jetzt treten Sie plötzlich für diesen Struve ein, über den Sie gestern noch selbst gespottet haben..."

„Ich würde auch heute nicht lachen, wenn Sie ihn hängen ließen!"

„Wissen Sie, was ich glaube" — und er blieb stehen, „ich glaube, er ist nichts als ein Agent Rußlands!"

„Gott, was für ein Unsinn", sagte ich und mußte laut auflachen.

„Wie können Sie sagen, ich rede Unsinn," schrie Fazy immer lauter; „ich spreche ganz ernst mit Ihnen!"

Da ich den zügellosen und jähzornigen Charakter des Genfer Tyrannen kannte, und wußte, daß er trotz seiner Empfindlichkeit hundertmal besser war als seine Reden, hätte ich ihm vielleicht diesen Ton vergeben, um so mehr, als ich ihn für einen gutmütigen Menschen hielt; aber hier waren noch andere Menschen zugegen, dazu war er Kantonspräsident und ich ein paßloses Individuum wie Struve. Daher antwortete ich ihm gleichfalls mit Stentorstimme: „Sie glauben, weil Sie Präsident sind, brauchen Sie nur etwas zu sagen, damit man es Ihnen gleich glaubt?"

Mein Schreien half, Fazy mäßigte sich; dafür aber schlug er mit der Faust heftig auf das Brückengeländer und bemerkte: „Sein Onkel, Gustav Struve, ist doch russischer Geschäftsträger in Hamburg!"

„Das haben Sie wohl aus den „Wölfen und Schafen"? Ich will lieber nach Hause gehen! Adieu!"

„In der Tat, gehen wir lieber schlafen, statt uns zu zanken, sonst könnten wir uns noch veruneinigen," sagte Fazy mit gezwungenem Lächeln.

Ich ging ins Hôtel des Bergues und Fazy ging mit seinen Italienern über die Brücke. Wir hatten so laut geschrieen, daß sich mehrere Fenster im Hotel öffneten. Das Publikum, welches aus Kellnern und Touristen bestand, hatte unsere Unterhaltung mit angehört.

Unterdessen war der Polizeikommissar, dieser ehrenwerte Bürger, der Struve hinausbefördert hatte, wieder zurückgekehrt, und zwar nicht allein, sondern in Begleitung desselben — Struve. In der ersten Stadt des Kantons Waadt, in der Nähe von Coppet, wo Stael und Récamier wohnten, hatte sich ein höchst komischer Vorfall ereignet. Der Polizeipräfekt, ein glühender Republikaner, hatte davon gehört, wie Struve verhaftet worden war und erklärte, die Genfer Polizei habe ungesetzlich gehandelt, weigerte sich, ihn weiter zu befördern und sandte ihn wieder zurück.

Man kann sich die Wut Fazys vorstellen, als er gleich nach unserem Gespräch von der glücklichen Wiederkehr Struves benachrichtigt wurde. Nachdem sich Struve noch schriftlich und mündlich mit dem Tyrannen gezankt hatte, reiste er mit Heinzen nach England ab; dort verlangte Heinzen zwei Millionen Köpfe als Opfer für die Revolution und segelte darauf friedlich mit seinem Pylades nach Amerika; hier wollte er erst eine Schule für junge Mädchen gründen und gab dann in St. Louis eine Zeitschrift, den „Pionier", heraus, die auch erwachsene Männer nicht immer lesen dürften.

Etwa fünf Tage nach unserem Disput traf ich Fazy im Café de la Poste. „Wie kommt es, daß Sie sich so lange nicht sehen lassen. Sie sind doch nicht etwa noch immer böse? Diese Emigrantenaffären sind mir eine solche Last, daß man den Verstand darüber verlieren möchte! Der Bundesrat bombardiert mich geradezu mit Noten, und dazu wohnt noch der Sous-Präfekt von Gex immer hier, um sich zu überzeugen, ob die Franzosen auch interniert sind. Ich versuche alles zu ordnen, so gut ich kann — und erreiche nur, daß auch die eigenen Freunde mir böse sind. Jetzt ist da wieder eine neue und höchst übele Sache; ich weiß schon, daß alle Leute mich schelten werden, aber was soll ich tun?" Und er setzte sich an meinen Tisch und

fuhr leise fort: „Das sind keine Phrasen, das ist kein Sozialismus mehr, sondern gewöhnlicher Diebstahl!“

Er reichte mir einen Brief. Ein deutscher regierender Herzog beklagte sich, daß ihm während der Einnahme seiner kleinen Residenz durch die Freischärler allerhand Wertsachen, unter anderem ein alter, getriebener Abendmahlskelch von hohem künstlerischem Wert, geraubt worden seien. Er befinde sich beim früheren Anführer einer Legion, Blenker, und da Seine Durchlaucht erfahren habe, daß sich Blenker in Genf aufhalte, ersuchte er Fazy, ihm bei der Wiedergewinnung seiner Sachen behilflich zu sein.

„Nun! Was sagen Sie?“ fragte mich Fazy triumphierend.

„Nichts! In Kriegszeiten kann vieles passieren!“

„Nun, und was denken Sie, was ich hier tun soll?“

„Ich würde den Brief wegwerfen und diesem Narren schreiben, ich sei kein Genfer Spitzel. Was geht Sie sein Tafelgeschirr an? Er soll sich freuen, daß ihn Blenker nicht hängen gelassen hat, statt dessen sucht er seine Habseligkeiten wiederzubekommen.“

„Sie sind ein höchst gefährlicher Sophist,“ sagte Fazy, „Sie vergessen nur eins, daß solche Geschichten ein schlechtes Licht auf unsere Partei werfen ... Man kann die Sache unmöglich ruhen lassen!“

„Ich weiß nicht, weshalb Sie sich das so zu Herzen nehmen. Als ob auf dieser Welt nicht viel schrecklichere Dinge passieren! Was aber die Partei und ihre Ehre anbelangt — Sie werden freilich wieder sagen, daß ich ein Sophist bin, aber überlegen Sie sich es einmal selbst, glauben Sie wirklich, daß Sie Ihrer Partei nützen werden, wenn Sie dieser Sache weiter nachgehen? Beachten Sie die Denunziation des Herzogs gar nicht, und jeder wird sie für eine Verleumdung halten. Wenn es dagegen bekannt wird, daß Sie eine Haussuchung angeordnet und womöglich noch etwas gefunden haben, dann wird es Blenker und der ganzen Partei sehr schwer werden, sich zu rechtfertigen.“

Fazy war aufrichtig erstaunt über die echt russische Unordnung in meinen Anschauungen.

Blenkers Sache nahm den besten Verlauf. Er war gar nicht in Genf. Seine Frau holte, als der Untersuchungsrichter und die Polizei bei ihr erschienen, ruhig alle Sachen hervor, zeigte sie ihnen, erzählte, woher sie stammten, und ging, als sie von dem Becher hörte, sofort hin, um ihn zu suchen. Sie fand ihn bald, — es war ein ganz gewöhnlicher silberner Kelch. Die jungen Leute, die in der Landwehr gedient hatten, hatten ihn ihrem Feldherrn als Andenken zum Geschenk gemacht.

Fazy entschuldigte sich später bei Blenker und mußte zugeben, er habe sich bei dieser Sache ein wenig übereilt. Diese maßlose Vorliebe, die Wahrheit aufzudecken, in einem Strafprozeß die letzten Einzelheiten an den Tag zu bringen, die Schuldigen hartnäckig zu verfolgen, sie zu überführen und aus der Fassung zu bringen, — dies alles sind echt französische Fehler; der Strafprozeß ist für sie nur ein grausames Spiel, wie der Stierkampf für die Spanier. Der Staatsanwalt fühlt sich gedemütigt und beleidigt, wie ein geschickter Toreador, wenn das gehetzte Tier am Leben bleibt. In England gibt es nichts Ähnliches. Der Richter sieht sich den Angeklagten ganz kaltblütig an, legt keinen besonderen Eifer an den Tag, und ist beinahe zufrieden, wenn die Geschworenen die Schuldfrage verneinen.

Die Réfugiés neckten Fazy ihrerseits und vergifteten ihm das Leben. Das alles ist sehr verständlich, daher muß man es milde beurteilen. Die Leidenschaften, die während der revolutionären Bewegung freien Lauf hatten, waren durch die Niederlagen keineswegs gebändigt, und suchten sich einen Ausweg in einem widerspenstigen und unruhigen Betragen. Diese Leute sehnten sich aufs lebhafteste danach, zu reden in einem Augenblick, wo sie zum Schweigen gezwungen waren, wo sie hätten zurücktreten, verschwinden, sich konzentrieren sollen. Sie aber wollten den Schauplatz nicht verlassen, und suchten mit allen Mitteln zu beweisen, daß sie existierten. Sie schrieben Broschüren, Journalartikel, traten in Versammlungen auf, redeten in den Cafés, verbreiteten falsche Nachrichten und schreckten die törichten Regierungen mit dem Gespenst einer nahen Volkserhebung. Die Mehrzahl dieser

Menschen gehörte zu den ungefährlichsten unter den Choristen der Revolution, aber die ängstlichen Regierungen, die nicht weniger töricht waren, glaubten an ihre Macht und schrien laut von der drohenden Gefahr und von dem Untergang der Religion, des Thrones und der Familie, da sie die freie und kühne Rede noch nicht gewöhnt waren. Sie verlangten, daß der Bundesrat diese schrecklichen Aufrührer und Zerstörer ausweisen solle.

Eine der ersten Maßregeln, welche die schweizerische Regierung ergriff, bestand darin, daß sie alle Réfugiés, die Napoleon besonders mißfielen, von der französischen Grenze entfernte. Die Ausführung dieser Anordnung war Fazy besonders unangenehm, denn er kannte sie fast alle persönlich. Nachdem er ihnen den Befehl, Genf zu verlassen, mitgeteilt hatte, bemühte er sich, nicht zu wissen, wer abgereist war und wer nicht. Die, welche blieben, mußten auf die größten Cafés der Stadt, auf den Pont des Bergues usw. verzichten, und das wollten sie durchaus nicht. Daraus entstanden die komischsten Szenen, an denen einerseits die früheren Volksvertreter, alte Herren mit grauen Haaren, Schriftsteller, deren Ruhm schon älter als vierzig Jahre war, und andererseits — der Präsident eines freien Kantons nebst den Spitzeln seiner servilen Nachbarn der Schweiz teil nahmen.

Eines Tages fragte der Sous-Präfekt von Gex Fazy in meiner Gegenwart mit ironischem Lächeln: „M. le Président ist X. eigentlich in Genf?" — „Schon lange nicht mehr!" antwortete Fazy hastig. — „Das freut mich, zu hören," sagte der Sous-Präfekt und ging seiner Wege. Fazy aber packte mich heftig bei der Hand, zeigte nervös auf einen Menschen, der ruhig seine Zigarre rauchte und sagte: „Das ist er! Gehen wir nach der anderen Seite, um diesem Banditen nicht zu begegnen! Das ist die reinste Hölle!" Ich konnte mich kaum halten vor Lachen. Natürlich war das ein ausgewiesener Réfugié, der ruhig auf dem Pont des Bergues spazieren ging, eine Straße, die ungefähr unserem Twerschen Boulevard entspricht.

Ich blieb bis Mitte Dezember in Genf. Die Verfolgungen und geheimen Nachstellungen seitens der russischen Regierung hatten bereits begonnen. Sie zwangen mich, Genf zu verlassen

und mich nach Zürich zu begeben, um das Vermögen meiner Mutter zu retten, nach dem der „unvergeßliche“ Zar seine kaiserlichen Krallen ausgestreckt hatte.

Dies war einer der schrecklichsten Abschnitte in meinem Leben. Es war die Stille zwischen zwei Donnerschlägen, eine drückende, quälende und doch keine erhabene Stille; es gab allerhand Zeichen und Winke, aber ich wandte mich auch damals noch ab und wollte sie nicht sehen. Mein Leben floß ungleichmäßig, unruhig dahin, doch es kam noch mancher schöne Tag darin vor. Solche Tage verdanke ich der gewaltigen Schweizer Natur.

Die Entfernung von den Menschen und die Pracht der Natur üben eine wunderbare Heilwirkung aus. Es war meine eigenste Erfahrung, wenn ich im „Wahnsinnigen“ schrieb: „Wenn ein großer Schmerz in unserer Seele lebt, wenn der Mensch sich noch nicht so sehr mit sich selbst im Einklang befindet, um sich mit der Vergangenheit ausgesöhnt zu haben und seinen Frieden im Verstehen und Erkennen gefunden zu haben, dann sucht er die Ferne und das Gebirge, das Meer und eine milde warme Luft. Er braucht sie, damit der Gram nicht in Erbitterung und Verzweiflung übergehe, braucht sie, um nicht zu verknöchern und hart zu werden.

Schon damals sehnte ich mich danach, von vielem auszuruhen. Die anderthalb Jahre, die ich mitten im Zentrum aller politischen Bewegungen und Zwistigkeiten, in einer beständigen Aufregung angesichts aller dieser blutigen Schauspiele eines so furchtbaren Niedergangs und elender Verrätereien verbracht hatte, hatten viel Bitterkeit, Trübsinn und Müdigkeit in meiner Seele niedergeschlagen. Meine Ironie nahm einen anderen Charakter an. Granoffski schrieb mir nach der Lektüre meines Buches „Vom anderen Ufer“, das ich gerade um diese Zeit verfaßt hatte: „Dein Buch ist in unsere Hände gelangt; ich habe es mit hoher Freude und einem stolzen Gefühl gelesen..., und doch steckt etwas Müdes darin, Du stehst zu einsam da, vielleicht wirst Du noch ein großer Schriftsteller werden; aber jenes Lebendige und Sympathische an Deinem Talent, was uns in Rußland an Dir so gefiel, scheint sich auf

dem fremden Boden gleichsam verflüchtigt zu haben..." Ssasonoff, der kurz vor meiner Abreise aus Paris im Jahre 1849 den Anfang meiner Erzählung „Die Pflicht vor allem!", die ich zwei Jahre früher geschrieben, wiedergelesen hatte, sagte damals zu mir: „Du wirst diese Erzählung nie vollenden; überhaupt wirst du nie wieder etwas Ähnliches schreiben. Dein frohes Lachen und dein gutmütiger Scherz sind verschwunden!"

Aber konnte denn ein Mensch die Prüfungen des Jahres 1848 und 1849 überstehen und noch derselbe Mensch bleiben? Ich selbst fühlte diese Veränderung nur zu gut. Nur daheim, wenn ich allein war, gab es noch Augenblicke, wie ich sie früher gekannt hatte. Freilich waren es nicht mehr Augenblicke, wo ich froh lachen konnte, aber mein Gram hatte noch etwas Helles und Reines. Wenn ich über das Vergangene nachdachte, mich an die Freunde, an die frischen Eindrücke aus meinem römischen Aufenthalt erinnerte, neben dem Bett meines schlafenden Kindes saß oder sein Spiel beobachtete, dann kam eine Stimmung über mich, wie ich sie wohl vormals erlebt habe; — es lag etwas Frisches darin, etwas von junger Poesie und sanfter Harmonie. Mir wurde so ruhig und friedlich ums Herz, und ein solcher Abend konnte mir über so manchen Tag hinweghelfen.

Diese Augenblicke waren sehr selten; häßliche, trübselige Zerstreuungen ließen sie nicht aufkommen. Die Zahl der fremden und gleichgültigen Menschen um uns herum nahm zusehends zu; abends war unser kleines Gastzimmer in den Elysäischen Feldern immer voll von fremden Menschen. Die meisten waren neu angekommene Emigranten, gute und unglückliche Leute; aber es gab nur einen Menschen, dem ich nahe stand*) ... und warum stand ich ihm nahe! ...

Ich verließ Paris gern, aber in Genf fand ich mich bald in derselben Gesellschaft wieder. Nur die Gesichter hatten sich verändert und die Verhältnisse waren beschränkter geworden. In der Schweiz steckte damals alles in der Politik drin, alles war in Parteien gespalten, selbst die Tables d'hôte, die Kaffeehäuser, die Uhrmacher und die Frauen. Die ausschließlich

*) Herwegh.

politische Richtung, besonders während einer so drückenden Stille, wie sie sich immer nach verunglückten Revolutionen einzustellen pflegt, ermüdet durch ihre unfruchtbare Trockenheit und den monotonen Vorwurf gegen die Vergangenheit. Das alles erinnert an den Sommer in einer großen Stadt, wo alles mit Staub bedeckt ist; es ist heiß, man bekommt keine Luft, hinter den blassen Bäumen schimmern die Mauern und die Straßensteine hervor, die die Hitze auffangen und in die Luft zurückströmen lassen. Ein lebendiger Mensch sehnt sich nach einer Luft, in der noch nicht die Allzuvielen geatmet haben, die noch nicht nach den abgenagten Knochen des Lebens riecht, noch nicht widerhallt von dem unharmonischen Lärm und unaufhörlichen Gepolter, und nicht erfüllt ist von diesem fettigen, eklen Modergeruch.

Oft flüchteten wir uns geradezu aus Genf, besuchten die Ufer des Genfer Sees oder den Fuß des Montblanc, und die finstere, düstere Schönheit der Gebirgswelt deckte mit ihren mächtigen Schatten alle Torheiten und Nichtigkeiten des Lebens zu, erfrischte die Seele und den Leib mit dem kalten Hauche ihrer ewigen Gletscher.

Ich weiß nicht, ob ich immer in der Schweiz leben könnte; uns, den Bewohnern der Täler und Fluren, stehen die Berge nach einer gewissen Zeit im Wege; sie sind zu hoch, zu nahe, sie drücken, beengen uns, und doch ist es mitunter schön, in ihrem Schatten zu leben. Zudem wohnt in den Gebirgstälern ein reines, gutes Volk, das zwar arm, aber nicht unglücklich ist, wenig Bedürfnisse hat und an ein urwüchsiges und unabhängiges Leben gewöhnt ist. Der Abschaum der Kultur, ihr Grünspan, hat diese Leute noch verschont; die historischen Umwälzungen ziehen wie die Wolken über sie hin und berühren sie nur wenig. Die römische Welt lebt noch heute in Graubünden wie vormals; es ist, wie wenn dort oben in Appenzell die Zeit der Bauernkriege erst eben vorüber wäre.

Vielleicht gibt es in den Pyrenäen, in Tirol oder in einigen Städten noch eine solche trotzige Bevölkerung, im allgemeinen aber ist sie in Europa schon längst nicht mehr zu finden.

In unserem Nordwesten habe ich übrigens etwas Ähnliches

gefunden. In Perm und in Wjatka habe ich mitunter Leute vom selben Schlage wie in den Alpen gesehen.

Ich reiste in Gesellschaft eines Freundes nach Zermatt. Die langsame Fahrt hatte uns ermüdet, das Pferd ging im Schritt, weil wir bergauf fuhren; wir wollten es ein wenig ausruhen lassen, stiegen aus und betraten eine Herberge, die sich, soweit ich mich erinnern kann, etwas oberhalb von St. Nikolaus befindet. Die Wirtin, eine magere, muskulöse und große Frau, war ganz allein zu Hause. Als sie uns kommen sah, wurde sie unruhig, lief hin und her, klagte über ihre mangelhaften Vorräte, und holte nach längerem Suchen endlich eine Flasche Kirsch, etwas trockenes und steinhartes Brot (Brot ist auf den Bergen ein teuerer Artikel, da es auf Eseln aus dem Tale hinaufgebracht werden muß), trockenes geräuchertes Hammelfleisch, Käse, Ziegenmilch, und ging dann in die Küche, um uns einen süßen Eierkuchen zu backen, den ich nicht essen konnte. Jedoch das Hammelfleisch, der Käse und der Kirsch waren gut. Die Wirtin bewirtete uns wie geladene Gäste, schnitt uns mit gutmütiger Miene die Stücke auf und entschuldigte sich fortwährend. Unsere Führer aßen mit uns und tranken das ganze Kirschwasser aus. Beim Weggehen fragte ich sie, wieviel ich ihr schuldig sei. Die Wirtin dachte lange nach, ging sogar ins Nebenzimmer, um sich die Sache zu überlegen, und wagte es endlich, fünf Franken von uns zu verlangen, nachdem sie zuvor auf die teueren Zeiten und die Transportschwierigkeiten verwiesen hatte. „Wie?“ fragte ich, „die Pferde mit einbegriffen?“ — Sie verstand mich nicht und sagte schnell: „Nun, vier Franken sind auch genug.“

Als ich von Perm nach Wjatka fuhr, bat ich in einem Dorfe, wo die Pferde gewechselt wurden, eine Frau, die auf einem Balken neben der Hütte saß um etwas Kwas. „Er ist sehr sauer,“ erwiderte sie, „ich will dir lieber etwas Gerstensaft bringen, der vom letzten Fest übriggeblieben ist!“ Gleich darauf brachte sie einen Tonkrug, der mit einem Lappen zugebunden war, und eine Schöpfkelle. Der Gendarm und ich tranken, bis wir unseren Durst gelöscht hatten. Als ich der alten Frau die Schöpfkelle wiedergab, reichte ich ihr ein Zehn-

oder Fünfzehnkopekenstück, aber sie wollte es nicht nehmen und sagte: „Herrgott! laß doch! Ich werde doch von einem Reisenden nichts nehmen; du reist doch auch ... hm ...“ Dabei blickte sie auf den Gendarmen. „Wir wollen deinen Gerstensaft doch auch nicht umsonst haben, Mütterchen! — Nimm nur und kaufe deinen Kindern Pfefferkuchen dafür!“ „Nein, lieber Herr, daran darfst du nicht zweifeln; es gibt unrechtmäßig verdientes Geld, das muß man den Armen geben oder Gott dafür eine Kerze stiften!“

Etwas Ähnliches erlebte ich an der Nähe des Flusses Welikaja bei Wjatka. Ich war dorthin gefahren, um mir eine eigenartige Prozession anzusehen, welche von den Bewohnern unternommen wird, um das heilige Bild des Nikolaus von Chlynoff dorthin zu geleiten. Auf dem Rückwege ging ich mit dem Postknecht in eine Hütte, wo er seinen Hafer zu holen pflegte. Die Wirtsleute und etwa drei Mönche setzten sich gerade zu Tisch, um zu essen; es roch so stark nach Kohlsuppe, daß ich mich nicht enthalten konnte, gleichfalls um einen Teller zu bitten. Die junge Frau brachte mir einen Holzteller mit Kohlsuppe, ein Stück Brot und ein riesiges Salzfaß mit einem hohen Rücken. Nachdem ich mich satt gegessen hatte, gab ich dem Wirt fünfundzwanzig Kopeken. Er sah mich an, kratzte sich den Kopf und sagte: „Das stimmt nicht! Siehst du, du hast für zwei Kopeken gegessen und gibst mir fünfundzwanzig! Ich darf sie nicht annehmen, das wäre eine Sünde gegen den lieben Gott; ich müßte mich vor den Leuten schämen!“

Ich glaube, ich habe schon von dem Brauch der Permer Bauern gesprochen, die nachts ein Stück Brot, Kwas und Milch ins Fenster stellen, für den Fall, daß ein Unglücklicher, d. h. ein Sträfling, sich aus Sibirien flüchtet und nicht den Mut hat, anzuklopfen. So kann er sich wenigstens stärken, ohne viel Lärm zu machen. Etwas Ähnliches fand ich in den Schweizer Bergen; hier macht man es bloß so mit den Reisenden, da man kein Sibirien bei der Hand hat. Auf der Höhe, wo das Leben schon seltener zu werden beginnt, wo der Granit bereits nackt zutage tritt, wie der Schädel eines Menschen, der kahl zu werden beginnt, und ein scharfer, kalter Wind über

das trockene, kümmerliche Gras weht, — da fand ich leere Hütten mit offenen Türen, wo die Wanderer, die sich verirrten oder vor dem Ungewitter fliehen, eine Unterkunft finden können, auch wenn der Besitzer nicht da ist. Hier lagen allerhand Bauerngeräte herum, auf dem Tische stand etwas Käse, Brot und Ziegenmilch. Der eine legt dafür einen Groschen auf den Tisch, der andere gibt nichts, aber keiner stiehlt das Geld weg. Natürlich gibt es nur wenig Wanderer, die davon Gebrauch machen, aber diese offenen Türen muten das Auge des Städters dennoch seltsam an.

Da ich von den Höhen und Bergen spreche, will ich noch meinen Aufstieg auf den Monte Rosa beschreiben. Wo könnte ich das Kapitel über die Schweiz besser beschließen, als auf einer Höhe von siebentausend Fuß.

Von der alten Frau, die sich schämte, fünf Franken für die Bewirtung von vier Menschen und das Futter für zwei Pferde sowie eine Flasche Kirsch von uns zu nehmen, stiegen wir einen engen Gebirgspfad, der stellenweise nicht breiter war als ein Meter, bis Zermatt hinauf; die Pferde klommen im Schritt den rauhen Felsenweg empor und suchten sich vorsichtig den Platz aus, auf den sie ihre Hufe setzen konnten. Die Führer erinnerten uns fortwährend daran, wir sollten die Zügel loslassen und die Pferde gehen lassen, wohin sie wollten. Auf der einen Seite öffnete sich ein senkrechter Abgrund von etwa dreitausend Fuß Tiefe. Unten auf dem Grunde rauschte die Visp mit unsinniger Eile vorüber; es schien so, als strebte sie dem breiten Flußbette zu, als suchte sie sich aus ihrem engen steinernen Verlies zu befreien. Ihre schäumende, kochende Oberfläche war nur stellenweise zu sehen; die felsigen Ufer waren auf beiden Seiten mit dichten Tannenwaldungen bedeckt, die von oben, wo wir uns befanden, wie Moos aussahen. Auf der anderen Seite erhob sich eine gewaltige Felswand, die hier und da so weit vorsprang, daß wir unter ihr durchgehen mußten. So ritten wir viele Stunden lang; die Hufe schlagen auf den Steinen auf, das Pferd stolpert, die Visp brüllt, auf der einen Seite nur graue Felsen, hinter denen man nichts sieht, auf der anderen der finstere Abgrund, — das

macht einen melancholisch, nervös und müde ... ich möchte diesen Weg nicht zu oft wiederholen müssen.

Zermatt ist der letzte Flecken, der von einigen Familien bewohnt wird; es liegt wie in einem Kessel, gewaltige Steinmassen schließen es ein. Einer der Hauswirte nimmt die Fremden, die sich nur selten hierher verirren, bei sich auf; wir trafen einen schottischen Geologen bei ihm. Während wir auf das Abendbrot warteten, war es ganz dunkel geworden; die Nähe der Berge verstärkte noch die Finsternis. Nach zehn Uhr sagte die Wirtin, die am Fenster stand, zu uns: „Ich höre den Hufschlag von Pferden und das Geschrei der Führer ... das ist ein seltsames Vergnügen, nachts auf einem solchen Wege zu reiten!" Die Hufschläge näherten sich langsam, die Wirtin nahm eine Laterne und ging damit ins Vorhaus, und ich folgte ihr; es schien sich etwas von der dunkeln Wand abzulösen, einige Gestalten wurden im Lichtstreifen der Laterne sichtbar, zwei Reiter näherten sich dem Hausflur. Auf dem einen Pferde saß eine große Frau in mittleren Jahren, auf dem anderen ein vierzehnjähriger Knabe. Die Frau sprang ruhig vom Pferde herunter, wie wenn sie von einem Spaziergang aus Hydepark zurückkehrte, und ging in das Gastzimmer. Den Schotten hatte sie schon früher irgendwo getroffen, daher knüpfte sie sofort ein Gespräch mit ihm an. Sie bestellte sich etwas zu essen und schickte ihren Sohn zu den Führern, um zu erfahren, wie lange die Pferde ausruhen müßten. Diese erklärten, daß zwei Stunden genügten. — „Sie werden doch nicht vor Tagesanbruch weiterreisen?" fragte der Schotte; „es ist doch stockfinster, und Sie werden jetzt den neuen Weg hinunterreiten müssen?"

„Ich habe schon über meine Zeit disponiert."

Zwei Stunden darauf ritt die Engländerin mit ihrem Sohn nach der italienischen Seite hinab, und wir legten uns auf ein paar Stunden hin, um zu schlafen.

Bei Tagesanbruch nahmen wir uns noch einen dritten Führer, der alle Fußwege kannte und wunderbare Lieder pfeifen konnte, und stiegen auf einen der benachbarten Gipfel, der auf dem Wege nach dem Eismeer und dem Mont Cervin lag.

Anfangs war alles von einem grauen Nebel bedeckt, der uns wie ein feiner Regen einhüllte; während wir höher hinaufstiegen, sank er immer tiefer unter uns hinab; bald wurde alles ringsumher ganz hell, die Luft wurde rein und klar.

Hugo hat einmal geschildert, was man auf dem Berge hört; sein Berg muß wohl nicht sehr hoch gewesen sein; was mir auffiel, war vielmehr das Fehlen jeden Tones und Geräusches. Man hört absolut nichts außer dem leichten, intermittierenden Donner der abstürzenden Lawinen, — aber auch dieser Ton ist nur selten vernehmbar . . . Im allgemeinen herrscht eine vollkommene, durchsichtige Stille. Ich brauche dieses Wort mit Absicht; die außerordentlich dünne Luft macht diese Totenstille sichtbar und hörbar, — diesen ewigen, mineralischen Schlaf der Natur*) seit grauester Urzeit.

Das Leben rauscht weiter, — aber alles Lebendige liegt unter uns und ist von Wolken bedeckt; hier gibt es keine Vegetation mehr; nur hartes, graues Moos bedeckt hie und da die Felsen. Noch etwas höher, — und es wird noch kühler. Wir kommen in die Region des ewigen Schnees; hier ist die Grenze; hierher kommt kein lebendes Wesen, nur das neugierigste aller Tiere blickt hie und da in diese Öde, um diese äußersten, vorgeschobenen Grenzen des Planeten zu sehen und sogleich wieder in seine Sphäre mit all ihren Sorgen und ihrem Getriebe hinabzutauchen, — dorthin, wo es sich zu Hause fühlt.

Wir blieben bei dem Eismeer stehen, das sich zwischen uns und dem Mont Cervin ausbreitete; eingerahmt von einer Bergkette, die im hellen Sonnenlichte dalag, bot es in seiner blendenden Weiße den Anblick einer erstarrten Arena, eines gigantischen Kolosseums. Stellenweise war es von den Winden aufgewühlt und wellig, wie wenn es im Moment einer lebhaften Bewegung erstarrt wäre; die Erhebungen der Berggipfel waren festgefroren, noch ehe sie Zeit fanden, herabzusinken.

Ich sprang vom Pferde und legte mich auf einen mächtigen Granitblock, der von den Schneewogen ans Land ge-

*) Damit habe ich den berühmten Ausspruch der Moskauer Polizeimeisters: „Ich höre das Schweigen!" gerechtfertigt.

trieben war..., die stumme, unbewegliche, grenzenlose weiße Decke dehnte sich vor mir aus...; ein leichter Wind hob einen feinen, weißen Staub in die Höhe, trieb ihn mit sich fort, wirbelte ihn herum und ließ ihn fallen, und alles kehrte wieder zur Ruhe zurück; nur zwei- oder dreimal hörte ich, wie eine Lawine sich mit dumpfem Donnerhall losriß und in der Ferne herabrollte; sie blieb an den Felsen hängen, brach sich an ihnen und ließ eine weiße Schneewolke hinter sich zurück...

Der Mensch hat ein merkwürdiges Gefühl in dieser Umgebung; — er fühlt sich als Gast, als überflüssig und fremd, und doch atmet er freier, nimmt die Farbe seiner Umgebung an, und wird licht und rein in seinem Innern; er wird ernst und erfüllt von einer Art Gottesfurcht!...

Man würde mich sicherlich für einen geschwollenen Rhetor halten, wenn ich diese Schilderung des Monte Rosa mit der Bemerkung beschließen wollte, daß inmitten dieser blendenden Schneedecke, dieser Reinheit, Freiheit und Stille einer von den zwei Reisegefährten, die sich auf diese Höhe verirrt hatten und sich gegenseitig für die besten Freunde hielten, auf schwarzen Verrat sann?*)...

Ja, das Leben hat mitunter seine melodramatischen Anwandlungen, — seine coups de théâtre, die etwas sehr Künstliches und Gezwungenes haben.

Arabesken aus dem Westen.

Zweites Heft.

I. Il pianto.

Nach den Junitagen wußte ich, daß die Revolution besiegt war, aber ich glaubte noch an die **Besiegten**, die Gefallenen, glaubte an die wundertätige Kraft der Reliquien, an ihre moralische Macht. In Genf begann ich immer klarer zu erkennen, daß die Revolution nicht nur besiegt war, sondern daß sie unterliegen mußte.

Der Kopf drehte sich mir bei dieser Entdeckung, ein Ab-

*) Gemeint ist der Dichter Georg Herwegh.

grund tat sich vor mir auf, es schien mir, daß der Boden unter meinen Füßen zu schwanken begann.

Nicht die Reaktion hatte die Revolution besiegt. Die Reaktion war überall stumpfsinnig, feige, altersschwach; sie hatte sich überall vor den andrängenden Wogen der Volksmassen zurückgezogen und wartete wie ein Räuber im Hinterhalt, bis ihr Augenblick gekommen war in Paris und Neapel, in Wien und in Berlin. Die Revolution fiel wie Agrippina unter den Schlägen ihrer eigenen Kinder und, was das Schlimmste war, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde; der Heroismus und die jugendliche Selbstverleugnung war größer als die Einsicht, und die reinen und edlen Opfer kamen um, ohne zu wissen wofür. Das Los der übrigen war vielleicht noch trauriger. Sie haderten und überwarfen sich miteinander, hängten sich in einer traurigen Selbsttäuschung und von einer ungezügelten Eitelkeit verzehrt an die Tage ihrer unerwarteten Triumphe, und wollten weder die welken Kränze noch den Hochzeitsschmuck ablegen, obwohl die Braut sie betrogen hatte.

Das Unglück, der Müßiggang und die Not erzeugten Intoleranz, Eigensinn und eine krankhafte Reizbarkeit ... Die Emigranten zerfielen in kleine Gruppen, in deren Mittelpunkt einzelne Namen und ein gewisser Haß, aber kein Prinzip standen. Der immer nach der Vergangenheit gerichtete Blick und die Exklusivität des geselligen Verkehrs begannen sich bald in den Gedanken und Reden, in den Manieren und der Kleidung zu äußern; eine neue Zunft — die Zunft der Emigranten — bildete sich und verknöcherte Seite an Seite mit den anderen Zünften. Und wie einst Basilius der Große Gregor von Nazianz schrieb „er gehe ganz auf im Fasten und Genießen der Entbehrungen“, so tauchten jetzt freiwillige Märtyrer auf, deren Beruf es war, zu leiden und unglücklich zu sein; obwohl es höchst rechtschaffene und ehrenwerte Leute unter ihnen gab; auch Basilius der Große war ja ganz aufrichtig, als er seinem Freunde von den Orgien der Abtötung des Fleisches und der Wollust der Verfolgungen schrieb. Bei alledem schritt das Bewußtsein und die Erkenntnis nicht um ein Fußbreit vorwärts, und der Gedanke schlummerte ... Wenn diese Men-

schen von den Trompetenstößen einer neuen Posaune und den Schlägen einer neuen Trommel geweckt worden wären, sie würden wie die neun schlafenden Jungfrauen fortfahren zu leben, wie an jenem Tage, an dem sie eingeschlafen waren.

Mein Herz hat zu sehr unter dieser furchtbaren Wahrheit gelitten; es war ein schweres Stück Erziehung, das ich durchmachen mußte.

Einst saß ich traurig in dem düsteren, unfreundlichen Zürich im Eßzimmer meiner Mutter; es war Ende Dezember 1849. Am folgenden Tage sollte ich nach Paris reisen; der Tag war kalt, es schneite; im Kamin brannten ein paar Holzscheite, widerwillig, unter Knistern und Rauchen. Alles war mit Packen beschäftigt; ich saß ganz einsam da, das Leben in Genf zog an meinem geistigen Blick vorüber; die Zukunft schien mir schwarz und finster; eine unbestimmte Furcht beseelte mich; es war mir so unerträglich schwer ums Herz, daß ich hätte hinsinken, weinen und beten mögen, wenn ich gekonnt hätte, aber ich konnte nicht. Statt eines Gebets schrieb ich damals einen Fluch — meinen Epilog auf das Jahr 1849.

„Das ist nichts als Enttäuschung, Müdigkeit und Blasiertheit," haben meine demokratischen Rezensenten von diesen tieferlebten, aus dem Leid geborenen Zeilen gesagt. „Jawohl — Enttäuschung! Müdigkeit! — Dies Wort Enttäuschung ist eine abgedroschene Redensart, ein Flor, hinter dem sich die Trägheit des Herzens und ein Egoismus versteckt, der sich den Schein der Liebe zu geben sucht, — die tönende Leere der Eitelkeit, die die größten Ansprüche erhebt und zu nichts fähig ist. Wir sind ihrer längst müde, dieser höheren, unverstandenen Naturen, die vor Neid abmagern und die ihr Hochmut unglücklich macht, ob wir ihnen nun in einem Roman oder im Leben begegnen." Das mag wohl richtig sein, und doch gibt es sicherlich etwas Wahres, was auch für unsere Zeit wahr bleibt auf dem Grunde dieser entsetzlichen psychischen Leiden, die freilich oft in eine lächerliche Parodie und einen plumpen Maskenscherz ausarten.

Der Dichter, der das Wort und die Stimme für diesen Schmerz gefunden hat, war viel zu stolz, um zu heucheln und

um den Beifall der Menge zu leiden; im Gegenteil, er hat seine bitteren Gedanken oft mit einem Humor zum Ausdruck gebracht, daß die guten Leute vor Lachen sterben wollten. Die Blasiertheit eines Byron ist mehr als eine Laune, mehr als eine persönliche Stimmung. Byron brach zusammen, weil ihn das Leben betrogen hatte. Und das Leben betrog ihn, nicht weil seine Ansprüche und Forderungen falsch und unvernünftig waren, sondern weil das damalige England und Byron zwei verschiedenen Zeitaltern angehörten, eine verschiedene Erziehung genossen hatten und just in jener Epoche zusammenstießen, als der Nebel sich zu zerstreuen begann.

Dieser Riß war auch schon früher vorhanden, aber er ist erst unserem Zeitalter zum Bewußtsein gekommen; in unserem Zeitalter kommt es immer mehr an den Tag, daß der Glaube sich überlebt hat. Nach dem Sturze Roms kam das Christentum, nach dem Christentum der Glaube an die Kultur, an die Menschheit. Der Liberalismus ist die letzte Religion, aber seine Kirche ist nicht von jener, sondern von dieser Welt, seine Theodizee ist eine politische Lehre; er steht auf der Erde und kennt keine mystischen Vermittelungen und Versöhnungen; die Versöhnung und Vermittelung, die er anstrebt, soll wirklich und wahrhaftig stattfinden. Der triumphierende und unterliegende Liberalismus hat diesen Riß in seiner ganzen Nacktheit aufgedeckt; das schmerzliche Bewußtsein hiervon kam in der Ironie des modernen Menschen, in seinem Skeptizismus zum Ausdruck, mit dem er die Scherben der zerschlagenen Götzen wegfegt.

In der Ironie spricht sich der Ärger darüber aus, daß die logische Wahrheit nicht die historische ist, daß die letztere über die dialektische Entwickelung hinaus ihre eigene leidenschaftliche und zufällige Entwickelung kennt, daß sie außer ihrer Vernunft noch ihren Roman hat.

Diese Enttäuschung*) in unserem Sinne war bis zur Revo-

*) Überhaupt war unser Skeptizismus im vergangenen Jahrhundert noch unbekannt; nur Diderot und England machen eine Ausnahme. In England ist der Skeptizismus seit langem zu Hause, und Byron folgt notwendig auf Shakespeare wie Hobbes auf Hume.

lution unbekannt. Das achtzehnte Jahrhundert war eins der religiösesten in der menschlichen Geschichte. Ich spreche gar nicht einmal von dem großen Märtyrer Saint-Just oder vom Apostel Jean-Jacques; aber war etwa der Papst Voltaire, der den Enkel Franklins im Namen Gottes und der Freiheit segnete, nicht ein Pietist seiner Religion der Menschheit?

Der Skeptizismus wurde zugleich mit der Republik am 22. September 1792 proklamiert.

Die Jakobiner und die Revolutionäre bildeten damals eine Minderheit, die sich durch ihre Bildung von dem Volksleben getrennt und entfernt hatte. Sie waren eine Art weltliche Geistlichkeit, welche sich anschickte, die Menschenherde zu hüten. Sie repräsentierten den Höhepunkt im Denken ihrer Zeit, ihr höchstes, aber nicht allgemeines Bewußtsein, nicht das Bewußtsein aller.

Die neue Geistlichkeit besaß keine Zwangsmittel, weder solche der Phantasie noch der Gewalt und Macht; von dem Augenblick an, als die Macht ihren Händen entsank, hatten sie nur ein Mittel und Werkzeug — die Macht der Überzeugung; aber zur Überzeugung genügt es noch nicht, daß man recht hat, darin liegt eben das Mißverständnis, dazu bedarf es noch eines Faktors — der Gleichheit der Gehirne.

Solange der verzweifelte Kampf unter den Klängen der heiligen Gesänge der Hugenotten und der heiligen Marseillaise noch währte, solange die Scheiterhaufen noch brannten und das Blut in Strömen floß, merkte man nichts von dieser Ungleichheit; aber endlich brach das plumpe Gebäude der feudalen Monarchie zusammen; man hatte lange genug mit dem Niederreißen der Mauern und dem Aufbrechen der Schlösser zu tun gehabt . . ., noch ein Schlag, noch ein Ansturm, noch eine Bresche in der Mauer — voran ihr mutigen Kämpen, die Tore stehen offen, — und die Menge drang hinein, aber ach! es war nicht die Menge, auf die man gehofft hatte. Was waren das für Leute? Aus welchem Jahrhundert stammten sie? Das waren keine Spartaner, kein Populus Romanus. Davus sum non Oedipus! Eine gewaltige Schmutzwelle verschlang alles. Im Terror der Jahre 93 und 94 kam das innere Entsetzen der

Jakobiner zum Ausdruck; sie sahen ihren schrecklichen Fehler ein, wollten ihn durch die Guillotine wieder gut machen, aber sie mochten so viel Köpfe abschlagen als sie wollten, sie mußten ihr Haupt dennoch vor der Macht der emporkommenden sozialen Schicht beugen. Alles unterwarf sich ihr, sie überwand die Revolution und die Reaktion, verschlang die alten Formen und erfüllte sie mit eigenem Geiste, weil sie die einzige tätige und moderne Mehrheit bildete. Sieyès hatte mehr recht, als man glaubt, als er erklärte, die Bürger, der dritte Stand, sei — alles.

Das Bürgertum war kein Produkt der Revolution, es war schon fertig da mit seinen Traditionen und Sitten, die in einem anderen Sinne revolutionsfeindlich waren. Die Aristokratie hatte es unterdrückt und in jeder Weise zurückgesetzt. Als sich das Bürgertum befreite, schritt es über die Leichen seiner Befreier hinweg und gründete seine eigene neue Ordnung. Die Minderheit ward zermalmt oder löste sich im Bürgertum auf.

Ein paar Menschen aus jeder Generation blieben trotz dieser Vorgänge die eigensinnigen Hüter der Ideen; diese Leviten oder Azteken nehmen die ungerechte Strafe für das Monopol einer exklusiven Bildung, für die geistige Überlegenheit der satten und müßigen Kasten auf sich, die Zeit genug hatten, nicht bloß mit den Muskeln zu arbeiten.

Wir ärgern uns und geraten außer uns wegen der Ungerechtigkeit dieser Tatsache. Als ob irgend jemand (außer uns selbst) uns das Versprechen gegeben hätte, daß alles in der Welt herrlich und gerecht sein und sich schön und glatt abwickeln werde. Wir haben uns genug über die abstrakte Weisheit der Natur und der historischen Entwickelung gewundert; es ist endlich Zeit, einzusehen, daß es in Natur und Geschichte viel Zufälliges, Törichtes, Mißlungenes, Verworrenes gibt. Die Vernunft, der Gedanke — liegt am Ende — das ist der Weisheit Schluß; alles fängt an mit dem Stumpfsinn des neugeborenen Kindes; die Möglichkeit und das Streben liegt zwar in ihm, aber ehe es zur Entwickelung und zum Selbstbewußtsein kommt, ist es einer ganzen Reihe äußerer und innerer

Einflüsse, Abweichungen und Unterbrechungen ausgesetzt. Beim einen erweicht das Wasser das Gehirn, ein anderer fällt hin und drückt es sich platt, und beide bleiben ihr Leben lang Idioten; ein Dritter fällt nicht hin und stirbt nicht am Scharlach, — sondern wird ein Dichter, ein Feldherr, ein Bandit oder ein Richter. Überhaupt achten wir in Natur und Geschichte weit mehr auf die Erfolge; erst jetzt beginnen wir zu ahnen, daß die Karten keineswegs so schön gemischt sind, weil wir selbst ein mißglücktes Produkt, eine verlierende Karte sind.

Das Bewußtsein der Ohnmacht der Idee, der Mangel einer zwingenden Macht des Gedankens über die reale Welt kränkt uns und macht uns traurig. Eine Art neuer Manichäismus ergreift uns, wir sind bereit, zum Trotz an die vernünftige (d. h. absichtliche) Bosheit zu glauben, wie wir früher an die vernünftige Güte geglaubt haben; das ist der letzte Tribut, den wir dem Idealismus zahlen.

Dieser Schmerz wird mit der Zeit nachlassen, er wird seinen tragischen und leidenschaftlichen Charakter allmählich verlieren; in der Neuen Welt, in den Vereinigten Staaten, hat er ihn schon heute nicht mehr. Dieses junge, unternehmungslustige und mehr geschäftstüchtige als kluge Volk ist so sehr mit der Einrichtung seines Wohnhauses beschäftigt, daß es unsere quälenden Schmerzen überhaupt nicht kennt. Dort gibt es außerdem auch keine zwei Bildungsschichten mehr. Die Personen, aus denen die Gesellschaftsklassen dort bestehen, wechseln beständig ihre Plätze; sie steigen und fallen mit der Bilanz des Soll und Haben eines jeden. Die Zahl der englischen Kolonisten mit ihrer Tüchtigkeit ist in ungeheuerem Wachstum begriffen; wenn sie die Oberhand behält, werden die Menschen zwar nicht glücklicher, aber zufriedener werden. Diese Zufriedenheit wird armseliger, trockener, gemeiner sein, als die, welche dem romantischen Europa im Ideal vorschwebte; aber sie wird weder Fürsten noch eine Zentralisation und vielleicht auch keinen Hunger kennen. Wer den alten europäischen Adam ausziehen und als neuer Jonathan wiedergeboren werden *kann*, der soll mit dem ersten, besten Dampfer nach Wis-

consin oder Kansas reisen, er wird sich dort sicher wohler fühlen als in dem Auflösungsprozeß der europäischen Welt.

Die, welche das nicht können, mögen da bleiben und ihr Leben zu Ende leben, als Musterbeispiele von Idealisten jenes schönen Traumes, den die Menschheit einst geträumt hat. Sie haben zu sehr in der Phantasie und im Ideal gelebt, um je das vernünftige amerikanische Mannesalter zu erreichen.

Das ist natürlich kein großes Unglück, unser sind nicht so viele und wir werden bald ausgestorben sein! Wie aber ist es möglich, daß die Menschen so aus ihrer Umwelt herauswachsen können?

Man stelle sich einen Treibhausjüngling vor, etwa den, der sich selbst in „The Dream" geschildert hat, und denke sich, er befinde sich in einer höchst langweiligen und peinlichen Gesellschaft, und stehe dem ungestalteten Minotaurus des englischen Lebens gegenüber, der ungeschickt aus zwei Tieren zusammengeflickt ist. Das eine ist ein altersschwaches Geschöpf, das andere, das bis an die Knie in einem sumpfigen Morast steckt, bricht unter der Last zusammen, wie eine Karyatide, deren unablässig gespannte Muskeln keinen Tropfen Blut ins Gehirn gelangen lassen. Hätte er es verstanden, sich dem Leben anzupassen, so wäre er, statt mit dreißig Jahren in Griechenland zu sterben, heute ein Lord Palmerston oder Sir John Russel. Da er es aber nicht gekonnt hat, ist es durchaus nicht merkwürdig, daß er mit Harald seinem Schiffe zuruft: „Trage mich, wohin du willst, — nur weit weg von der Heimat!"

Aber was erwartete ihn in dieser Ferne? Das von Napoleon verwüstete Spanien, das verwilderte Griechenland, die allgemeine Auferstehung aller armen Lazarusse nach 1814. Ihnen konnte er nicht entgehen, weder in Ravenna noch in Diodati. Byron konnte sich nicht nach deutscher Art mit Theorien sub specie aeternitatis, noch wie die Franzosen mit politischem Geschwätz zufrieden geben; und er brach zusammen, aber wie ein gewaltiger Titan, den Menschen seine Verachtung ins Gesicht schleudernd, ohne sie zu schonen.

Der Riß, den Byron als Poet und Genie schon vor vierzig Jahren innerlich fühlte, hat seitdem noch so manchen nach

der großen Reihe neuer Prüfungen, nach dem schmutzigen Übergang vom Jahre 1830 zum Jahre 1848 und dem niederträchtigen von 1848 auf unsere Zeit, im Innersten erschüttert. Und wir wissen ebensowenig wie Byron, was wir mit uns anfangen, wo wir unser Haupt hinlegen sollen.

Der Realist Goethe kannte diese Zerrissenheit ebensowenig wie der Romantiker Schiller. Der eine war zu religiös, der andere zu sehr Philosoph. Beide vermochten es, das versöhnende Moment in der Abstraktion zu finden. Wenn der „Geist, der stets verneint", ein solcher Spaßvogel ist, wie Mephistopheles, dann ist der Riß noch nicht schrecklich; sein spöttisches und ewig widersprechendes Wesen löst sich noch in einer höheren Harmonie auf; und wenn die Zeit kommt, wird auch für alle und alles der Ruf ertönen: „Sie ist gerettet". Das ist nicht die Art eines Luzifer im Kain; er ist der traurige Engel der Finsternis, auf seiner Stirne leuchtet trübe der Stern des schmerzlichen Gedankens; er ist eines inneren Zwiespalts, einer inneren Selbstzersetzung voll, mit der man nicht so leicht fertig werden kann. Er witzelt nicht, wenn er verneint, und reizt uns nicht durch die Frechheit seines Unglaubens zum Lachen, lockt uns nicht durch die Sinnlichkeit, verschafft uns weder unschuldige Mädchen noch Wein und Edelsteine, sondern treibt den Menschen ruhig zum Morde, zieht ihn zu sich — zum Verbrechen — mit jener unbegreiflichen Kraft, mit der uns oft ein stehendes Gewässer beim Mondenschein anzieht und lockt, obwohl seine traurigen, kalten, glitzernden Umarmungen uns nichts anderes versprechen als den Tod.

Weder Kain noch Manfred, noch Don Juan, noch Byron geben uns eine Lösung, eine Antwort, eine Moral. Das mag vom Standpunkt der dramatischen Kunst unzulässig sein, aber das eben ist der Stempel für die Aufrichtigkeit und Tiefe dieses Risses. Byrons Epilog, gewissermaßen sein Schlußwort — das ist ‚the darkness'; das ist die Summe eines Lebens, das mit dem ‚Traum' begann. Man mag dieses Bild selbst zu Ende zeichnen. Zwei vom Hunger entstellte Feinde sind gestorben, Seetiere haben ihre Leichen gefressen . . ., das Schiff ist morsch und faul, — das geteerte Seil schwankt in der Dunkelheit auf

den trüben Wellen hin und her, es herrscht eine schreckliche Kälte; alle Tiere sterben aus; die Geschichte ist schon gestorben und der Platz für ein neues Leben ist frei; unsere Epoche wird zur vierten Formation gezählt werden, d. h., wenn die neue Welt so weit kommt, daß sie bis vier zählen kann.

Unser historischer Beruf, unsere Wirksamkeit besteht ja gerade darin, daß wir durch unsere Resignation und unser Leiden zur Demut und Unterwerfung unter die Wahrheit gelangen und so die kommenden Geschlechter vor diesem Schmerze bewahren. In uns gelangt die Menschheit zur Nüchternheit, wir sind ihr Katzenjammer, ihre Geburtswehen. Wenn die Geburt gut vonstatten geht, dann werden auch wir unseren Nutzen gebracht haben; aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Kind oder die Mutter, vielleicht auch beide unterwegs sterben können, dann — nun, dann wird eben die Geschichte mit ihrem Mormonismus eine neue Schwangerschaft beginnen ... E sempre bene, meine Herren!

Wir wissen, wie die Natur mit den Individuen umspringt: früher, später, ohne Opfer, oder über Haufen von Leichnamen — das ist ihr alles einerlei, sie setzt ihren Weg fort oder setzt fort, was ihr einfällt, — baut Zehntausende von Jahren an einem Korallenriff und gibt die Reihen, welche sich zu weit vorgeschoben haben, dem Tode preis. Die Polypen sterben, ohne zu ahnen, daß sie dem Fortschritt des Riffs gedient haben.

Irgend einen Nutzen werden auch wir bringen. Ein Element der Zukunft bilden, — das heißt noch nicht: die Zukunft wird unsere Ideale erfüllen. Rom hat weder Platons Republik noch das griechische Ideal überhaupt erfüllt. Das Mittelalter war keine Weiterentwickelung Roms. Der moderne Gedanke des Westens wird als Moment in die Geschichte eingehen, sich in ihr verwirklichen, seinen Einfluß ausüben und seinen festen Platz im Geschehenen behaupten, so wie unser Körper vielleicht einen Bestandteil des Grases, eines Hammels, einer Kotelette oder neuer Menschen bilden wird. Uns gefällt diese Unsterblichkeit nicht — aber was sollen wir tun?

Jetzt habe ich mich schon an diese Gedanken gewöhnt,

sie schrecken mich nicht mehr. Gegen Ende des Jahres 1849 aber war ich von ihnen wie betäubt, und obwohl jedes Ereignis, jede Begegnung, jeder neue Zusammenstoß, jede neue Persönlichkeit miteinander wetteiferten, die letzten grünen Blätter abzureißen, suchte ich immer noch eigensinnig und krampfhaft nach einem Ausweg.

Daher schätze ich heute Byrons mutiges Denken so hoch. Er sah, daß es keinen Ausweg gibt, und sprach es stolz aus.

Ich war unglücklich und verwirrt, als diese Ideen mich zu besuchen anfingen; ich suchte ihnen immer wieder zu entfliehen . . ., ich klopfte, wie ein Wanderer, der sich verirrt hat, wie ein Bettler, an alle Türen, hielt alle Menschen, denen ich begegnete, an und fragte sie nach dem Weg, aber jede Begegnung, jedes Ereignis führten immer zu demselben Ergebnis: zur Demütigung vor der Wahrheit, dazu, daß ich mich ihr mit Selbstverleugnung unterwarf . . .

Vor drei Jahren saß ich einmal am Bett einer Kranken und sah, wie sie der Tod Schritt für Schritt ins Grab hinabzog. Dieses Leben war alles, was ich besaß. Um mich wurde es finster, mir war so bange, eine stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner, aber ich tröstete mich nicht mit neuen Hoffnungen und suchte meinen Schmerz keinen Augenblick durch den berückenden Gedanken eines Wiedersehens nach dem Tode zu verscheuchen.

Um so weniger kann ich da heucheln, wo es sich um allgemeine und abstrakte Fragen handelt.

II. Post scriptum.

Ich weiß, daß meine Ansicht über Europa bei uns eine unfreundliche Aufnahme finden wird. Wir brauchen ein anderes Europa, um uns zu trösten, und glauben an es, wie die Christen ans Paradies glauben. Es ist überhaupt kein angenehmes Geschäft, schöne Träume und Hoffnungen zu zerstören, aber mich treibt eine innere Gewalt, die ich nicht besiegen kann, die Wahrheit auszusprechen, — selbst in den Fällen, wo sie mir schadet.

Wir kennen Europa nur aus der Schule, aus Büchern, d. h., wir kennen es nicht und urteilen bloß à livre ouvert, nach Büchern und Bildern, wie Kinder, die die wirkliche Welt nach dem Orbis pictus beurteilen, und glauben, daß auf den Sandwichinseln alle Frauen die Hände mit einem Tamburin über dem Kopfe halten, und daß überall dort, wo ein nackter Neger steht, ein Löwe mit einer gesträubten Mähne oder ein Tiger mit funkelnden Augen in der Nähe lauert.

Unsere klassische Unkenntnis der Europäer wird uns noch viel schaden, aus ihr werden noch manche blutige Zusammenstöße und ein wütender Rassenhaß entstehen.

Erstens kennen wir nur die oberen und gebildeten Schichten von Europa, die über dem schweren Fundament des Volkslebens lagern, welches ein Produkt von Jahrhunderten, ein Erzeugnis des Instinkts nach Gesetzen ist, die Europa selbst noch nicht genau kennt. Die europäische Bildung dringt nicht bis in diese zyklopische Wirksamkeit, durch die die Geschichte an die harte Erde festgewachsen ist, durch die sie an die Geologie angrenzt.

Die europäischen Staaten sind aus zwei Nationen zusammengeflickt, deren Eigenart durch zwei gänzlich verschiedene Erziehungssysteme aufrecht erhalten wird. Hier fehlt jene orientalische Einheit, dank der der türkische Großwesir und der Bediente, der ihm die Pfeife reicht, einander so ähnlich sind. Die große Masse der Bauern hat nach den Religionskämpfen und Bauernkriegen kaum noch einen Anteil an den politischen Ereignissen genommen. Sie wurde von ihnen nach rechts oder links gebeugt wie ein Kornfeld, ohne sich von ihrem Boden loszureißen.

Zweitens aber haben wir auch von der Schicht, die wir kennen und mit der wir in Berührung kommen, nur eine historische Erkenntnis; unsere Ansicht ist nicht aus der wirklichen, gegenwärtigen Anschauung geschöpft. Wenn wir ein oder zwei Jahre in Westeuropa gelebt haben, merken wir mit Erstaunen, daß die Europäer dem Begriff, den wir von ihnen haben, keineswegs entsprechen, daß sie weit unter ihm stehen.

Das Ideal, das wir uns gebildet haben, enthält ein paar

richtige Elemente, aber diese Elemente existieren heute entweder nicht mehr oder sie haben sich schon gründlich verändert. Die ritterliche Tugend, die Eleganz der aristokratischen Sitten, die strenge Keuschheit der Protestanten, die stolze Unabhängigkeit der Engländer, das üppige Leben der italienischen Künstler, der funkelnde Geist der Enzyklopädisten und die finstere Energie der Terroristen — dies alles ist umgeschmolzen und hat sich in ein geschlossenes Ganze neuer herrschender Sitten — die Sitten des Bürgertums umgewandelt. Sie bilden ein Ganzes, d. h. eine geschlossene Lebensanschauung, mit ihren eigenen Traditionen und Gesetzen, ihren eigenen Begriffen von Gut und Böse, ihren Gebräuchen und ihrer minderwertigen Sittlichkeit.

Wie der Ritter das Urbild der feudalen Welt war, so ist es heute der Kaufmann; die Herren sind durch die Unternehmer ersetzt worden. Der Kaufmann ist an sich eine recht unbedeutende Persönlichkeit, ein Zwischenglied; der Mittler zwischen dem Produzenten und Konsumenten; er ist eine Art Weg, ein Transportmittel, ein Werkzeug.

Der Ritter war mehr er selbst, mehr Person, und er wachte über seine Würde, wie er sie nämlich verstand; daher war er im Grunde auch unabhängig von Reichtum und Lebensstellung. Die Hauptsache war seine Persönlichkeit; im Bürger versteckt sich die Persönlichkeit, oder sie wagt sich nicht ans Licht, weil sie eben nicht das Wesentliche ist. Das Wesentliche ist die Ware, das Geschäft, die Sache — die Hauptsache ist das — Eigentum.

Der Ritter war sehr unwissend, ein Raufbold, ein Räuber und ein Mönch, ein Trunkenbold und Pietist in einer Person; aber er war dies offen und ehrlich. Dazu war er immer bereit, sein Blut für das zu verspritzen, was er für das Rechte hielt. Er hatte seinen Moralkodex, seinen Ehrenkodex, der zwar sehr willkürlich war, von dem er aber nie abwich, ohne die Achtung vor sich selbst und die Achtung seiner Genossen zu verlieren.

Der Kaufmann ist ein Mann des Friedens und nicht des Krieges; er verteidigt sein Recht hartnäckig und eigensinnig,

aber er ist schwach im Angriff; berechnend und geizig wie er ist, sieht er in allem ein Geschäft und läßt sich, wie der Ritter, mit jedem in einen Kampf ein, nur sind seine Waffen — die List und die Klugheit. Seine Ahnen sind die mittelalterlichen Stadtbewohner; sie mußten immer auf ihrer Hut sein, um sich vor Raub und Gewalttätigkeiten zu schützen, und daher zur List und Verschlagenheit ihre Zuflucht nehmen; sie erkauften sich ihre Ruhe und den Frieden durch Nachgiebigkeit und Verschlossenheit; sie hielten sich im Hintergrund, verstellten sich und nahmen sich immer zusammen. Seine Vorfahren hauten den Ritter übers Ohr, während sie den Hut vor ihm zogen und sich tief vor ihm verbeugten; sie erzählten ihren Nachbarn mit Kopfschütteln und Seufzen von ihrer Armut, und gingen gleich darauf hin, um ihr Geld in die Erde zu vergraben. Das alles ist den Nachkommen in Fleisch und Blut übergegangen, zu einem physiologischen Merkmal einer besonderen Menschengattung, des sogenannten Mittelstandes, geworden.

Solange der Bürger unterdrückt war und sich mit der edleren Schicht der Aristokratie zum Schutz seines Glaubens und zur Eroberung seiner politischen Rechte verband, war er von Größe und Poesie erfüllt. Aber das blieb nicht lange so. Sancho Pansa bekam die Oberhand, er streckte sich gemächlich aus, ließ sich gehen, und verlor seinen Mutterwitz und seinen gesunden Menschenverstand; und das Gemeine und Vulgäre seines Wesens trat immer mehr hervor.

Unter dem Einfluß des Bürgertums änderte sich alles in Europa. Die ritterliche Ehre wurde durch eine ehrliche Buchführung, die feinen Sitten durch Anstandsregeln, die Höflichkeit durch Affektiertheit, der Stolz durch Empfindlichkeit, die Parks durch Gemüsegärten, die Paläste durch Hotels ersetzt, die allen offen standen, d. h. allen, die Geld haben.

Die früheren, zwar veralteten, aber doch konsequenten Begriffe von den menschlichen Beziehungen waren zerstört, aber ein neues Bewußtsein von den wahren und echten menschlichen Beziehungen war noch nicht gefunden. Diese chaotische Freiheit trug sehr viel zur Entwickelung und Ausbildung aller kleinlichen und häßlichen Seiten des Bürgertums

unter dem allmächtigen Einfluß eines ungehemmten Erwerbstriebs bei.

Man betrachte die Sittenregeln, die seit einem halben Jahrhundert in Geltung sind. Was findet man da nicht alles? Römische Begriffe vom Staat und die gotische Trennung der Gewalten, Protestantismus und Nationalökonomie, das salus populi und das chacun pour soi, Brutus und Thomas von Kempen, das Evangelium und Bentham, die doppelte Buchführung und Jean-Jacques Rousseau. Mit einem solchen Chaos im Kopfe und mit dem Magnet in der Brust, der beständig vom Golde angezogen wird, war es nicht schwer, bis zu jenen Absurditäten zu gelangen, bei denen die fortgeschrittensten Länder Europas angekommen sind.

Die ganze Moral beschränkt sich heute darauf, daß der Nichtbesitzende mit allen Mitteln nach Besitz strebt, der Besitzende seinen Besitz erhalten und vermehren soll; die Flagge, die auf dem Markt gehißt wird, um anzuzeigen, daß der Handel beginnen kann, ist das Banner der neuen Gesellschaft geworden. Der Mensch ist de facto ein Zubehör des Eigentums, das Leben ein ständiger Kampf ums Geld geworden.

Die politische Frage ist seit 1830 nur eine Frage des Bürgertums, und der jahrhundertalte Kampf äußert sich nur in den leidenschaftlichen Bewegungen und Strebungen des herrschenden Besitzes. Das Leben ist nichts wie ein Börsenspiel; die Redaktionen, die Wahlversammlungen, die Kammern — haben sich in Wechselstuben und Märkte verwandelt. Die Engländer haben sich so sehr daran gewöhnt, alles in der Geschäftssprache auszudrücken, daß sie sogar ihre alte, anglikanische Kirche Old Shop nennen.

Alle Parteigruppen und -schattierungen haben sich in der bürgerlichen Welt in zwei Lager geteilt: in die bürgerlichen Eigentümer, die sich eigensinnig an ihre Millionen klammern, und an die besitzlosen Bürger, die den ersteren ihren Besitz entreißen wollen, aber nicht die Kraft dazu haben, d. h., in die Geizigen und in die Neidischen. Da in dem allen natürlich nicht der Schein eines ritterlichen Prinzips steckt, bestimmt sich auch der Platz für die Persönlichkeiten auf beiden Seiten

nur durch die äußeren Bedingungen des Besitzes und der gesellschaftlichen Stellung. Eine Welle der Opposition siegt nach der anderen, d. h., sie erringt sich Besitz oder Stellung und geht vom Neid zum Geiz über. Für diesen Übergang ist nichts günstiger, als das fruchtlose Hin- und Herschwanken der Parlamentsdebatten; es verleiht der Sache den Schein einer Bewegung, setzt ihr Grenzen, gibt ihr das Ansehen der Sachlichkeit und die Form des allgemeinen Interesses, hinter dem sich nur das Streben nach dem persönlichen Vorteil versteckt.

Die parlamentarische Regierung, nicht wie sie aus den volkstümlichen Grundlagen des angelsächsischen common law hervorgeht, sondern in der gesetzlichen Form, die sie heute angenommen hat, — ist der schlimmste Circulus vitiosus, den es je gegeben hat. Kann man wohl majestätischer auf demselben Fleck stehen, während man sich den Anschein gibt, im Triumphschritt vorwärts zu marschieren, als die beiden englischen Parlamente?

Aber diese Wahrung des Scheins ist eben die Hauptsache.

Allem modernen Europäertum liegen zwei wichtige Momente innerlichst zugrunde, die ganz offenbar ihren Ursprung im Krämertum haben; einerseits eine gewisse Heuchelei und Verschlossenheit und andererseits das offene Zurschaustellen und das, was der Franzose étalage nennt. Eine Ware anpreisen und möglichst vorteilhaft verkaufen, sie um den halben Preis einkaufen, Schund für solide Ware, die Form für das Wesen ausgeben, eine Kaufbedingung verschweigen, auf den Schein bestehen, scheinen statt sein, sich anständig benehmen, statt sich gut zu betragen, die äußere Respektabilität bewahren statt der inneren Würde.

In dieser Welt ist alles so sehr Dekoration, daß selbst die gröbste Unwissenheit den Schein der Bildung annimmt. Wem von uns ist diese Unbildung der europäischen Gesellschaft nicht schon aufgefallen, wer hat ihretwegen nicht schon erröten müssen? (Ich meine hier natürlich nicht die Gelehrten, sondern die Menschen, welche die sogenannte Gesellschaft bilden.) Es kann auch gar keine ernsthafte theoretische Bildung geben, diese verlangt zu viel Zeit und lenkt zu sehr von der Sache

ab. Da in der bürgerlichen Gesellschaft alles, was jenseits von der Geschäftsbilanz und der „Exploitation“ der gesellschaftlichen Stellung liegt, unwesentlich ist, so kann ihre Bildung natürlich auch nur beschränkt sein. Daher rührt jene Absurdität und Schwerfälligkeit des Verstandes her, die wir immer da beobachten, wo so ein Bürger gezwungen ist, den ausgetretenen Weg zu verlassen. Überhaupt sind die Schlauheit und die Heuchelei weitaus nicht so klug und weitsichtig als man glaubt; ihr Durchmesser ist recht klein, ihr Gedankenflug ist niedrig und entbehrt des Schwunges.

Die Engländer wissen das und verlassen daher das ausgetretene Geleise niemals; sie ertragen nicht nur die peinlichen, sondern, was weit schlimmer ist, auch die komischen Unbequemlichkeiten ihrer Gotik, ohne sie je zu ändern. Die französischen Bürger waren nicht so vorsichtig und stürzten sich mit all ihrer Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit ins Kaiserreich.

Sie waren ihres Sieges sicher und machten daher zum Fundament der neuen Staatsordnung das allgemeine Wahlrecht. Dieses arithmetische Banner war ihnen sympathisch, die Wahrheit ließ sich durch eine kurze Addition und Subtraktion auf dem Rechenbrett ausrechnen oder an den Knöpfen abzählen.

Und was war es, was sie dem Richterspruch aller Stimmen bei der gegebenen gesellschaftlichen Lage unterwarfen? Die Frage nach der Existenz der Republik. Sie wollten, daß das Volk sie morden sollte, wollten ein leeres Wort aus ihr machen, weil sie sie nicht liebten. Wer die Wahrheit lieb hat, der wird doch nicht jeden ersten besten nach seiner Meinung fragen. Hätten wohl Kolumbus oder Kopernikus die Existenz Amerikas oder die Umdrehung der Erde von einer Abstimmung abhängig gemacht?

Der Gedanke war schlau ersonnen, aber die guten Leute hatten sich verrechnet.

Der Riß, der zwischen dem Parterre und den Schauspielern aufklaffte, zunächst aber noch mit dem fadenscheinigen Teppich der Lamartineschen Beredsamkeit bedeckt wurde, wurde

immer größer und größer; das Blut des Juni hatte ihn ausgewaschen; da wurde dem erregten Volk die Frage nach der Präsidentschaft vorgelegt. Als Antwort auf diese Frage sprang Louis Napoleon aus dem Spalt hervor und rieb sich schlaftrunken die Augen. Er hatte alles in Händen, d. h., auch die Bürger, welche sich nach alter Gewohnheit einbildeten, er würde herrschen und sie würden regieren.

Was wir auf dem großen Schauplatz der politischen Vorgänge sich abspielen sehen, das wiederholt sich in mikroskopischen Verhältnissen an jedem häuslichen Herd. Die bürgerliche Korruption ist bis in das Allerheiligste des privaten und Familienlebens eingedrungen. Selbst das Rittertum und der Katholizismus haben keine so tiefen und allseitigen Spuren bei den Menschen hinterlassen wie die Bourgeoisie.

Der Adel verpflichtete. Freilich, da seine Rechte zum großen Teil phantastisch waren, waren auch seine Pflichten phantastisch, aber er stellte doch eine gewisse allgemeine Solidarität unter Gleichen her. Der Katholizismus verpflichtete seinerseits noch mehr. Die Ritter und die Gläubigen erfüllten freilich ihre Verpflichtungen häufig nicht, aber das Bewußtsein, daß sie damit den von ihnen selbst anerkannten gesellschaftlichen Vertrag verletzten, ließ ihnen keine Freiheit bei solchen Pflichtverletzungen und gestattete ihnen nicht, ihr Verhalten zur Norm zu erheben. Sie hatten ihre Feiertagskleider und ihre offiziellen Aufzüge, die keine Lüge, sondern eher ihr Ideal waren.

Die Erhaltung dieses Ideals geht uns jetzt freilich nichts an. Ihr Prozeß ist beendigt, sie haben ihn längst verloren. Wir wollen bloß darauf hinweisen, daß das Bürgertum zu nichts verpflichtet, nicht einmal zum Militärdienst, wenn es Freiwillige gibt, d. h., es verpflichtet per fas et nefas zum Besitz. Sein Evangelium besteht in dem kurzen Satz: „Suche was zu verdienen, mehre dein Einkommen wie den Sand am Meere, benutze und mißbrauche dein Geld — und dein moralisches Kapital, ohne es zu verlieren, und du wirst satt und in Ehren ein hohes Alter erreichen, deine Kinder verheiraten und ein gutes Andenken hinterlassen!“

Die Verneinung der Welt des Rittertums und des Katholizismus war eine Notwendigkeit und ist nicht das Werk des Bürgertums, sondern das Werk freier Menschen, die sich von allen Herdenvorurteilen emanzipiert haben. Zu diesen gehörten Ritter, wie Ulrich von Hutten, und vornehme Herren, wie Arouet-Voltaire, Uhrmacherlehrlinge, wie Rousseau, Regimentsmedikusse, wie Schiller, und Patriziersöhne, wie Goethe. Das Bürgertum machte sich ihre Leistungen zunutze und fand sich eines schönen Tages nicht nur von Königen und der Sklaverei befreit, sondern auch von allen gesellschaftlichen Lasten und der gemeinsamen Steuer, mit der sie ihre gedungenen Regierungen bezahlen.

Aus dem Protestantismus haben sie ihre eigene Religion gemacht, welche das Gewissen der Christen mit dem Handwerk des Wucherers aussöhnt, eine so kleinbürgerliche Religion, daß das Volk, welches sein Blut für sie vergossen hat, sie schon aufgegeben hat. In England geht der Pöbel kaum noch in die Kirche.

Aus der Revolution wollten sie ihre Republik retten, aber sie ging ihnen durch die Finger, wie die antike Kultur den Barbaren, d. h., sie hatte keinen Platz in der Gegenwart und beruhte nur auf der Hoffnung auf die Instauratio magna.

Die Reformation und die Revolution waren selbst so sehr erschrocken vor der Leere und Hohlheit der Welt, auf die sie lossteuerten, daß sie in zwei Formen des Mönchstums Rettung suchten; in der kalten und langweiligen Heuchelei des Puritanismus und im trockenen, geschraubten Zynismus der republikanischen Formalistik. Die Intoleranz der Quäker und Jakobiner entsprang aus der Furcht, daß ihr Fundament nicht fest genug sein könnte; sie sahen, daß ihnen die stärksten Mittel fehlten, um die einen davon zu überzeugen, daß dies die Kirche, und die anderen, daß dies die Freiheit sei.

Dies war die allgemeine Atmosphäre des europäischen Lebens. Sie ist dort am drückendsten und unerträglichsten, wo der gegenwärtige europäische Zustand am stärksten ausgebildet, wo er seinen Prinzipien am treuesten, wo er am reichsten, am gebildetsten ist, d. h., wo die Industrie in höchster

Blüte steht. Daher ist das Leben in Italien oder in Spanien nicht so schwül und beklemmend wie in England oder Frankreich. Das ist der Grund, warum die gebirgige, arme und ländliche Schweiz — der einzige Fleck in Europa ist, wohin man sich zurückziehen kann, wenn man Ruhe und Frieden sucht.

Diese Aufsätze, die im vierten Heft des „Polarstern" zum Abdruck kamen, schlossen damals mit folgender Widmung, die ich vor der Ankunft Ogareffs in London und vor dem Tode Granoffskis niedergeschrieben habe:

> ... Nimm diesen Schädel — Er
> Gehört dir an mit Recht.
>
> A. Puschkin.

Damit mag es genug sein. Vielleicht kommt die Zeit, wo ich auch die Kapitel dem Druck übergeben und noch einige neue hinzufügen werde, ohne die meine Erzählung unverständlich, fragmentarisch und vielleicht überflüssig erscheinen, ohne die sie nicht das sein kann, was ich aus ihr machen wollte. Aber das kommt erst später, — viel später ...

Jetzt laßt uns scheiden! Und nun zum Abschied noch ein Wort, ihr Freunde meiner Jugend!

Als ich alles begraben hatte, als selbst der Lärm, den ich teils selbst verursacht hatte, und der auf mich eingedrungen, um mich herum verstummt war, als alle Menschen nach Hause gegangen waren, da erhob ich mein Haupt und sah mich um; es war nichts Lebendiges in meiner Nähe, das mir teuer gewesen wäre, außer meinen Kindern. Ich irrte noch eine Weile unter fremden Menschen umher, aber als ich sie näher kennen lernte, hörte ich bald auf, Freunde und Gleichgesinnte unter ihnen zu suchen; ich entwöhnte mich zwar nicht von den Menschen, aber doch von ihrer Freundschaft.

Freilich mitunter kommt es mir vor, daß es in meinem Herzen noch Gefühle und Worte gibt, um die es schade wäre, wenn sie unausgesprochen blieben, die viel Gutes stiften oder doch wenigstens manchen Leser erfreuen könnten, und es kommt etwas über mich, wie ein Bedauern, daß dies alles in der Seele verdorren und zugrunde gehen soll, so wie sich der

Blick in der weiten Ferne verirrt und verliert... Aber auch das sind wohl nur die letzten Strahlen der Abendröte, der Widerschein einer dahinschwindenden Vergangenheit.

Zu ihr wende ich mich zurück. Ich habe diese fremde Welt verlassen und bin zu euch zurückgekehrt; und wieder leben wir zusammen wie ehemals und sehen uns jeden Tag; nichts hat sich verändert, keiner ist dahingegangen oder alt geworden, keiner ist gestorben. Ich fühle mich so heimisch mit euch und fühle so deutlich, daß ich keinen anderen Boden habe außer diesem gemeinsamen, keinen anderen Beruf als den, zu dem ich mich seit meiner frühesten Kindheit bestimmt habe.

Meine Erzählung von den vergangenen Dingen ist vielleicht langweilig und matt, — aber ihr werdet sie nachsichtig beurteilen, meine Freunde; dieses Werk hat mir über die schrecklichste Epoche meines Lebens hinweggeholfen; es hat mich aus einer müßigen Verzweiflung herausgerissen, in der ich zu unterliegen schien, es hat mich wieder zu euch zurückgeführt. Mit ihm trete ich zwar nicht heiter, aber ruhig in den Winter meines Lebens, wie ein Dichter sich ausdrückt, den ich unendlich lieb habe.

„Lieta no ... ma sicura!" sagt Leopardi über den Tod in Ruysch e le sue mummie.

So habt ihr mich gegen mein Wollen und Wissen gerettet, So: „nehmt denn diesen Schädel. Er gehört euch an mit Recht"!

Isle of Wight, Ventnor, Oktober 1855.

XXVIII. Das Geld und die Polizei. — Der Kaiser James Rothschild und der Bankier Nikolaus Romanoff. — Die Polizei und das Geld.

Im Dezember 1849 erfuhr ich, daß die Vollmacht zur Verpfändung meines Gutes, die ich aus Paris abgesandt hatte, und die von der dortigen Gesandtschaft unterzeichnet war, vernichtet und daß bald darauf das Kapital meiner Mutter sequestriert worden sei. Es war also keine Zeit zu verlieren; wie ich schon im vorigen Kapitel erwähnt habe, verließ ich Genf sofort und reiste zu meiner Mutter.

Es wäre dumm und heuchlerisch, wenn man in einem Zeitalter wirtschaftlicher Anarchie auf ein Vermögen verzichten wollte. Das Geld ist gleichbedeutend mit — Unabhängigkeit; es ist eine Macht, eine Waffe. Und niemand wird im Kriege eine Waffe wegwerfen, selbst wenn sie dem Feinde gehört oder rostig ist. Die Sklaverei der Armut ist schrecklich, ich habe sie in all ihren Abarten kennen gelernt, als ich jahrelang unter Leuten lebte, die sich mit ihrem nackten Leben aus irgend einem politischen Schiffbruch gerettet hatten. Daher hielt ich es für notwendig und richtig, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um, so viel ich konnte, von meinem Vermögen aus den Bärentatzen der russischen Regierung zu retten.

Ich hätte auch ohnedies beinahe alles verloren. Als ich Rußland verließ, hatte ich gar keinen bestimmten Plan; ich wollte nur, so lange es überhaupt ging, im Ausland bleiben. Da kam die Revolution von 1848 und zog mich in ihren Wirbel hinein, noch ehe ich einen Schritt tun konnte, um mein Vermögen zu retten. Allerhand gute Leute machten mir Vorwürfe, weil ich mich kopfüber in die politische Bewegung gestürzt und die Zukunft meiner Familie dem Willen Gottes überlassen hatte. — Und vielleicht war das in der Tat nicht ganz klug von mir. Aber wenn ich im Jahre 1848 während meines Aufenthalts in Rom nur immer zu Hause gesessen und darüber nachgegrübelt hätte, wie ich mein Vermögen retten sollte, während das erwachende Italien vor meinem Fenster brauste und schäumte, dann wäre ich sicherlich auch nicht im fremden Lande geblieben, sondern nach Rußland zurückgekehrt, in den

Staatsdienst getreten, „Vizegouverneur“ geworden, und hätte mit dem Oberstaatsanwalt zu Tische gesessen, meinen Sekretär mit „du“ und den Minister mit „Exzellenz“ angeredet.

So viel Zurückhaltung und Klugheit aber besaß ich eben nicht, und ich segne jene Zeiten auch heute noch tausendfach. Mein Herz und meine Erinnerung wären heute ärmer, wenn mir jene schönen Augenblicke der Begeisterung und der Hoffnung entflohen wären! Was für einen Ersatz hätte ich wohl für diesen Verlust haben können? Und nicht ich allein, sondern auch sie, deren trauriges Leben nachher nichts wie ein ewiges Leiden war, das erst mit dem Grabe endigte. Wie hart hätte mich mein Gewissen angeklagt, wenn ich ihr aus übermäßiger Ängstlichkeit, fast möchte ich sagen, die letzten Minuten eines ungetrübten Glückes geraubt hätte! Und schließlich habe ich doch die Hauptsache erreicht und mein ganzes Vermögen, mit Ausnahme meines Gutes in Kostroma, gerettet.

Nach den Junitagen wurde meine Situation gefährlicher; ich lernte Rothschild kennen und bat ihn, mir zwei Noten der Moskauer Sparkasse zu wechseln. Die Geschäftslage war damals natürlich sehr schlecht und der Kurs stand sehr tief. Seine Bedingungen waren äußerst ungünstig, aber ich war gleich einverstanden und hatte das Vergnügen, ein schwaches, bedauerndes Lächeln auf Rothschilds Lippen zu sehen, — er hielt mich für einen verschwenderischen russischen Fürsten, der in Paris Schulden gemacht hatte, und redete mich Monsieur le comte an.

Das Geld für die ersten Scheine wurde mir sogleich ausbezahlt; für die folgenden, die eine weit größere Summe repräsentierten, erhielt ich das Geld zwar auch gleich, aber der Korrespondent Rothschilds benachrichtigte mich, mein Kapital sei sequestriert worden. — Glücklicherweise befand es sich gar nicht mehr in Rußland.

So kam es, daß ich in der unruhigsten Zeit mit einer großen Geldsumme in Paris eintraf. Ich hatte keine Erfahrung und wußte nicht, was ich mit ihr anfangen sollte. Aber alles ging noch ziemlich gut. Überhaupt wird man mit den finanziellen Fragen noch am leichtesten fertig, wenn man möglichst lei-

denschaftslos und ruhig bleibt und sich keine unnützen Sorgen macht. Es kommt ebenso oft vor, daß ein habgieriger Geldspekulant und ein ängstlicher Geizhals, wie ein Verschwender sein Vermögen verliert.

Auf Rothschilds Rat hin kaufte ich mir amerikanische und ein paar französische Papiere, sowie ein Haus auf der Rue Amsterdam, in dem sich das Hôtel de Havre befand.

Einer meiner ersten revolutionären Schritte, die mich für immer von Rußland trennten, brachte mich mit allerhand konservativen Müßiggängern zusammen, vermittelte meine Bekanntschaft mit Bankiers und Notaren, lehrte mich die Kurse verfolgen, machte mich mit einem Wort zu einem europäischen Rentner. Wenn ein moderner Mensch sich von der Umgebung, in der er lebt, trennt, so bringt das eine große Verwirrung in sein Privatleben. Wir befinden uns mitten zwischen zwei sich gegenseitig hemmenden Strömen; wir werden hin und her geworfen, und das wird noch lange so sein, bis der eine oder der andere den Sieg behält, und der Strom, der zwar noch immer wild und unruhig ist, aber doch in einer bestimmten Richtung fortstürmt, die Lage des Schwimmers erleichtert, d. h. ihn mit sich fortträgt.

Glücklich derjenige, der bis dorthin so zu lavieren versteht, daß er, zwar den Wellen nachgebend und von ihnen hinauf- und hinabgeworfen, dennoch seine eigene Richtung einhält

Beim Hauskauf hatte ich Gelegenheit, die Geschäftswelt und das moderne Bürgertum Frankreichs näher kennen zu lernen. Der bureaukratische Formalismus bei dem Abschluß eines Kaufes gibt dem unseren wohl kaum etwas nach. Der alte Notar las mir mehrere Hefte und die urkundliche Bestätigung vor, daß er sie mir vorgelesen habe, dann kam das Main-levée und die richtige Urkunde. — Das Ganze machte ein großes Buch in Folioformat aus. Bei unserer letzten Verhandlung, die sich um den Preis und die Ausgaben drehte, sagte mir der Besitzer des Hauses, er wolle mit dem Preise heruntergehen und die bedeutenden Ausgaben für den Kaufkontrakt auf sich nehmen, wenn ich ihm die Summe sogleich bezahle; ich verstand ihn nicht, weil ich gleich im Anfang erklärt hatte, ich wolle so-

gleich den ganzen Kaufpreis bezahlen. Der Notar bemerkte, das Geld müsse mindestens drei Monate bei ihm bleiben, während der er eine Publikation machen und alle Gläubiger aufrufen müsse, die irgend welche Rechte auf das Haus geltend machten. Das Haus war zwar für 70 000 Franken verpfändet, aber es konnte sein, daß noch eine andere Hypothek auf ihm lastete. Nach drei Monaten, wenn die Erhebungen angestellt sind, erhält der Käufer die Purge hypothécaire und der frühere Besitzer sein Geld.

Der Hausherr versicherte, er habe keine anderen Schulden mehr, und der Notar bestätigte das. „Können Sie mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand darauf geben, daß auf dem Hause keine anderen Schulden lasten?“

„Gerne!“

„Dann bin ich einverstanden; morgen werde ich mit dem Scheck von Rothschild hier erscheinen.“

Als ich am anderen Tage zu Rothschild kam, schlug der Sekretär die Hände überm Kopf zusammen. „Man wird Sie betrügen! Wie kann man so etwas tun? Wir machen den Kauf rückgängig, wenn Sie es wünschen. Da hört doch alles auf, unter solchen Bedingungen mit einem Unbekannten einen Kauf abzuschließen! Soll ich Ihnen jemand mitgeben, der die Sache zusammen mit Ihnen prüft?“ fragte mich Baron James.

Ich wollte indessen nicht die Rolle eines unmündigen Burschen spielen; ich erklärte, ich habe mein Wort verpfändet, und nahm mir einen Scheck auf die ganze Summe. Als ich zum Notar kam, war dort außer den Zeugen noch der Gläubiger, der gekommen war, um seine 70 000 Franken in Empfang zu nehmen. Der Kaufkontrakt wurde verlesen, wir unterschrieben, der Notar begrüßte mich als Pariser Hausbesitzer. Es blieb nur noch eins übrig; ich mußte meinen Scheck bezahlen.

„Wie dumm,“ sagte der Hausbesitzer, als er ihn in Empfang nahm, „ich habe nicht daran gedacht, Sie um zwei Schecks zu bitten. Wie soll ich damit die 70 000 Franken bezahlen?“

„Nichts einfacher als das! Fahren Sie gleich zu Rothschild, da bekommen Sie zwei dafür, oder gehen Sie in eine Bank.“

„Meinetwegen will ich hinfahren," sagte der Hypothekenbesitzer. Der Hausherr runzelte die Stirn und meinte, das sei seine Sache, er wolle hinfahren.

Der Hypothekenbesitzer war unzufrieden. Der Notar schlug ihnen gutmütig vor, sie sollten zusammen fahren.

Ich konnte das Lachen kaum unterdrücken und sagte: „Hier haben Sie Ihren Schein, geben Sie mir den Scheck, ich will hinfahren und das Geld wechseln."

„Sie werden uns sehr verpflichten," sagten beide und atmeten erleichtert auf; ich machte mich sogleich auf den Weg.

Nach vier Monaten erhielt ich die Purge hypothécaire zugesandt. Meine unvorsichtige Leichtgläubigkeit hatte mir 10 000 Franks eingebracht.

Nach dem 13. Juni muß der Polizeipräfekt Rebilleau mich denunziert haben; wahrscheinlich sind auch die seltsamen Maßregeln der Petersburger Regierung gegen mich und mein Gut auf diese Denunziation zurückzuführen. Sie waren es, die mich veranlaßten, mit meiner Mutter nach Paris zu reisen.

Wir fuhren über Neuchâtel und Besançon. Unsere Reise begann damit, daß ich auf dem Posthof in Bern meinen Mantel vergaß; da ich einen warmen Paletot und warme Gummischuhe anhatte, kehrte ich nicht um, um ihn zu holen. Bis zum Gebirge ging alles gut, aber in den Bergen lag der Schnee fußhoch; draußen herrschten acht Grad Kälte und die verfluchte schweizerische Bise. Der Postwagen kam nicht vorwärts; die Passagiere mußten zu je zweien oder dreien in kleinen Schlitten Platz nehmen. Ich erinnere mich nicht, jemals so sehr von der Kälte gelitten zu haben, wie in jener Nacht. Meine Füße schmerzten mir geradezu, und ich steckte sie tief ins Stroh hinein; später gab mir der Postillon einen Kragen, aber auch das half nur wenig. Auf der dritten Station kaufte ich einer Bäuerin ihr Halstuch für fünfzehn Franken ab und hüllte mich darin ein; aber von da ab ging es schon abwärts, und es wurde immer wärmer.

Dieser Weg ist wunderbar schön, besonders auf der französischen Seite; ein mächtiges Amphitheater aus gewaltigen und sich in ihren Konturen nicht im geringsten ähnlich sehen-

den Bergriesen begleitet uns bis Besançon; hie und da sieht man auf den Felsen die Ruinen befestigter Ritterburgen. In dieser Natur liegt etwas Wildes und Majestätisches, etwas Festes und Melancholisches; im Angesicht dieser Berge wuchs jener Bauernknabe, der Nachkomme eines alten Geschlechts von Landleuten, Pierre Joseph Proudhon, heran; hier bildete und festigte sich sein Charakter. Und in der Tat, von ihm gilt das Wort des Dichters über die Florentiner, wenn auch in etwas anderem Sinne:

E tiene ancor del monte e del macigno!

Rothschild erklärte sich bereit, den Wechsel meiner Mutter zu akzeptieren, aber er wollte das Geld nicht im voraus bezahlen und berief sich auf den Brief Gassers. Der Vormundschaftsrat verweigerte in der Tat die Zahlung. Darauf gab Rothschild Gasser den Auftrag, Nesselrode um eine Audienz zu bitten und ihn zu fragen, was eigentlich passiert sei. Nesselrode erklärte, die Scheine seien ganz regelrecht ausgestellt und Rothschilds Forderungen seien vollkommen berechtigt, indessen der Kaiser habe das Kapital aus geheimen, politischen Gründen sequestrieren lassen.

Ich erinnere mich, was für ein Staunen diese Nachricht im Bureau von Rothschild hervorrief. Das Auge suchte unwillkürlich nach dem Siegel Alarichs oder dem Stempel Dschengis-Chans unter dem Aktenstück. Einen solchen Scherz hatte Rothschild nicht einmal von einem solchen Künstler im Fach des Despotismus wie Nikolaus erwartet. „Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Nikolaus, um mich zu bestrafen, meiner Mutter ihr Geld wegnehmen oder mich in sein Netz gehen lassen will,“ sagte ich zu ihm, „aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß Ihr Name in Rußland so wenig Gewicht hat. Die Scheine sind von Ihnen und nicht von meiner Mutter ausgestellt; als sie sie unterschrieb, übergab sie sie dem Inhaber (au porteur). Aber nachdem Sie sie gleichfalls unterschrieben haben, sind Sie dieser Inhaber, und es ist eine unerhörte Dreistigkeit, Ihnen zu antworten: Das Geld gehört zwar Ihnen, aber unser Herr und Kaiser weigert sich, es zu bezahlen!“

Meine Rede hatte Erfolg. Rothschild wurde böse, ging im Zimmer auf und ab und sagte: „Nein, ich lasse nicht mit mir spaßen; ich werde der Bank den Prozeß machen und vom Finanzminister eine kategorische Antwort verlangen."

„O je!" dachte ich mir, „das wird Wrontschenko nicht verstehen! Eine „konfidentielle" Antwort, das ginge noch, aber eine „kategorische"!"

„Da haben Sie ein Beispiel, wie der Absolutismus, auf den die Reaktion so sehr vertraut, ungeniert mit dem Eigentum umspringt. Dieser kosakische Kommunismus ist fast noch gefährlicher wie der Louis Blancsche."

„Ich will mir's überlegen, was hier zu machen ist," sagte Rothschild. „Man kann die Sache nicht so lassen!"

Ein paar Tage nach unserem Gespräch traf ich Rothschild auf dem Boulevard. „Apropos," sagte er und hielt mich an, „ich habe gestern mit Kisseleff über Ihre Angelegenheit gesprochen. Ich muß Ihnen leider sagen — Sie verzeihen doch, nicht wahr? —, daß er eine sehr schlechte Meinung über Sie hat, und schwerlich was für Sie tun wird."

„Sehen Sie ihn oft?"

„Ich treffe ihn hin und wieder in Gesellschaften!"

„Bitte, tun Sie mir den Gefallen und sagen Sie ihm, Sie hätten mich heute gesehen, und ich habe eine sehr schlechte Meinung von ihm, glaubte aber nicht, daß das ein genügender Grund sei, um seine Mutter zu bestehlen."

Rothschild fing an zu lachen. Er mußte wohl gemerkt haben, daß ich kein russischer Fürst sei, und nannte mich von da ab nur noch Baron. Ich glaube, er gab mir diesen Titel, damit ich würdig sei, mich mit ihm unterhalten zu dürfen.

Am folgenden Tag lud er mich zu sich ein; ich machte mich sogleich auf und fuhr zu ihm. Er gab mir einen Brief an Gasser, ohne Unterschrift, und bemerkte: „Hier ist der Entwurf unseres Briefes, setzen Sie sich, lesen Sie ihn aufmerksam durch und sagen Sie, ob Sie mit ihm zufrieden sind; wenn Sie noch etwas hinzufügen oder ändern wollen, so kann das gleich geschehen. Sie erlauben mir doch, daß ich unterdessen weiterarbeite?"

Ich sah mich zunächst im Zimmer um. Jeden Augenblick öffnete sich eine kleine Tür und es erschien irgend ein Börsenagent, der laut eine Zahl hereinrief. Rothschild fuhr fort zu lesen und murmelte nur: „Ja, — nein, — gut, — meinetwegen, — genug," ohne vom Buche aufzusehen, und die Zahl verschwand wieder. Im Zimmer waren allerlei Menschen anwesend, gewöhnliche Kapitalisten, Deputierte der Nationalversammlung, zwei bis drei magere Touristen mit frischen Schnurrbärten auf ihren alten Wangen, die ewigen Gesichter, die im Bade — Wein trinken, Besuch bei Hofe machen, diese schwächlichen und lymphatischen Sprößlinge, mit denen die alten aristokratischen Geschlechter absterben, und die mit am Börsenspiel teilnehmen, statt bei ihrem Kartentisch zu bleiben. Sie alle sprachen im Flüsterton miteinander. Der König von Juda saß ruhig an seinem Tisch und sah seine Papiere durch, auf denen er hin und wieder etwas verzeichnete, wahrscheinlich meist Millionen oder doch Hunderttausende.

„Nun, sind Sie zufrieden?" sagte er und wandte sich an mich.

„Vollkommen," erwiderte ich.

Der Brief war vortrefflich, — scharf und bestimmt, so, wie es sich ziemt, wenn zwei Mächte miteinander unterhandeln. Er schrieb an Gasser, er solle sofort um eine Audienz bei Nesselrode und beim Finanzminister nachsuchen und ihnen erklären, Rothschild ginge das gar nichts an, wem die Scheine gehörten; er habe sie gekauft und fordere sein Geld oder doch eine klare und gesetzlich begründete Darstellung, warum die Zahlung verweigert werde. Im Falle einer Absage werde er die Angelegenheit seinen Rechtsanwälten übergeben, und er stelle es der anderen Partei anheim, sich die Folgen einer Weigerung gründlich zu überlegen, die besonders seltsam sei in einem Augenblick, wo die russische Regierung ihn um seine Vermittelung in Sachen einer neuen Anleihe anrufe. Rothschild schloß mit der Drohung, im Falle einer neuen Verzögerung sehe er sich gezwungen, die Angelegenheit durch Publikation in den Zeitungen der Öffentlichkeit zu übergeben, um die anderen Kapitalisten zu warnen. Er empfahl Gasser, diesen Brief Nesselrode zu zeigen . . .

Hier wurden wir unterbrochen. Schomburg bat mich, nach einer halben Stunde wiederzukommen.

Als ich nach einer halben Stunde die Treppe dieses Winterpalastes der Finanzen in der Rue Lafitte hinaufstieg, kam mir der Rivale Nikolaus' I. entgegen. „Schomburg hat mir gesagt," bemerkte Seine Majestät, indem sie mir gnädig zulächelte und ihre Allerhöchste Hand entgegenstreckte, „daß der Brief unterschrieben und bereits abgeschickt ist. Sie werden schon sehen, wie schnell die Herren den Rückzug antreten werden. Ich will ihnen schon zeigen, was es heißt, mit mir zu spaßen!"

Ich wollte niederknien und ihm außer meinem Dank noch den Treueid schwören. Ich begnügte mich indessen mit der Bemerkung: „Wenn Sie so fest davon überzeugt sind, so eröffnen Sie mir wenigstens einen Kredit im Betrag der Hälfte der Summe!"

„Mit Vergnügen!" versetzte der Kaiser und stieg hinab zur Rue Lafitte.

Ich verabschiedete mich von Seiner Hoheit und begab mich in die nahegelegene Maison d'Or.

Einen oder anderthalb Monate später bezahlte der spröde Zahler, der Petersburger Kaufmann erster Gilde, Nikolaus Romanoff, aus Furcht vor dem bevorstehenden Bankerott und dessen Publizierung in den Zeitungen, auf den allerhöchsten Befehl von Rothschild das unrechtmäßig vorenthaltene Geld mit Zins und Zinseszins. Er entschuldigte sich mit Unkenntnis der Gesetze, die er wirklich dank seiner gesellschaftlichen Stellung nicht kennen konnte.

Seit jener Zeit war mein Verhältnis zu Rothschild das denkbar beste; ich war gewissermaßen das Schlachtfeld, auf dem er Nikolaus besiegt hatte, und er liebte mich dafür; ich war für ihn eine Art Marengo oder Austerlitz, und er erzählte in meiner Gegenwart noch oft manche Einzelheit über diese Affäre; dann lächelte er kaum merklich, aber er schonte großmütig seinen besiegten Gegner.

Während meines Prozesses wohnte ich im Hôtel Mirabeau, in der Rue de la Paix. Die Sorgen um diese Angelegenheit raubten mir fast ein halbes Jahr. Eines Morgens im April er-

fahre ich, daß mich ein Herr im Saal erwartet und mich unbedingt sprechen will. Ich ging hinaus; im Saale wartete eine seltsame Gestalt; es war ein alter Fuchs von einem Beamten.

„Ich bin der Polizeikommissar des Tuilerienreviers Soundso."

„Sehr erfreut!"

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen das Dekret des Ministers des Innern vorlese, welches mir der Polizeipräfekt übergeben hat, und das Sie angeht!"

„Bitte! Hier ist ein Stuhl!"

„Wir, der Polizeipräfekt,

beschließen:

In Erwägung, daß Punkt 7 des Gesetzes vom 13. und 21. November und 3. Dezember 1849 dem Minister des Innern das Recht gibt, jeden Ausländer, dessen Anwesenheit geeignet ist, die öffentliche Ordnung zu stören und dem gesellschaftlichen Frieden gefährlich werden kann, aus Frankreich auszuweisen (expulser), sowie auf Grund des Zirkulars des Ministers vom 3. Januar 1850,

daß

der Genannte (le N-é, d. h. nommé, was aber nicht bedeutet der „Obenerwähnte", weil von mir noch gar nicht die Rede war; das ist nur ein ungeschickter Versuch, einen Menschen mit möglichst groben Worten zu bezeichnen), Alexander Herzen, 40 Jahre alt (ich war nur 38), russischer Untertan, wohnhaft da und da, verpflichtet ist, Paris nach Empfang dieser Zustellung sofort zu verlassen und sich innerhalb der kürzesten Frist über die französische Grenze zu begeben.

Die Rückkehr ist ihm strengstens untersagt, unter Androhung der in Punkt 8 desselben Gesetzes festgesetzten Strafe (Gefängnis von einem Monat bis zu einem halben Jahr und eine entsprechende Geldstrafe).

Zur Durchführung dieser Verordnung werden alle gesetzlichen Maßregeln ergriffen werden.

Gegeben (Fait) zu Paris den 16. April 1850.

Der Polizeipräfekt.

A. Carlier."

Bestätigt vom Sekretär der Präfektur
Clément Reyer.

Am Rande: Gelesen und bestätigt am 19. April 1850 vom Minister des Innern.
J. Baroche.

„Im Jahre eintausendachthundertundfünfzig, den neunundzwanzigsten April:

„Wir, Emile Boullay, der Polizeikommissar der Stadt Paris und des Tuilerienreviers im besonderen, haben, in Erfüllung des Auftrags des Herrn Polizeipräfekts vom 23. April, dem Herrn (sieur) Alexander Herzen erklärt, wie im Original geschrieben steht, daß usw.“ Hier folgt der Text noch einmal. Ganz so, wie die Kinder ihre Geschichte vom weißen Stier wohl hundertmal mit dem Zusatz herunterleiern: „Soll ich dir die Geschichte vom weißen Stier erzählen?“

Weiter: „Wir fordern den genannten (le dit) Herzen auf, innerhalb vierundzwanzig Stunden auf der Präfektur zu erscheinen, um seinen Paß in Empfang zu nehmen und die Grenze festzusetzen, über die er zu reisen gedenkt.

Damit aber der genannte Herr Herzen sich nicht durch Unwissenheit entschuldigen kann (n'en pretende cause d'ignorance, wie z. B. die Sprache), haben wir ihm diese Kopie des am Kopfe dieses vorliegenden Protokolls der Bekanntmachung erwähnten Beschlusses überreicht. — Nous lui avons laissé cette copie du dit arrêté en tête de cette présente de notre procès verbal de notification.“

Wo seid ihr, meine Kollegen von Wjatka aus dem Bureau Tjufajeffs, wo bist du Ardassoff, der in einer Sitzung zehn Bogen vollschrieb, wo bist du Weprjoff, Schtin und mein betrunkener Bureauvorsteher? Wie würde sich euer Herz freuen, daß man in Paris nach Voltaire, Beaumarchais, nach G. Sand und Hugo noch solche Papiere schreibt! Aber nicht Weprjoff und Schtin allein haben Grund zur Freude, sondern auch der Dorfschreiber meines Vaters, Wassilij Epifanoff, der seinem Gutsherrn aus Rücksichten der höheren Höflichkeit schrieb: „Ihren Befehl habe ich durch die soeben vorübergefahrene Post erhalten und erlaube mir Ihnen durch dieselbe zu melden ...“

Darf man denn einen Stein von diesem törichten Bau der us et coutumes auf dem andern lassen, den nur ein blindes und seniles Weib, wie Themis, bewohnen kann?

Die Vorlesung machte indes keineswegs den Eindruck, den man erwartet hatte; ein Pariser glaubt immer, daß eine Ausweisung aus Paris ungefähr etwas ebenso Schreckliches ist, wie die Vertreibung Adams aus dem Paradiese, und noch dazu ohne Eva. Mir dagegen war sie höchst gleichgültig; das Pariser Leben fing bereits an, mich zu langweilen.

„Wann soll ich auf die Präfektur kommen?“ fragte ich, und suchte freundlich zu lächeln, trotz der Wut, die in mir kochte.

„Wenn ich Ihnen raten darf, kommen Sie morgen früh um zehn Uhr.“

„Mit Vergnügen.“

„Wie früh heuer der Frühling beginnt,“ bemerkte der Polizeikommissar der Stadt Paris und des Tuilerienreviers im besonderen.

„Sehr früh!“

„Dies ist ein altes Hotel, hier hat Mirabeau zu Mittag gespeist, daher heißt es auch nach ihm. Sie waren wohl hier recht zufrieden.“

„Sehr. Sie können sich also denken, wie schwer es mir wird, es jetzt verlassen zu müssen!“

„Das ist in der Tat sehr unangenehm ... Die Wirtin ist eine kluge und vortreffliche Frau. — Mlle Cousin war eine große Freundin der berühmten Lenormand.“

„Wirklich? Wie schade, daß ich das gar nicht gewußt habe; vielleicht hat sie die prophetische Gabe von ihr geerbt; sie hätte mir das Billetdoux von Carlier voraussagen können.“

„Ha, ha! ... Sie kennen ja meine Pflicht! Erlauben Sie mir, Ihnen Glück auf den Weg zu wünschen.“

„Bitte sehr; es gibt ja allerlei Berufe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Am andern Tag ging ich in die berühmte Rue Jerusalem, die noch größer ist als die Lenormantstraße. Ich wurde zuerst von einem spionierenden Jüngling mit einem kleinen Backen-

bart und einem Schnurrbart empfangen der die Manieren eines unausgetragenen Feuilletonisten und eines mißglückten Demokraten hatte; sein Gesicht und sein Blick trugen den Stempel einer raffinierten seelischen Korruption und jenes gierigen Hungers nach Genuß, Macht und Gewinn, den ich mit Leichtigkeit auf den Gesichtern der Europäer zu lesen gelernt hatte, und den man bei den Engländern niemals findet. Er hatte seinen Posten wohl erst seit kurzem angetreten, seine Tätigkeit machte ihm noch Vergnügen, und er sprach sehr von oben herab mit mir. Er erklärte mir, ich müsse schon nach drei Tagen abreisen, diese Frist ließe sich ohne besonders gewichtige Gründe unter keinen Umständen verlängern. Sein freches Gesicht, seine Aussprache und seine Mimik waren derart, daß ich mich mit ihm nicht in weitere Verhandlungen einließ, kühl grüßte und ihn fragte, nachdem ich zuvor den Hut aufgesetzt hatte: „Wann kann ich den Präfekten sprechen?"

„Der Präfekt empfängt nur die, welche bei ihm schriftlich um eine Audienz nachsuchen."

„Gestatten Sie, daß ich das Gesuch gleich hier schreibe!"

Er klingelte, es erschien ein alter Huissier mit einer Kette auf der Brust; der Jüngling rief ihm wichtig zu: „Papier und Feder für diesen Herrn!" und nickte mir mit dem Kopfe zu.

Der Huissier führte mich ins Nebenzimmer. Dort schrieb ich Carlier, ich möchte ihn sprechen, um ihm zu erklären, warum ich meine Reise verschieben müsse.

Noch am selben Abend erhielt ich von der Präfektur die lakonische Antwort: „Der Herr Präfekt ist bereit, Herrn Soundso morgen um zwei Uhr zu empfangen."

Derselbe unsympathische Jüngling empfing mich auch am folgenden Tage; er hatte sein eigenes Zimmer, woraus ich schloß, daß er etwas wie ein Abteilungschef war. Da er es schon so früh so weit gebracht hatte, kann er noch eine glänzende Karriere machen, wenn Gott ihm ein langes Leben schenkt.

Diesmal führte er mich in ein kleines Zimmer; dort saß in einem großen, bequemen Lehnstuhl hinter einem Riesentisch ein großer, dicker, rotbackiger Herr, — einer von jenen Men-

schen, die immer unter der Hitze leiden. Seine Haut war blaß, sein Körper fett und schwammig, die Hände waren dick, aber sorgfältig gepflegt, und die Augen farblos, er trug eine Halsbinde, wie sie kleiner nicht gedacht werden kann, und zeichnete sich durch jenen jovialen Gesichtsausdruck aus, den man meist bei Menschen trifft, die ganz in der Liebe zum Besitz aufgehen, und kalt lächelnd, ohne jede Anstrengung, die größten Scheußlichkeiten begehen können.

„Sie hatten den Wunsch, den Präfekten zu sprechen," sagte er zu mir, „aber er läßt sich entschuldigen, er mußte in einer dringenden Angelegenheit fort. Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so wäre mir das äußerst angenehm. Hier ist ein Lehnstuhl, bitte, setzen Sie sich!"

Das sagte er alles in fließender Rede und äußerst liebenswürdig, wobei er die Augen ein wenig zusammenkniff und mit den Fettpolstern, die seine Backenknochen zierten, lächelte.

„Der ist schon lange im Dienst!" dachte ich mir.

„Sie wissen wohl, weswegen ich komme." Er machte jene ruhige Bewegung mit dem Kopfe, die man gewöhnlich macht, wenn man zu schwimmen anfängt, und antwortete nichts. „Ich habe den Befehl erhalten, in drei Tagen abzureisen. Da ich weiß, daß in Ihrem Lande der Minister das Recht hat, jeden ohne Angabe des Grundes und ohne Untersuchung auszuweisen, will ich gar nicht danach fragen, warum ich den Ausweisungsbefehl erhalten habe; auch will ich mich nicht verteidigen; aber ich habe außer einem eigenen Hause..."

„Wo liegt Ihr Haus?"

„Rue Amsterdam 14..., noch einige äußerst wichtige Geschäfte in Paris zu erledigen. Ich kann sie nicht so plötzlich im Stiche lassen."

„Was sind das für Geschäfte, wenn ich fragen darf? Beziehen sie sich auf das Haus oder?..."

„Ich stehe mit Rothschild in Verbindung; ich habe noch ungefähr vierhunderttausend Franken von ihm zu bekommen."

„Wie?"

„Etwas über hunderttausend Silberrubel!"

„C'est une somme ronde!"

„Wieviel Zeit brauchen Sie, um Ihre Geschäfte zu erledigen?“ sagte er und sah mich dabei noch sanfter an, so wie man getrüffelte Fasanen im Fenster eines Delikatessenladens betrachtet.

„Vier bis sechs Wochen.“

„Das ist sehr lange!“

„Ich habe einen Prozeß in Rußland zu führen. Das ist wohl auch der Grund, weswegen ich Frankreich verlassen muß!“

„Wieso?“

„Vor einer Woche sagte mir Rothschild, Kisseleff hätte sich abfällig über mich geäußert. Wahrscheinlich will die Petersburger Regierung die Sache vertuschen, damit man nicht mehr über sie rede; der Gesandte wird also wohl darum gebeten haben, daß man mich aus Freundschaft für Rußland ausweise.“

„D'abord,“ bemerkte der beleidigte Patriot der Präfektur, indem er eine wichtige und von einer starken Überzeugung durchdrungene Miene annahm, „Frankreich erlaubt keiner Regierung, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen. Ich wundere mich, wie Sie auf so einen Gedanken kommen können. Denn, was ist natürlicher, als daß die Regierung, die mit allen Kräften bestrebt ist, dem gequälten Volke die Ruhe und Ordnung wiederzugeben, bei dem Zündstoff, der überall vorhanden ist, sich das Recht nimmt, die Ausländer, welche die Gastfreundschaft des Landes mißbrauchen, auszuweisen.“

Ich beschloß, ihn mit dem Gelde mürbe zu machen. Das war eine ebenso sichere Methode, wie wenn man im Streit mit einem Katholiken Bibeltexte zitiert. Ich lächelte daher nur und antwortete: „Für diese Gastfreundschaft habe ich der Stadt hunderttausend Franken bezahlt und glaubte daher, mit ihr quitt zu sein.“

Das gelang noch besser wie mit der somme ronde. Er wurde verlegen und sagte nach einer kurzen Pause: „Was sollen wir tun, wir befinden uns in einer Zwangslage.“ Hierbei nahm er mein Dossier, das auf dem Tische lag. Das war der zweite Band des Romans, dessen ersten Teil ich in den Händen Dubbelts gesehen hatte. Er streichelte die Blätter mit seiner fetten

Hand wie ein treues Pferd und versetzte: „Sehen Sie, ihre Beziehungen, Ihre Mitarbeit an einer oppositionellen Zeitschrift (Sachtynski sagte mir 1840 fast wörtlich dasselbe), schließlich die bedeutenden Unterstützungen, die Sie allerhand gefährlichen Unternehmungen angedeihen ließen, haben uns gezwungen, zu einer so peinlichen, aber leider notwendigen Maßregel unsere Zuflucht zu nehmen. Sie können sich nicht darüber wundern, Sie haben sich doch selbst in Ihrem eigenen Vaterlande politische Verfolgungen zugezogen. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen."

„Ich bin überzeugt, daß selbst Kaiser Nikolaus nichts von dieser Solidarität ahnt; Sie können seine Regierungsmethode doch unmöglich billigen."

„Un bon citoyen achtet die Gesetze des Landes, sie mögen sein wie sie wollen."

„Wahrscheinlich nach der berühmten Regel: es ist immer noch besser, daß schlechtes Wetter, als daß gar kein Wetter ist?"

„Um Ihnen aber zu beweisen, daß die russische Regierung hierbei gar nicht im Spiele ist, will ich Ihnen beim Präfekten eine Verlängerung der Frist bis zu einem Monat auswirken. Sie finden doch nichts Seltsames dabei, wenn wir uns über Ihre Angelegenheit bei Rothschild erkundigen; nicht weil wir zweifelten, . . ."

„Aber bitte, tun Sie mir den Gefallen; warum sollten Sie sich nicht erkundigen? Wir befinden uns auf Kriegsfuß, und wenn es mir was genützt hätte, eine Kriegslist zu gebrauchen, um hier bleiben zu dürfen, hätte ich sie doch sicher angewandt, nicht wahr?"

Aber das weltmännische und liebenswürdige alter ego des Präfekten blieb mir nichts schuldig. „Menschen, welche so reden wie Sie, sprechen nie die Unwahrheit!"

Nach einem Monat war die Sache noch immer nicht erledigt; ein alter Doktor namens Palmier, der jede Woche das Vergnügen hatte, eine interessante Klasse von Pariserinnen auf der Präfektur einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, besuchte uns hin und wieder. Da er dem schönen Ge-

schlecht so viele Bescheinigungen über seinen Gesundheitszustand ausstellte, glaubte ich, er würde auch mir ein Krankheitszeugnis nicht verweigern. Palmier war natürlich mit allen Leuten auf der Präfektur bekannt; er versprach mir, die Geschichte meines Leidens persönlich zu erzählen. Zu meinem größten Erstaunen kam Palmier indessen ohne eine befriedigende Antwort zurück. Dieser Punkt ist darum so wertvoll, weil darin eine gewisse brüderliche Ähnlichkeit zwischen der russischen und französischen Bureaukratie besteht. X. gab keine Antwort und schwankte; er war beleidigt, weil ich nicht persönlich zu ihm gekommen war, um ihn zu benachrichtigen, daß ich krank sei und nicht aufstehen könne.

Es war nichts zu machen. Ich begab mich am andern Tage auf die Präfektur — in blühendster Gesundheit.

X. erkundigte sich sehr teilnehmend nach meiner Krankheit. Da ich leider nicht vorher gelesen hatte, was der Doktor im Zeugnis über mich geschrieben hatte, so mußte ich mir eine Krankheit ausdenken. Glücklicherweise erinnerte ich mich an Ssasonoff, der sich einer großen Wohlbeleibtheit und eines gewaltigen Appetits erfreute, dabei aber über ein Aneurysma klagte ... Ich sagte X., ich habe ein Herzleiden, und die Reise könne mir sehr schädlich werden.

X. bedauerte mich, riet mir, mich zu schonen, und begab sich ins Nebenzimmer. Nach einer Minute erschien er wieder und sagte: „Sie dürfen noch einen Monat hier bleiben. Der Präfekt bittet mich aber, Ihnen zu erklären, er hoffe und wünsche, daß Sie sich in dieser Zeit vollkommen erholen; es wäre ihm sehr unangenehm, wenn es nicht so käme, weil er Ihnen ein drittes Mal keinen Aufschub mehr gewähren könnte.

Ich sah das ein und rüstete mich am 20. Juni zur Abreise.

X.' Name begegnete mir nach einem Jahre noch einmal. Dieser Patriot und gute Bürger hatte Frankreich ganz still verlassen, und dabei vergessen, Tausenden von armen Leuten, die Besitzer von Losen zu einer Lotterie unter dem Protektorat der Präfektur waren, Rechenschaft über den Verbleib ihres Geldes zu geben! Als der gute Bürger sah, daß er bei all seiner Achtung vor den Gesetzen seines Vaterlandes für seine Hand-

lung auf die Galeere kommen könne, zog er ihr ein Dampfschiff vor und reiste nach Genua. Dies war eine ungebrochene Natur, die sich nicht gleich durch einen Mißerfolg aus der Fassung bringen ließ. Er machte sich seine Berühmtheit, die er sich durch die Affäre mit der kalifornischen Lotterie erworben hatte, zunutze, und bot einer Eisenbahn-Aktiengesellschaft, die sich damals in Turin gebildet hatte, seine Dienste an. Die Gesellschaft beeilte sich natürlich, diesen höchst zuverlässigen Ehrenmann in ihre Dienste zu nehmen.

Die beiden letzten Monate, die ich in Paris verbrachte, waren unerträglich. Ich war tatsächlich garde à vue. Meine Briefe wurden erbrochen und kamen einen Tag später an. Wohin ich auch gehen mochte, stets folgte mir irgend eine widerwärtige Gestalt, die mich an einer Straßenecke durch ein verabredetes Zeichen einer anderen ähnlichen übergab.

Man muß nicht vergessen, daß dies eine Zeit war, wo die Polizei in Paris geradezu wütete. Stumpfsinnige Aristokraten und Revolutionäre von der Algerisch-Lamartineschen Art halfen den Halunken und Schlauköpfen, die Napoleon umgaben, selbst beim Weben der Netze der Polizeiaufsicht und Spionage, um sie in ganz Frankreich auszuwerfen und in einem Augenblick per Telegraph vom Ministerium des Innern und vom Elysée aus alle tätigen Kräfte des Landes einzufangen. Napoleon benutzte die Waffe, die sie ihm lieferten, sehr geschickt gegen sie selbst. Der 2. Dezember ist die Erhebung der Polizei zu der eigentlichen Staatsmacht.

Niemals und nirgends, weder in Österreich noch in Rußland, hat es eine solche politische Polizei gegeben, wie in dem Frankreich seit den Zeiten des Konvents. Das hat außer einer gewissen nationalen Hinneigung zur Polizeitätigkeit noch viele andere Gründe. Außer in England, wo die Polizei nichts mit dem Spitzeltum des Kontinents gemein hat, ist sie überall von feindlichen Elementen umgeben und daher allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. In Frankreich ist dagegen die Polizei eine wahrhaft volkstümliche Einrichtung; welche Regierung auch die Gewalt in ihre Hände bringen mag, sie findet eine bereits fertige Polizei vor; ein Teil der Bevölkerung wird ihr stets mit

einem wahren Fanatismus und mit einer echten Begeisterung, die man höchstens noch mäßigen und keineswegs anspornen muß, behilflich sein, und zwar mit all den grausamen Mitteln, die nur der Privatmann gebrauchen, die Polizei selbst jedoch nicht anwenden kann. Wo soll man sich vor einem Händler, einem Hausknecht, einem Schneider, einer Wäscherin, einem Metzger, einem Schwager oder einer Schwägerin verstecken, besonders in Paris, wo man nicht allein und für sich wohnt, wie in London, sondern in einem Polypenriff oder in einem Bienenstock mit einer gemeinsamen Treppe, einem gemeinsamen Hof und einem gemeinsamen Hausknecht!

Condorcet entschlüpft der Jakobinischen Polizei und flüchtet sich glücklich bis in ein Dorf an der französischen Grenze; müde und erschöpft betritt er ein kleines Gasthaus, setzt sich ans Feuer, wärmt sich die Hände und bittet um ein Stück Huhn. Die Wirtin, eine gutmütige alte Frau und gute Patriotin, argumentiert folgendermaßen: „Er ist mit Staub bedeckt, folglich hat er einen weiten Weg zurückgelegt; er bittet um ein Huhn, folglich hat er Geld, seine Hände sind weiß, also ist er ein Aristokrat." Sie setzt das Huhn in den Ofen und geht in eine andere Schenke, wo die Patrioten sich zu versammeln pflegen: irgend ein Bürger — Mucius Scävola, der Bürger Brutus und der Schneider Timoleon. Dieser Fall kommt ihnen wie gerufen; nach zehn Minuten sitzt einer der gescheitesten Männer der französischen Revolution im Gefängnis und wird der Polizei der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausgeliefert.

Napoleon, der ein gewaltiges Polizeitalent besaß, machte aus seinen Generälen Spione und Denunzianten; der Henker von Lyon, Fouché, begründete eine vollständige Theorie, ein System, eine Wissenschaft der Spionage — mit Hilfe der Präfekten und ohne die Präfekten, mit Hilfe von Dirnen und keuschen Krämerfrauen, Lakaien, Kutschern, Heilgehilfen und Friseuren. Napoleon stürzte, aber seine Waffe blieb bestehen, und nicht bloß die Waffe, auch der Waffenträger. Fouché ging zu den Bourbonen über, die Spionage büßte nichts von ihrer Kraft ein, sie wurde nur noch verstärkt durch die Mönche und

Pfaffen. Unter Louis Philippe, wo die Bestechlichkeit und der Erwerb zu sittlichen Triebfedern der Regierung wurden, wurde die Hälfte aller Bürger Spione, eine Art Polizeikorps, wozu ihr Dienst in der Nationalgarde, der auch nur eine Art Polizeidienst war, noch das Seinige beitrug.

Während der Februarrevolution entstanden drei oder vier wirkliche geheime Polizeien und einige öffentliche geheime. Es gab eine Polizei Ledru Rollins und eine Polizei Caussidières, eine Polizei Marrastes und eine Polizei der provisorischen Regierung, eine Polizei der Ordnung und eine Polizei der Unordnung, eine Polizei Bonapartes und eine Polizei der Orleanisten. Alle beobachteten, bespionierten und denunzierten sich gegenseitig. Mag sein, daß diese Denunziationen aus Überzeugung, aus der besten Absicht und nicht für Geld geschahen, — aber es waren eben doch Denunziationen... Diese schlechte Gewohnheit, in Verbindung mit den traurigen Mißerfolgen einerseits und einer krankhaften, unersättlichen Gier nach Geld und Genuß, hat ein ganzes Geschlecht demoralisiert.

Man darf übrigens auch jene moralische Gleichgültigkeit und Unsicherheit der Anschauungen nicht vergessen, die den Niederschlag all dieser abwechselnden Revolutionen und Restaurationen bildeten. Die Leute gewöhnten sich daran, heute etwas für Heroismus und Tugend anzusehen, wofür sie morgen ins Zuchthaus kamen; der Lorbeerkranz und das Brandmal des Henkers lösten sich mehrmals auf demselben Haupte ab. Als man sich daran gewöhnt hatte, war die Nation der Spitzel fertig.

All die neuesten Entdeckungen geheimer Gesellschaften und Verschwörungen, alle Denunziationen von Emigranten geschahen durch falsche Mitglieder, bestochene Freunde, durch Leute, die sich an andere Menschen anschlossen, um sie zu verraten.

Es hat immer Beispiele gegeben, wo Feiglinge, aus Furcht vor Gefängnis oder Verbannung ihre Freunde zugrunde richteten oder ein Geheimnis verrieten. So wurde Konarski durch einen schwachmütigen Freund ins Verderben gestürzt. Aber weder bei uns noch in Österreich gibt es diese Legion gebildeter

junger Leute, die unsere Sprache sprechen, in den Klubs begeisterte Reden halten, revolutionäre Artikel schreiben und zugleich Spitzeldienste leisten.

Zudem ist die Regierung Bonapartes in der glücklichen Lage, die Denunzianten aller Parteien für sich benutzen zu können. Sie repräsentiert die Revolution und die Reaktion, den Krieg und den Frieden, das Jahr 89 und den Katholizismus, den Fall der Bourbonen und einen Zinsfuß von 4½%. Ihr dient der Jesuit Falloux und der Sozialist Billault, der Legitimist La Roche Jacquelein und eine ganze Menge von Leuten, die Louis Philippe mit seinen Wohltaten überhäuft hat. Der Abschaum aller Parteien und Schattierungen fließt so im Tuilerienpalaste zusammen und geht dort aus und ein.

XXIX. Das europäische Komitee. — Der russische Generalkonsul in Nizza. — Ein Brief an A. F. Orloff. — Die Verfolgungen eines Kindes. — Die Vogts. — Vom Hofrat zum Leibeigenen. — Der Empfang in Châtel.

1850—1851.

Ein Jahr nach meiner Ankunft in Nizza schrieb ich folgendes:

„Vergebens freute ich mich über meine stille Flucht, vergebens zeichnete ich Pentagramme an meine Tür, ich fand weder den ersehnten Frieden noch einen ruhigen Hafen. Ein Pentagramm schützt vielleicht vor unsauberen Geistern, vor unsauberen Menschen aber schützt uns kein Vieleck, es sei denn das Quadrat des Gefängnisses.

Eine langweilige, schwere und öde Zeit, ein ermüdender Weg zwischen den Stationen des Jahres 1848 und 1852, — nichts Neues, höchstens noch ein persönliches Mißgeschick, das einem das Herz bricht — und ein neues Rad des Lebens geht entzwei."

Briefe aus Frankreich und Italien (1. Juni 1851).

In der Tat, wenn ich mich an jene Zeit erinnere, so wird mir weh ums Herz wie bei der Erinnerung an eine Beerdigung, eine quälende Krankheit oder eine Operation. Ich will hier nicht einmal an mein inneres Leben denken, welches immer mehr und mehr von dunklen Wolken umhüllt wurde; es gab genug Ereignisse und Vorgänge, die man aus den Zeitungen erfuhr, und die einem Lust machten, sich irgend wohin in die Steppe zu flüchten. Frankreich eilte mit der Geschwindigkeit eines Meteors dem 2. Dezember entgegen. Deutschland lag zu den Füßen Nikolaus' I., wozu es das unglückliche, verratene Ungarn gebracht hatte. Die Polizei-Kondottieri versammelten sich auf ihren Konzilen und berieten sich über die allgemeinen Maßregeln der internationalen Spionage. Die Revolutionäre fuhren in ihrer törichten Agitation fort. Die Männer, die an der Spitze der Bewegung standen, sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht und verloren den Kopf. Kossuth kehrte aus Amerika zurück, aber er hatte einen Teil seiner Popularität verloren; Mazzini gründete in London mit Ledru

Rollin und Ruge das europäische Zentralkomitee ... und die Reaktion wütete immer schrecklicher in Europa.

Nach unserer Begegnung in Genf und Lausanne traf ich Mazzini 1850 noch einmal. Er lebte heimlich in Frankreich, war in einem aristokratischen Hause abgestiegen, und schickte einen seiner Anhänger zu mir, um mich holen zu lassen. Er erzählte mir von seinem Projekt einer internationalen Junta in London und fragte mich, ob ich als Russe an ihr teilnehmen wollte. Ich suchte das Gespräch abzulenken. Ein Jahr später kam Orsini in Nizza zu mir, brachte mir das Programm, allerhand Proklamationen des europäischen Zentralkomitees und einen Brief Mazzinis mit einer erneuten Aufforderung zum Beitritt. Ich hatte keine Lust, an diesem Komitee teilzunehmen. Welchen Teil Rußlands hätte ich denn auch repräsentieren können, wo ich doch längst von allem Russischen abgeschnitten war? Aber dies war nicht der einzige Grund, warum das europäische Komitee mir nicht gefiel. Es schien mir nämlich, daß diesem Unternehmen weder ein tiefer Gedanke noch eine dringende Notwendigkeit zugrunde lag. Vor allem aber war seine Form ungeschickt und fehlerhaft.

Die Seite der Bewegung, welche dieses Komitee vertreten wollte, d. h. die Wiederherstellung der unterdrückten Nationalitäten, war im Jahre 1851 nicht stark genug, um ihre Junta zu haben, die vor der Öffentlichkeit auftreten konnte. Daß ein solches Komitee überhaupt bestehen konnte, war nur ein Beweis für die Toleranz der englischen Gesetzgebung, und zum Teil auch dafür, daß das Ministerium nicht an die Kraft und die Bedeutung des Komitees glaubte. Sonst hätte sie es längst durch die Alien-bill oder durch den Antrag, das Habeas corpus außer Kraft zu setzen, unterdrückt.

Das europäische Komitee, welches alle Regierungen in Schrecken setzte, tat eigentlich nichts, obwohl es dies selbst nicht merkte. Die ernstesten Leute begeistern sich sehr leicht für einen gewissen Formalismus und suchen sich selbst zu überreden, daß sie etwas tun, wenn sie in gewissen Abständen Versammlungen abhalten, große Aktenstöße, Protokolle usw. aufhäufen, Beratungen abhalten, Abstimmungen veranstal-

ten, Beschlüsse fassen, Proklamationen und professions de foi drucken lassen und dergleichen mehr. Die revolutionäre Bureaukratie löst die Taten ebensosehr in Worte und Formen auf wie unsere staatliche. In England gibt es eine Unmenge von verschiedenen Assoziationen, welche feierliche Versammlungen abhalten, bei denen Herzöge und Lords, Priester und Sekretäre zugegen sind. Der Kassierer veranstaltet Geldsammlungen, Literaten schreiben Aufsätze, und doch tun sie alle zusammen so gut wie gar nichts. Diese Versammlungen haben größtenteils einen philantropischen und religiösen Charakter. Sie dienen teils der Zerstreuung, teils aber dazu, das christliche Gewissen der Menschen zu beruhigen, welche sich ausschließlich mit weltlichen Dingen abgeben. Indessen der revolutionäre Senat en permanence in London konnte freilich keinen so sanften und friedlichen Charakter haben. Dies war vielmehr eine öffentliche Verschwörung, eine Verschwörung bei offenen Türen, d. h. ein in sich selbst unmögliches Ding.

Eine jede Verschwörung muß geheim bleiben. Die Zeit für die geheimen Gesellschaften ist nur für England und Amerika vorüber. Überall da, wo es eine Minorität gibt, welche dem Verständnis der Massen voraneilt und eine Idee zu verwirklichen strebt, die sie als richtig erkannte, wird es, wenn keine Redefreiheit und Versammlungsfreiheit existiert, geheime Gesellschaften geben. Ich spreche vollkommen objektiv über diese Sache. Nach den jugendlichen Versuchen, die 1835 mit meiner Verbannung endigten, habe ich nie wieder an einer geheimen Gesellschaft teilgenommen, aber keineswegs deshalb, weil ich es für besser halte, seine Kräfte an allerhand persönliche Experimente zu verschwenden. Ich habe darum nie an so einer Gesellschaft teilgenommen, weil ich nie eine fand, die meinen Wünschen und Zielen entsprach und in der ich hätte mit tätig sein können. Wenn ich eine Gesellschaft, wie die Pestels oder Rylejeffs, gefunden hätte, so hätte ich mich natürlich ohne Zaudern an sie angeschlossen.

Ein anderer Fehler oder ein anderes Unglück des Komitees bestand in dem vollständigen Mangel jeder Einheitlichkeit. Diese Sammlung so verschiedenartiger Bestrebungen in einem

einzigen Brennpunkte konnte nur bei einer tatsächlichen Einheitlichkeit eine integrierende Macht werden. Wenn jeder, der dem Komitee beitrat, nur seine eigene Nationalität vertreten hätte, so wäre dies noch lange nicht das Schlimmste gewesen. Sie alle verband ja ein gemeinsamer Haß gegen den einen großen Gegner, die heilige Allianz. Aber ihre Anschauungen, die sich in zwei negativen Prinzipien, in der Ablehnung der zarischen Gewalt und des Sozialismus vereinigten, gingen in allen anderen Punkten auseinander. Um hier eine Einheit zustande zu bringen, bedurfte es der verschiedenartigsten Konzessionen. Solche Konzessionen beeinträchtigen aber die nur einseitig entwickelten Kräfte der einzelnen Mitglieder, und unterbinden gerade die Saiten, die im allgemeinen Akkorde am stärksten mitklingen, und verwischen, trüben und verunreinigen die gemeinsame Harmonie.

Nachdem ich die Papiere gelesen hatte, die mir Orsini gebracht hatte, setzte ich mich hin und schrieb folgenden Brief an Mazzini:

Nizza, den 13. September 1850.

„Lieber Mazzini! Ich habe die größte Hochachtung vor Ihnen, und daher fürchte ich mich nicht, Ihnen aufrichtig meine Meinung zu sagen. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß Sie mich geduldig anhören und nachsichtig gegen mich sein werden.

„Sie sind beinahe der einzige unter den großen Politikern der letzten Zeit, dem die allgemeine Achtung und Sympathie treu geblieben sind. Man kann in bezug auf die Taktik anderer Meinung sein als Sie, aber man kann Ihnen die Achtung nicht versagen. Ihre ganze Vergangenheit, das Rom der Jahre 1848 und 1849, verpflichtet Sie, Ihren schweren Witwerstand stolz zu ertragen, bis die Ereignisse wieder nach dem großen Kämpfer rufen, der ihnen so weit vorauseilte. Darum empfinde ich es so schmerzlich, Ihren Namen Seite an Seite mit dem unfähiger Leute zu sehen, die unserer Sache nur geschadet haben, mit Namen, die uns nur an das große Unglück und die vielen Mißerfolge erinnern, die über uns hereingebrochen sind.

„Was für eine Organisation kann es hier überhaupt geben? Das ist nichts als ein Mißverständnis.

„Weder Sie noch die Geschichte bedarf dieser Leute. Alles, was man für sie tun kann, ist, daß man ihnen ihre Fehler vergibt. Sie wollen sie mit Ihrem Namen decken, wollen Ihren mächtigen Einfluß, Ihre Vergangenheit mit Ihnen teilen; sie dagegen teilen nichts mit Ihnen als ihre Unpopularität und ihre Vergangenheit.

„Was steht in diesen Proklamationen, in dem „Proscrit" neues? Wo findet man die Spuren der furchtbaren Lehren, die uns die Zeit nach dem 24. Februar hinterlassen hat? Das ist nur die Fortsetzung des alten Liberalismus und nicht der Anfang der neuen Freiheit, — das ist ein Epilog und kein Prolog. Warum gibt es in London jene Organisation nicht, die Sie anstreben? Weil man sich nicht auf der Grundlage unklarer Ziele, sondern nur auf der Basis einer gemeinsamen und tiefen Überzeugung einrichten kann. Wo aber ist diese?

„Die erste Publikation, die man in solchen Fällen zu machen pflegt, wie die mir von Ihnen zugeschickte Proklamation muß den Stempel der Aufrichtigkeit tragen. Wer aber kann ohne zu lächeln den Namen eines Arnold Ruge unter einer Proklamation lesen, die sich im Namen der göttlichen Vorsehung an den Leser wendet. Ruge predigt seit 1838 den philosophischen Atheismus, für ihn muß (wenn sein Kopf nur einigermaßen logisch organisiert ist) die Idee der Vorsehung alle nur möglichen Reaktionen im Keime enthalten. Das sind Konzessionen, das ist Diplomatie und Politik, das sind die Waffen unserer Feinde. Zudem ist das alles ganz überflüssig. Der theologische Teil der Proklamation ist der reinste Luxus; er leistet nichts, weder für das Verständnis noch für die Popularität. Das Volk hat seine positive Religion und seine Kirche. Der Deismus ist die Religion der Rationalisten, ist das auf den Glauben angewandte Vertretungssystem, ist eine Religion, die von atheistischen Institutionen umgeben ist.

„Ich für meinen Teil predige den vollkommenen Bruch mit den halben Revolutionären. Bei ihnen spürt man die Reaktion schon auf zweihundert Schritt. Sie haben sich eine Last von mehr als tausend Fehlern auf die Schultern geladen und verteidigen sie bis auf den heutigen Tag. Der beste Beweis dafür liegt darin, daß sie sie immer von neuem wiederholen.

„Im Nouveau Monde herrscht dasselbe vacuum horrendum, ein trauriges Wiederkäuen des alten Heus, das grün und trocken zugleich ist und dennoch niemals verdaut wird.

„Bitte, glauben Sie nicht, daß ich dies alles sage, um von der Sache abzulenken. Nein, ich sitze nicht da und lege die Hände in den Schoß. Ich habe zuviel Blut in meinen Adern und zuviel Energie in meinem Charakter, um mich mit der Rolle eines mitleidigen Zuschauers zu begnügen. Seit dreißig Jahren diene ich einer Idee, stehe ich unter demselben Banner, dem Banner des Kampfes gegen jede aufgedrängte Gewalt, gegen jede Unfreiheit, im Namen der absoluten Unabhängigkeit der Persönlichkeit. Ich würde meinen kleinen Guerillakrieg als echter Kosak auf eigene Faust, wie man in Deutschland sagt, fortführen, selbst wenn es eine große revolutionäre Armee gäbe und mich nicht den wohlformierten Kolonnen anschließen, ehe sie sich nicht grundsätzlich geändert haben.

„In Erwartung dieses Zeitpunktes sitze ich da und — schreibe. Vielleicht werde ich noch sehr lange warten müssen, denn die Wandlung und Änderung der launischen menschlichen Entwicklungsgesetze hängt leider nicht von mir ab. Was aber von mir abhängt, ist dieses: ich kann reden, die Menschen bekehren und sie überzeugen, — und das tue ich von ganzem Herzen und von ganzem Gemüt.

„Verzeihen Sie mir, lieber Mazzini, wenn ich so aufrichtig und weitschweifig war und hören Sie nicht auf, mich ein wenig zu lieben und für einen Menschen zu halten, der Ihrer Sache, zugleich aber auch seinen eigenen Überzeugungen, aufs innigste ergeben ist."

Auf diesen Brief antwortete mir Mazzini mit einigen freundlichen Zeilen, in denen er, ohne auf den Kern der Sache einzugehen, von der Notwendigkeit der Sammlung aller Kräfte zu einer gemeinsamen Aktion sprach, sich über die Meinungsverschiedenheiten unter den Freunden beklagte usw.

In demselben Herbst, in dem sich Mazzini und das europäische Komitee meiner erinnerte, erinnerte sich auch das antieuropäische Komitee Nikolaus' I. wieder an mich.

Eines Morgens sagte mir unsere Magd mit besorgter Miene,

der russische Konsul sei da und ließe fragen, ob ich ihn nicht empfangen könnte. Ich glaubte, daß meine Beziehungen zu der russischen Regierung schon endgültig abgebrochen seien, war daher sehr erstaunt über die Ehre, die mir zuteil wurde, und konnte mir durchaus nicht vorstellen, was er von mir wollte.

Eine offizielle, germanisch-bureaukratische Figur zweiter Ordnung betrat mein Zimmer.

„Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen."

„Obwohl ich nicht weiß, worin sie besteht, so bin ich doch überzeugt, daß sie sehr unangenehm sein wird. Bitte nehmen Sie Platz."

Der Konsul errötete und wurde ein wenig verlegen. Dann setzte er sich auf das Sofa, zog ein Papier aus der Tasche und las es mir vor: „Der Generaladjutant Graf Orloff beehrt sich, dem Grafen Nesselrode mitzuteilen, daß Se. Kaiserliche Hoheit . . ." hierbei stand er auf.

Glücklicherweise erinnerte ich mich, daß der Sekretär unserer Botschaft in Paris, als er Ssasonoff den Befehl des Kaiser, nach Rußland zurückzukehren, mitteilte, auch aufgestanden war, und Ssasonoff, der nichts Schlimmes ahnte, mit ihm. Der Sekretär aber tat das nur aus einem tiefen Pflichtgefühl heraus, welches erforderte, daß der brave Untertan den Kopf beuge, wenn ihm der Wille des Monarchen verkündet wird. Daher machte ich es mir, als der Konsul aufstand, recht bequem und setzte mich noch tiefer in den Sessel hinein. Und da ich wünschte, daß er es merken solle, nickte ich ihm mit dem Kopfe zu und sagte: „Bitte, fahren Sie fort, ich höre zu."

„Se. Kaiserl. Hoheit," fuhr er fort, während er wieder Platz nahm, „zu befehlen geruht haben, daß Herr Soundso sofort nach Rußland zurückzukehren habe. Dies solle ihm mitgeteilt werden, auch dürfe kein Grund für einen etwaigen Aufschub der Abreise als stichhaltig angesehen werden, keinesfalls aber dürfe ihm eine Verlängerung seines Aufenthaltes bewilligt werden."

Er schwieg. Auch ich sagte kein Wort.

„Also! was soll ich antworten?" fragte er, indem er das Papier wieder zusammenfaltete.

„Daß ich keinesfalls zu reisen gedenke."

„Wie? Sie wollen nicht reisen?"

„Nein, ich habe nicht die Absicht."

„Haben Sie sich diesen Schritt überlegt?"

„Gewiß."

„Ja, wie denn aber, was soll ich denn schreiben? Was haben Sie für Gründe?"

„Sie sollen doch nicht nach den Gründen fragen."

„Was soll ich denn aber sagen? Das ist doch eine Übertretung des Willens Sr. Kaiserl. Hoheit."

„So sagen Sie's doch!"

„Das ist unmöglich. Ich würde es nie wagen, so etwas zu schreiben," und er errötete noch mehr. „In der Tat, es wäre besser, wenn Sie Ihren Entschluß ändern wollten, solange diese Sache noch unter uns bleibt." (Der Konsul dachte offenbar, daß die dritte Abteilung ein Kloster sei.)

Obwohl ich sehr menschenfreundlich bin, hatte ich doch nicht die geringste Lust, dem Generalkonsul von Nizza aus dieser schwierigen Situation zu helfen und mich in die Zellen der Peter-Pauls-Festung zum Pater Leontij oder nach Nertschinsk zu begeben.

„Sie haben doch wohl keinen Augenblick glauben können, daß ich wirklich abreisen werde," sagte ich zu ihm. „Vergessen Sie doch einen Moment, daß Sie Konsul sind und überlegen Sie sich die Sache gründlich. Mein Gut und das Vermögen meiner Mutter wurde sequestriert, ohne daß man mich vorher gefragt hat, ob ich zurückkehren wolle. Ich müßte doch den Verstand verloren haben, wenn ich nach alledem noch reisen wollte."

Er war noch immer sehr verlegen und errötete fortwährend. Plötzlich fiel ihm ein kluger, gescheiter und vor allem neuer Gedanke ein.

„Ich kann mich nicht darauf einlassen," sagte er, „ich verstehe Ihre schwierige Lage, aber denken Sie doch auch an die Gnade des Kaisers!" — Ich sah ihn an, und er errötete wieder. „Außerdem, wozu wollen Sie sich alle Wege abschneiden, schreiben Sie doch an mich, daß Sie sehr krank sind, und ich schicke Ihren Brief an den Grafen."

„Der Trick ist schon zu alt, und wozu soll man ohne Grund die Unwahrheit reden."

„Dann haben Sie wenigstens die Güte, Ihre Antwort schriftlich abzufassen."

„Meinetwegen. Wollen Sie mir nicht eine Kopie von dem Dekret hinterlassen, das Sie mir soeben vorgelesen haben?"

„Das ist bei uns nicht üblich."

„Schade, ich bin Sammler."

Obwohl meine Antwort sehr einfach gehalten war, war der Konsul dennoch sehr erschrocken; er fürchtete, er könne wegen dieser Antwort nach Beirut oder Tripolis versetzt werden, und erklärte mir kategorisch, er würde es nie wagen, diese Antwort anzunehmen und weiterzugeben. So sehr ich ihn auch zu überreden suchte, daß er keinerlei Verantwortung dafür übernehme, er ließ sich nicht überzeugen und bat mich, ihm einen anderen Brief zu schreiben.

„Das ist unmöglich," antwortete ich ihm. „Ich scherze nicht, ich habe nicht die Absicht, allerhand dumme Gründe anzuführen. Hier ist der Brief, machen Sie mit ihm, was Sie wollen."

„Ich bitte Sie," antwortete der sanfteste aller Konsuln nach Junius Brutus und Calpurnius Bestia. „Schreiben Sie diesen Brief nicht an mich, sondern an den Grafen Orloff. Ich will dem Kanzler bloß Mitteilung darüber machen."

„Das ist nicht schwer. Ich brauche also nur statt M. le consul — M. le comte zu schreiben."

Beim Abschreiben des Briefes kam mir der Gedanke, wozu ich Orloff französisch schreibe. Den russischen Brief konnte wenigstens ein Kantonist seiner Kanzlei oder der Kanzlei der dritten Abteilung lesen. Der Brief würde dem Senat eingeschickt werden, und ein junger Obersekretär zeigte ihn vielleicht seinem Schreiber. Wozu sollte ich diesem eines solchen Vergnügens berauben. Daher setzte ich mich hin und übersetzte den Brief ins Russische. Hier ist er:

„Geehrter Herr Graf Alexius Feodorowitsch!

„Der Kaiserliche Konsul in Nizza teilt mir den allerhöchsten Befehl Sr. Majestät mit, daß ich nach Rußland zurückkehren

solle. Beim besten Willen befinde ich mich jedoch nicht in der Lage, diesen Befehl auszuführen, bevor ich über meine Situation im klaren bin.

„Ehe ich noch zurückgerufen wurde, d. h. bereits vor einem Jahr, sind mein Vermögen sequestriert, meine Geschäftspapiere, die sich in Händen von Privatleuten befanden, beschlagnahmt, und endlich weitere zehntausend Franken, die mir aus Moskau zugeschickt wurden, konfisziert worden. Diese strengen und außerordentlichen Maßnahmen gegen meine Person zeigen mir nicht nur, daß man mich irgend einer Sache beschuldigt und anklagt, sondern daß ich, noch ehe ich befragt worden bin, und ohne jede gerichtliche Untersuchung für schuldig erklärt und durch die Konfiskation eines Teiles meines Vermögens bestraft werden soll.

„Ich kann nicht hoffen, daß meine bloße Rückkehr mich vor den traurigen Folgen eines politischen Prozesses bewahren wird. Es wäre mir leicht, eine jede meiner Handlungen zu erklären und zu rechtfertigen. Aber in derartigen Prozessen verurteilt man ja bekanntlich Anschauungen und Theorien, und auf sie gründet man seinen Spruch. Kann und darf ich also mich und meine ganze Familie einem solchen Prozeß unterwerfen?

„Eure Durchlaucht mögen die Aufrichtigkeit und Schlichtheit meiner Antwort würdigen und Sr. Majestät die Gründe zur Begutachtung vorlegen, welche mich zwingen, in der Fremde zu bleiben, trotz meines ehrlichen und innigen Wunsches, in die Heimat zurückzukehren.

Nizza, den 23. September 1850."

Ich weiß in der Tat nicht, ob es möglich ist, bescheidener und einfacher zu antworten. Aber bei uns ist die Gewohnheit sklavischer Unterwürfigkeit und stummen Gehorsams so mächtig, daß der Konsul von Nizza selbst diesen Brief noch für unerhört frech hielt, worin ihm wohl Orloff beipflichtete.

Schweigen, weder lächeln noch weinen, in der vorgeschriebenen Form ohne Beifallsäußerungen und ohne Kritik, weder fröhlich noch traurig antworten, daß ist das Ideal, zu dem der Despotismus seine Untertanen erziehen will. Bei den Soldaten

hat er dies schon erreicht, aber mit welchen Mitteln? Davon will ich hier ein Beispiel anführen.

Nikolaus bemerkte einst bei der Parade einen Flügelmann mit einem Kreuz und fragte ihn: „Wo hast du dir das Kreuz verdient?" Leider war der Soldat ein verrückter Seminarist, er wollte die Gelegenheit benutzen, um seine Redegabe glänzen zu lassen und antwortete: „Unter dem siegbringenden Adler Eurer Majestät." Nikolaus sah erst ihn und dann den General streng an, runzelte die Stirn und ging weiter. Als der General, der dem Kaiser auf dem Fuße folgte, sich dem Soldaten näherte, wurde er blaß vor Wut, ballte die Faust, hielt sie dem Mann unter die Nase und sagte: „Ich schlage dich nieder, du Demosthenes!"

Es ist kein Wunder, daß die Beredsamkeit bei solchen Aufmunterungen nicht gerade floriert!

Nachdem ich den Kaiser und den Konsul losgeworden war, kam es mir darauf an, aus der Kategorie der paßlosen Individuen herauszukommen.

Die Zukunft lag dunkel und trübe vor mir. Ich konnte sterben, und der Gedanke, daß derselbe beständig errötende Konsul in mein Haus eindringen und meine Papiere beschlagnahmen konnte, ließ mich darüber nachdenken, ob ich mir nicht irgendwo das Bürgerrecht erwerben könne. Natürlich wählte ich die Schweiz, obwohl mir gerade die Schweizer Polizei um diese Zeit einen Streich gespielt hatte.

Etwa ein Jahr nach der Geburt meines Sohnes bemerkten wir, daß er vollkommen taub war. Alle möglichen Konsultationen und Experimente bewiesen uns bald, daß es unmöglich war, ihm das Gehör wiederzugeben. Alsbald erhob sich die Frage, ob wir ihn nun auch stumm bleiben lassen sollten, wie man es gewöhnlich zu tun pflegt. Die Schulen, die ich in Moskau gesehen hatte, befriedigten mich keineswegs. Die Zeichen- und Fingersprache ist keine richtige Sprache. Man muß mit dem Mund und den Lippen sprechen können. Ich wußte aus Büchern, daß man in Deutschland und der Schweiz Versuche gemacht hatte, die Taubstummen sprechen zu lehren, wie wir sprechen, und sie die Worte von den Lip-

pen ablesen zu lassen. In Berlin hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, einem solchen Taubstummenunterricht beizuwohnen und zu hören, wie sie Verse deklamierten. Das ist ein mächtiger Fortschritt über die Methode des Abbé de l'Épée hinaus. In Zürich hat diese Methode bereits eine große Vollkommenheit erreicht. Meine Mutter, welche Kolja leidenschaftlich lieb hatte, entschloß sich auf mehrere Jahre mit ihm nach Zürich zu gehen, um ihn dort die Schule besuchen zu lassen.

Dieses Kind war ganz ungewöhnlich begabt. Die ewige Stille, in der es lebte, konzentrierte und sammelte sein lebhaftes und leidenschaftliches Temperament und begünstigte seine Entwickelung außerordentlich. Zugleich schärfte sie seine plastische Beobachtungsgabe. Die kleinen Augen leuchteten von Verstand und Aufmerksamkeit. Schon mit fünf Jahren konnte er alle Bekannten, die uns besuchten, ganz bewußt nachahmen und mit einem humoristischen Takt karikieren, daß es unmöglich war, sich das Lachen zu verbeißen.

Schon ein halbes Jahr nach seinem Eintritt in die Schule hatte er große Fortschritte gemacht.

Seine Stimme war ein wenig verschleiert. Er betonte noch schwach, aber sprach doch schon sehr brav deutsch und verstand alles, was man ihm langsam vorsprach. Es ging alles vortrefflich. Als ich einmal durch Zürich kam, bedankte ich mich bei dem Direktor und bei dem Lehrerkollegium und erwies ihnen allerhand Liebenswürdigkeiten, die von ihnen erwidert wurden.

Nach meiner Abreise erfuhren die Stadtväter von Zürich, daß ich gar kein russischer Graf, sondern ein russischer Emigrant war, dazu in einem freundschaftlichen Verhältnis zu der radikalen Partei stand, welche sie nicht leiden konnten, mit den Sozialisten, welche sie haßten, die besten Beziehungen unterhielt und was das schlimmste war, daß ich ein Mensch ohne Religion sei und dieses offen bekenne. Das letztere hatten sie aus meinem schrecklichen Buche „Vom anderen Ufer" herausgelesen, welches wie zum Hohn unmittelbar vor ihren Augen in der besten Züricher Druckerei zur Ausgabe gelangt war. Als sie das erfuhren, tat es ihnen leid, daß sie den Sohn

eines Mannes bei sich erzogen, der weder Lutheraner noch Anhänger Loyolas war, und sie begannen nach Mitteln zu suchen, um ihn los zu werden. Da die Vorsehung in dieser Angelegenheit mit interessiert war, so wies sie ihnen sogleich den Weg. Die Stadtpolizei verlangte plötzlich nach dem Paß des Knaben. Ich antwortete von Paris aus, in der Meinung, daß dies eine bloße Formalität sei, Kolja sei wirklich mein Sohn, er stünde in meinem Paß, und ich könnte ihm keinen besonderen Paß von der russischen Botschaft verschaffen, da ich mit ihr nicht gerade in freundschaftlichen Beziehungen stünde. Die Polizei war mit meiner Antwort nicht zufrieden und drohte damit, das Kind aus der Schule und aus der Stadt ausweisen zu lassen. Ich erzählte dies in Paris, und einer meiner Bekannten veröffentlichte die Geschichte im „National". Hierauf erklärte die Polizei, der diese Veröffentlichung sehr unangenehm war, sie werde nicht auf der Ausweisung bestehen und müsse nur eine kleine Summe als Kaution verlangen, um zu wissen, daß der Knabe er selbst und nicht jemand anders sei. Was für eine Sicherheit bieten aber in einem solchen Falle einige hundert Franken? Andererseits wäre das Kind tatsächlich ausgewiesen worden, wenn ich und meine Mutter das Geld nicht gleich zur Hand gehabt hätten. (Ich ließ die Polizei durch den „National" darüber befragen.) Und das konnte im neunzehnten Jahrhundert in der freien Schweiz passieren! Nach diesen Erfahrungen war es mir sehr peinlich, das Kind in dieser Eselshöhle zu lassen.

Aber was sollte ich tun? Der beste Lehrer der Anstalt, ein junger Mann, der sich dem Unterricht der Taubstummen mit wahrer Begeisterung widmete, ein Mensch von einer gründlichen akademischen Bildung teilte zum Glück die Meinung des Polizeirates nicht und war ein großer Verehrer jenes Buches, über das die ehrsamen Kommissare des Kantons Zürich so sehr in Wut geraten waren. Wir schlugen ihm daher vor, die Schule zu verlassen und ins Haus meiner Mutter zu ziehen, um sie später nach Italien zu begleiten. Er erklärte sich natürlich für einverstanden. Das ganze Institut geriet in helle Empörung, aber es war schon zu spät. Es ließ sich nichts

mehr machen. Meine Mutter begab sich mit Kolja und Spielmann nach Nizza. Vor ihrer Abreise bat sie um die Rückzahlung der Kaution, welche ihr unter dem Vorwande verweigert wurde, Kolja sei noch in der Schweiz. Ich wandte mich also schriftlich von Nizza aus an die Züricher Polizei. Diese verlangte von mir eine Bestätigung, daß Kolja auch ein gesetzliches Recht habe, in Piemont zu leben.

Das war zu viel. Ich setzte mich hin und schrieb folgenden Brief an den Präsidenten des Kantons Zürich:

„Herr Präsident!

„Im Jahre 1848 ließ ich meinen fünfjährigen Sohn in die Züricher Taubstummenanstalt eintreten. Nach einigen Monaten verlangte die Züricher Polizei von meiner Mutter den Paß des Kindes. Da man bei uns weder von neugeborenen Kindern, noch solchen, die noch in die Schule gehen, Pässe verlangt, so hatte mein Sohn natürlich keinen eigenen Paß, denn er stand in dem meinigen. Diese Erklärung genügte der Züricher Polizei nicht. Sie forderte eine Kaution für den Knaben von mir. Meine Mutter bezahlte diese Kaution, weil sie fürchtete, man könne das Kind, welches bei der Züricher Polizei einen so peinlichen Argwohn erregt hatte, ausweisen.

„Im August 1850 forderte meine Mutter, da sie die Schweiz verlassen wollte, ihre Kaution zurück. Aber die Züricher Polizei weigerte sich, sie auszubezahlen. Sie wollte sich zuerst davon überzeugen, daß der Knabe den Kanton auch wirklich verlassen habe. Als meine Mutter nach Nizza kam, bat sie die Herren Avigdor und Schultheß, das Geld für sie einzufordern und legte ihrem Gesuch ein Zeugnis bei, daß wir, vor allem aber der sechsjährige und so arg verdächtige Knabe, uns in Nizza und nicht mehr in Zürich befinden. Die Züricher Polizei, die so spröde mit der Rückzahlung der Kaution ist, verlangte nach einem anderen Dokument, durch welches von der hiesigen Polizei bestätigt werden solle, daß mein Sohn die offizielle Erlaubnis habe, in Piemont zu leben (que l'enfant est officiellement toleré). Herr Schultheß benachrichtigte Herrn Avigdor davon.

„Als ich von der exzentrischen Neugierde der Züricher Poli-

zei informiert wurde, lehnte ich den Vorschlag des Herrn Avigdor entschieden ab, ein weiteres Zeugnis einzusenden, obwohl er die Liebenswürdigkeit hatte, es mir persönlich verschaffen zu wollen. Ich wollte der Züricher Polizei diese Freude nicht bereiten, weil sie, selbst bei der hohen Bedeutung, die sie gewiß hat, keineswegs das Recht hat, sich für die internationale Polizei zu halten und ferner, weil ihr Ansinnen nicht nur für mich, sondern auch für Piemont beleidigend ist.

„Mein Herr Präsident! Die sardinische Regierung ist eine freie und gebildete Regierung. Wie also wäre es möglich, daß sie es einem sechsjährigen kranken Kinde verweigern sollte, in Piemont zu leben. Ich weiß tatsächlich nicht, wofür ich eine solche Zumutung der Züricher Polizei halten soll . . . für einen seltsamen Scherz oder für die Folge einer besonderen Vorliebe für die Kautionen im allgemeinen.

„Indem ich Ihnen diese Sache zur Begutachtung vorlege, Herr Präsident, muß ich Sie um die besondere Gunst bitten, mir im Falle einer neuen Absage diesen Vorgang zu erklären, der an und für sich viel zu interessant und merkwürdig ist, als daß ich im Recht zu sein glaube, ihn der Öffentlichkeit vorzuenthalten.

„Ich habe Herrn Schultheß noch einmal geschrieben und ihn um Einsendung des Geldes gebeten. Ich kann Sie ruhig versichern, daß weder meine Mutter, noch ich, noch das verdächtige Kind nach all diesen uns durch die Polizei verursachten Unannehmlichkeiten den geringsten Wunsch hegen, noch einmal nach Zürich zurückzukehren. Von dieser Seite liegt also nicht die mindeste Gefahr vor.

Nizza, den 9. September 1850."

Es versteht sich von selbst, daß die Züricher Polizei hierauf trotz ihrer universellen Ansprüche die Kaution sofort ausbezahlte. Ich hätte mich in keinem Lande Europas außer der Schweiz, ja selbst nicht in England, naturalisieren lassen. Es widerstrebte mir, freiwillig die Untertanschaft eines Landes auf mich zu nehmen. Ich wollte doch nicht einen schlechten Herrn gegen einen guten eintauschen, sondern aus einem Leibeigenen ein freier Ackerbauer werden. Diese Möglichkeit

aber hat man nur in zwei Ländern, in Amerika und in der Schweiz.

Ich achte Amerika sehr; ich glaube, daß es noch zu Großem berufen ist und weiß, daß es heute Europa schon weit näher steht als früher. Aber das amerikanische Leben ist mir antipathisch. Es ist sehr möglich, daß dieses Leben seinen Ursprung den eckigen, rauhen und trockenen Elementen verdankt, aus denen es hervorgegangen ist. Amerika ist noch nicht seßhaft, es ist noch nicht ganz fertig. In diesem Lande gehen die Arbeiter und die Meister noch im Werktagskleid umher, tragen Balken und Steine, spalten Holz und schlagen Nägel ein. Warum also sollte ein Fremder damit anfangen, diesen feuchten Bau sofort bewohnbar zu machen?

Außerdem ist Amerika, wie Garibaldi sagt, ein Land, „in dem man die Heimat vergißt". So mögen denn nur die dorthin fahren, die keinen Glauben mehr an ihr Vaterland haben. Sie mögen ihre Friedhöfe verlassen und dahin ziehen. Mir ging es anders. Je mehr ich alle Hoffnungen verlor, die ich auf das romanisch-germanische Europa gesetzt hatte, um so mehr lebte in mir mein Rußland wieder auf, aber es wäre Wahnsinn gewesen, wenn ich an eine Rückkehr gedacht hätte, solange Nikolaus noch lebte.

So blieb mir denn nichts anderes übrig, als mit den freien Menschen des helvetischen Bundes ein Bündnis zu schließen.

Fazy hatte mir schon 1849 versprochen, mich in Genf zu naturalisieren. Aber er schob die Sache immer wieder hinaus. Vielleicht hatte er keine Lust, die Zahl der Sozialisten in seinem Kanton noch um einen zu vermehren. Das wurde mir bald langweilig. Dann kam eine traurige Zeit für mich. Die letzten Mauern meiner Existenz wankten. Sie konnten mir über Nacht über den Kopf stürzen. Wie leicht bricht das Unglück über einen herein! . . . Karl Vogt machte mir daher den Vorschlag, mich mit J. Schaller in Beziehung zu setzen, der damals Präsident des Freiburger Kantons und das Haupt der dortigen radikalen Partei war.

Aber da ich den Namen Vogt einmal genannt habe, muß ich zuvor ein paar Worte über ihn selbst sagen.

In dem einförmigen, seicht und langsam dahinfließenden Leben Deutschlands begegnet man mitunter gesunden, kernigen Familien voller Kraft, Eigensinn und Talent. Ein Geschlecht begabter Menschen wird durch ein anderes noch zahlreicheres abgelöst und erhält sich von Generation zu Generation die Stärke und Kraft des Körpers und Geistes. Wenn man sich eins von jenen unscheinbaren, altertümlichen Häusern in den engen, dunklen Gassen ansieht, kann man sich nur schwer vorstellen, wieviel junge Burschen mit dem Felleisen auf dem Rücken und allerhand Andenken aus Haaren und abgerissenen Blumen im Sack, begleitet von den Segenswünschen und Tränen der Mütter und Schwestern, die abgetretenen Steinfliesen der Treppe hinabgestiegen sind, wie viele von ihnen, sich selbst und ganz ihrer Kraft überlassen, in die Welt hinausgingen und dann berühmte Männer der Wissenschaft, bekannte Ärzte, Naturforscher und Literaten wurden. Aber das kleine Haus mit dem Ziegeldach füllte sich während ihrer Abwesenheit mit einem neuen Geschlecht von Studenten, die mit hochgespannter Brust einer ungewissen Zukunft entgegenstrebten.

Wenn sich auch nichts anderes hierbei vererbt, so doch das Beispiel, gewissermaßen das Fibrin. Ein jeder fängt von vorne an und weiß, daß einmal die Zeit kommen wird, wo ihn das alte Großmütterchen die abgetretenen Fliesen hinabgeleiten wird, sie, die drei Geschlechter bei ihrem Eintritt ins Leben begrüßt, alle in der kleinen Wanne gewaschen und voller Hoffnungen in die Welt und das Leben entlassen hat. Er weiß, daß die stolze alte Frau auf ihn vertraut und überzeugt ist, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden wird ... Und so ist es auch immer.

Dann und wann, nach vielen Jahren findet sich wohl dieses zerstreute Völkchen wieder in dem alten Hause ein: alle die gealterten Originale jener Porträts, die in dem kleinen Gastzimmer an der Wand hängen, mit dem schmucken Studentenbarett, den Mantel um die Schulter, in der Rembrandtpose, die ihnen der Künstler zu geben versuchte. In dem Hause wird es lebhafter, zwei Generationen lernen sich kennen und

befreunden sich miteinander ... und dann geht wieder jedes an seine Arbeit. Natürlich ist hierbei immer irgend einer chronisch verliebt. Es geht nicht ohne Sentimentalitäten, Überraschungen, Kuchen und Torten, Geschenke ab; aber dies alles wird durch jene reale, muskulöse und kräftige Poesie des Lebens überwunden, welche ich nur selten bei den entarteten und rachitischen Kindern der Aristokratie und noch seltener beim Bürgertum gefunden habe, welches die Zahl seiner Kinder genau von dem Stande des Hauptbuches abhängig macht.

Zu diesen gesegneten altgermanischen Familien gehörten auch die Eltern Vogts.

Vogts Vater war ein außerordentlich begabter Professor der Medizin. Seine Mutter stammte aus dem Geschlechte der Follens, dieser exzentrischen deutsch-schweizerischen Familie, die einmal viel von sich reden machte. Die Follens gehörten zu den Häuptern des jungen Deutschland im Zeitalter des Tugendbundes, der Burschenschaft, Karl Sands und der politischen Schwärmerei von 1817 und 1818. Einer von den Follens wurde wegen seiner Teilnahme am Wartburgfest ins Gefängnis geworfen. Er hatte in der Tat eine aufreizende Rede gehalten, nach der er allerhand jesuitische und reaktionäre Bücher, die Symbole des Absolutismus und der päpstlichen Gewalt auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Die Studenten träumten damals davon, ihn zum Kaiser des geeinten und unteilbaren Deutschlands zu machen. Sein Enkel Karl Vogt war in der Tat im Jahre 1849 einer der Kommissare des Reichs.

In den Adern des Berner Professorensohns, des Enkels von Follen, mußte ein gesundes Blut fließen. Und am Ende hängt ja auch alles von der chemischen Mischung und Qualität der Elemente ab. Karl Vogt wird dies am wenigsten bestreiten wollen.

1851 war ich auf der Durchreise in Bern. Ich begab mich direkt aus dem Postwagen mit einem Empfehlungsbrief Vogts zu seinem Vater. Er war gerade in der Universität. Seine Frau, eine liebenswürdige, fröhliche und sehr kluge alte Dame begrüßte mich. Sie nahm mich wie einen Freund ihres Sohnes bei sich auf und zeigte mir sogleich ein Porträt von ihm. Sie

erwartete ihren Mann nicht vor sechs Uhr. Weil ich ihn sehr gerne sehen wollte, ging ich noch einmal zu ihnen, aber er war schon wieder zu einer Konsultation zu einem Kranken gefahren. Das zweite Male begrüßte mich die alte Dame bereits wie einen alten Bekannten und führte mich in das Speisezimmer, wo sie mir ein Glas Wein vorsetzte. Ein Teil des Zimmers wurde von einem großen runden Tisch eingenommen, der fest mit dem Fußboden verbunden war. Ich hatte bereits lange von Vogt über diesen Tisch reden hören und war daher sehr froh, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Der innere Teil des Tisches drehte sich um eine Achse und man benutzte ihn dazu, um allerhand darauf zu stellen: Kaffee, Wein, alles was man zum Essen brauchte, Teller, Salz usw., so daß man der Dienstboten gar nicht bedurfte und sich jeder durch eine bloße Drehung das verschaffen konnte, was er brauchte: Schinken, Eingemachtes und so fort. Man durfte nur nicht zerstreut sein und zu viel reden, sonst konnte es einem passieren, daß man mit dem Löffel in den Streuzucker statt in die Senfdose geriet, wenn jemand zufällig den Diskus umdrehte. Bei einer so großen Familie von Brüdern und Schwestern, entfernten und nahen Verwandten und Bekannten, wo ein jeder zu bestimmter Stunde seinem eigenen Beruf nachging, war es schwer, eine gemeinsame Mittagsstunde einzuhalten. Ein jeder kam, wenn er Zeit hatte; wenn er essen wollte, setzte er sich an den Tisch, drehte ihn nach rechts oder nach links und bediente sich selbst in der schönsten Weise. Die Mutter und die Schwestern gaben auf alles acht, ließen die Speisen hereinbringen und besorgten, was nötig war.

Ich konnte nicht bei ihnen bleiben, weil Fazy und Schaller, die damals in Bern waren, am Abend zu mir kommen wollten. Daher versprach ich den Vogts, sie noch einmal zu besuchen, wenn ich einen halben Tag dableiben könnte, lud den jüngsten Bruder, einen Juristen, ein, mit mir zu Abend zu speisen und ging nach Hause. Ich hielt es nicht für passend, den alten Herrn noch so spät nach einem so anstrengenden Tage zu mir einzuladen. Aber gegen zwölf Uhr öffnete sich die Tür und der Kellner meldete mit ehrerbietiger Miene, daß der „Herr

Professor Vogt“ gekommen sei. Ich stand vom Tische auf und ging ihm entgegen.

Ein großer, alter Herr mit einem klugen, ausdrucksvollen Gesicht, der sich vortrefflich konserviert hatte, erschien in der Tür.

„Ihr Besuch ist mir doppelt angenehm,“ sagte ich zu ihm, „ich hatte nicht den Mut, Sie noch so spät und nach einem so anstrengenden Tag zu mir einzuladen.“

„Und ich wollte Sie nicht durch Bern reisen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Als ich hörte, daß Sie zweimal bei uns waren und Gustav zu Tische geladen haben, lud ich mich selbst auch ein. Ich bin von Herzen froh, Ihre Bekanntschaft zu machen, nach all dem, was Karl mir über Sie geschrieben hat. Aber ohne Komplimente, ich wollte den Verfasser des Buches ‚Vom andern Ufer‘ kennen lernen.“

„Ich danke Ihnen von Herzen. Bitte nehmen Sie Platz, wir sind gerade beim Abendessen. Was darf ich Ihnen anbieten?“

„Ich werde nicht mitessen, aber ein Glas Wein nehme ich mit Vergnügen an.“

In seinem Äußeren, in seinen Worten und Bewegungen lag etwas Ungezwungenes und zugleich eine gewisse Gutmütigkeit, nicht jene, wie man sie bei matten, trockenen und empfindsamen Leuten zu finden pflegt, sondern eine Gutmütigkeit, wie sie bisweilen bei starken und ihrer selbst gewissen Persönlichkeiten vorkommt. Sein Erscheinen genierte uns nicht im mindesten, im Gegenteil, die Unterhaltung wurde noch lebhafter und angeregter.

Das Gespräch sprang von einem Gegenstand auf den anderen über. Überall fühlte er sich wie zu Hause, er war klug, aufgeweckt, originell. Die Rede kam auch auf ein Bundeskonzert, das am Morgen in einer Berner Kirche stattgefunden hatte, und das alle mit Ausnahme von Vogt sich angehört hatten. Das Konzert war großartig, aus allen Teilen der Schweiz waren Musiker, Sänger und Sängerinnen zusammen geströmt, um an ihm teilzunehmen. Das Programm enthielt natürlich nur geistliche Musik. Die Schöpfung von Haydn wurde vortrefflich und mit feinem Verständnis

aufgeführt. Das Publikum war aufmerksam, aber blieb kalt. Es verließ die Kirche, wie wenn es in der Messe gewesen wäre. Ich weiß nicht, ob dies Frömmigkeit war, jedenfalls war es nicht Begeisterung. Ich habe dasselbe an mir erfahren. In einem Anfall von Aufrichtigkeit teilte ich einigen Freunden, mit denen ich hinausging, meinen Eindruck mit. Unglücklicherweise waren dies orthodoxe, gelehrte und passionierte Musiker. Sie fielen über mich her und erklärten mich für einen Laien, der kein Verständnis für ernste und tiefe Musik habe. „Ihnen gefallen bloß die „Masurkas von Chopin,“ sagten sie. „Das ist noch kein Unglück,“ dachte ich mir; da ich mich aber nicht für einen kompetenten Kunstrichter hielt, schwieg ich still.

Man muß viel Mut haben, um einen solchen Eindruck mitzuteilen, der einem eingewurzelten Vorurteil oder einer feststehenden Anschauung widerspricht. Ich wagte es lange nicht, auszusprechen, daß ich das befreite Jerusalem langweilig finde, die neue Heloise nicht bis zu Ende lesen kann, und Hermann und Dorothea zwar für ein Meisterwerk halte, mich aber beim Lesen bald davon ermüdet fühle. Ich sagte Vogt etwas Ähnliches, als ich ihm meine Eindrücke über das Konzert mitteilte.

„Und lieben Sie Mozart?“ fragte er mich.

„Außerordentlich, grenzenlos!“

„Das wußte ich, weil ich vollkommen mit Ihnen übereinstimme. Wie kann ein moderner, lebensvoller Mensch sich so künstlich in eine religiöse Stimmung versetzen, daß sein Genuß natürlich und vollständig ist! Für uns gibt es ebensowenig eine pietistische Musik, wie eine geistliche Literatur. Beide können für uns nur historische Bedeutung haben. Bei Mozart dagegen pulsiert ein Leben, das wir kennen. Er singt aus einem überquellenden Gefühl, aus der Leidenschaft heraus, er betet nicht. Ich erinnere mich, als Don Juan und die Hochzeit des Figaro noch neu waren, was für eine Begeisterung damals herrschte, was für eine Offenbarung eines neuen Quells von Genüssen das war! Die Musik Mozarts bedeutete eine Epoche, eine Umwälzung in den Geistern, wie Goethes Faust und das Jahr 1789. Wir sahen, wie in seinen Werken der weltliche

Geist des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner Säkularisierung des Lebens in die Musik einströmte; mit Mozart drang die Revolution und die neue Zeit in die Kunst ein. Wie können wir denn auch nach dem Faust noch Klopstock lesen und ohne Glauben diese in Musik gesetzte Liturgie hören?"

Der alte Herr sprach noch lange und äußerst interessant. Er begeisterte sich, ich füllte sein Glas noch zweimal, er wehrte nicht ab, aber beeilte sich auch nicht, es auszutrinken. Schließlich sah er nach der Uhr. „Ach, es ist schon zwei Uhr! Leben Sie recht wohl, ich muß morgen schon um neun Uhr bei einem Kranken sein."

Ich begleitete ihn mit dem Gefühl herzlichster Freundschaft hinaus.

Zwei Jahre später lieferte er den Beweis, wie viel Energie noch in diesem alten Kopfe steckte und wie wahr seine Theorie war, d. h. wie sehr sie der Praxis entsprach. Ein Wiener Emigrant, namens Doktor Kudlich, hielt um eine von Vogts Töchtern an. Der Vater war einverstanden, aber das protestantische Konsistorium verlangte plötzlich den Taufschein des Bräutigams. Da er aus Österreich verbannt war, konnte er natürlich keinen solchen herbeischaffen, und legte daher nur das Urteil vor, das während seiner Abwesenheit über ihn gefällt worden war. Ein Zeugnis von Vogt und seine Erlaubnis hätten dem Konsistorium wohl genügen können, aber die Berner Pietisten, welche Vogt und alle Emigranten instinktiv haßten, beharrten eigensinnig auf ihrem Standpunkt. Darauf versammelte Vogt alle seine Freunde, die Professoren und allerhand Berühmtheiten der Stadt Bern bei sich, erzählte ihnen die Geschichte, rief seine Tochter und Kudlich herein, nahm sie bei der Hand, legte ihre Hände ineinander und sagte zu den Anwesenden: „Liebe Freunde, Ihr seid Zeugen, daß ich als Vater diese Ehe segne und meine Tochter mit ihrer Einwilligung diesem Manne zur Frau gebe!"

Diese Tat versetzte die pietistische Gesellschaft der Schweiz in die höchste Aufregung. Empört und erschrocken erzählte man sich von diesem Vorfall und von dieser Handlung, die nicht von einem feurigen Jüngling oder einem obdachlosen

Flüchtling, sondern von einem allgemein geachteten und angesehenen Greise herrührte. Doch nun wollen wir von dem Vater zu dem ältesten Sohne übergehen.

Ich lernte ihn 1847 bei Bakunin kennen. Wir befreundeten uns aber erst näher während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Nizza, wo wir zwei Jahre verbrachten. Das war nicht nur ein klarer Geist, sondern auch einer der edelsten Charaktere, denen ich begegnet bin. Ich hätte ihn für einen sehr glücklichen Menschen gehalten, wenn ich gewußt hätte, daß er nicht mehr lange leben werde. Aber man kann sich nicht auf das Schicksal verlassen, obwohl es ihn bis heute verschont und nur hin und wieder mit Kopfschmerzen geplagt hat. Seine der Wirklichkeit zugewandte, lebhafte, allem offenstehende Natur hat viele Vorbedingungen, um genießen zu können und alle, um sich nie zu langweilen. Er weiß nicht, was es heißt, sich innerlich quälen, sich in unbefriedigenden Gedankengängen selbst verzehren, sich theoretisch mit Zweifeln und praktisch mit unerfüllten und unerfüllbaren Wünschen abplagen. Ein begeisterter Verehrer der Naturschönheit, ein unermüdlicher Arbeiter im Dienste der Wissenschaft, vollendete er alles, was er ergriff, mit großer Leichtigkeit und bestem Gelingen. Er war durchaus kein trockener Gelehrter, sondern ein Künstler in seinem Fach und fand eine wirkliche Befriedigung in seiner Tätigkeit. Seinem Temperament nach war er radikal, seiner Organisation nach ein Realist, und ein humaner Mensch in seiner klaren, gütigen, ein wenig ironischen Lebensanschauung. So lebte er denn auch in jener Sphäre, auf die allein die Worte Dantes passen: „Qui è l'uomo felice."

Er verbrachte sein Leben ganz sorglos und in fortwährender Tätigkeit. Niemals zurückbleibend stand er immer in den ersten Reihen. Er fürchtete sich nicht vor den bitteren Wahrheiten und drang ebenso tief in das Wesen der Menschen ein, wie in das der Polypen und Medusen, ohne mehr von ihnen zu verlangen, als sie geben konnten. Er war nicht oberflächlich, fühlte aber auch nicht das Bedürfnis, über eine gewisse Tiefe hinabzusteigen, hinter der alle Helligkeit und Klarheit aufhört und was im Grunde genommen immer etwas wie eine Flucht

aus der Wirklichkeit bedeutet. Es lockte ihn nicht in jene unruhigen Abgründe hinab, in denen sich die Menschen an ihren eigenen Qualen berauschen. Ein einfaches und klares Verhältnis zum Leben ließ in seiner gesunden Anschauung nichts von der Poesie jener wehmütigen Entzückungen und jenes schmerzlichen Humors aufkommen, welche wir so sehr lieben, wie alles Reizende und alles, was uns erschüttert. Seine Ironie hatte, wie ich schon sagte, etwas Gutmütiges und sein Spott etwas Fröhliches. Er lachte von Herzen und zu allererst über seine eigenen Scherze, mit denen er die Tinte und das Bier der pedantischen Professoren und seiner Kameraden vom Parlament in der Paulskirche vergiftete.

In diesem lebensvollen Realismus lag das gemeinsame, das sympathische Bindeglied, das uns beide vereinigte, obwohl unser Leben und unsere Entwickelung so verschieden waren, daß wir in vielen Punkten auseinandergingen.

Mir fehlte jene Geschlossenheit und Einheitlichkeit Vogts, ich konnte sie auch gar nicht besitzen. Seine Erziehung war ebenso geregelt, wie meine systemlos gewesen. Weder die Familienbande noch das theoretische Wachstum waren bei ihm jemals unterbrochen worden. Er setzte die Tradition seiner Familie fort. Sein Vater stand neben ihm als Vorbild und als Kamerad. Sein Beispiel veranlaßte ihn, das Studium der Naturwissenschaften zu ergreifen. Bei uns sind die Geschlechter meist durch eine Kluft geschieden, und es gibt kein gemeinsames moralisches Band, das sie vereinigt. Ich mußte von Jugend auf gegen die Anschauungen meiner ganzen Umgebung kämpfen. Ich machte schon in der Kinderstube Opposition, weil unsere Eltern und Großväter keine Follens, sondern Gutsbesitzer und Senatoren waren. Als ich sie verließ, stürzte ich mich mit derselben Übereilung in einen neuen Kampf und hatte kaum die Universität beendigt, als ich mich schon im Gefängnis und in der Verbannung wiederfand. So wurde mein wissenschaftliches Studium unterbrochen, und es begann für mich ein neues, das Studium einer Welt, die teils unglücklich, teils schmutzig war.

Als ich dieser Pathologie überdrüssig wurde, stürzte ich

mich mit Leidenschaft in die Philosophie, gegen die Vogt einen unüberwindlichen Widerwillen hatte. Nach Beendigung seines medizinischen Studiums und Erlangung des Doktorgrades konnte er sich durchaus nicht zu der ärztlichen Praxis entschließen, weil er, wie er sagte, nicht genug an die ärztliche Kabbalistik glaubte; so kam es, daß er sich ganz der Physiologie widmete. Seine Arbeiten erregten sehr bald nicht nur die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten, sondern auch die der Pariser Akademie der Wissenschaften. Er war bereits Professor der vergleichenden Anatomie, ein Kollege Liebigs (mit dem er später eine wütende, chemisch-theologische Polemik führte), als die revolutionäre Windsbraut von 1848 ihn vom Mikroskope hinwegriß und in das Frankfurter Parlament trug.

Es versteht sich von selbst, daß er sich den äußersten Radikalen anschloß, Reden voller Witz und Kühnheit hielt und die gemäßigten Fortschrittler, mitunter aber auch den ungemäßigten König von Preußen ungeduldig machte. Obgleich er durchaus kein politischer Mensch war, wurde er dank seines spezifischen Gewichts einer der Führer der Opposition, und als der Erzherzog Johann, der damals Reichsverweser war, die Maske der Gutmütigkeit und Popularität, die er sich einst damit verdient hatte, daß er die Tochter eines Stationsaufsehers geheiratet hatte und zuweilen im Frack spazieren ging, abwarf, da wurden Vogt und vier Kollegen von ihm an seiner Stelle gewählt. Von da ab ging es mit der deutschen Revolution schnell abwärts; ... die Regierungen hatten ihr Ziel erreicht und die nötige Zeit gewonnen (wie Metternich ihnen geraten hatte), und hatten nunmehr keinen Grund, das Parlament noch länger zu schonen. Das aus Frankfurt vertriebene Parlament tauchte zwar als ein schwacher Schatten unter dem traurigen Namen eines Nachparlaments noch einmal in Stuttgart auf, wo es von der Reaktion endgültig erwürgt wurde. Den Kommissaren blieb nichts anderes übrig, als dem sicheren Gefängnis und dem Zuchthaus zu entfliehen. Vogt siedelte in das Schweizer Gebirge über, schüttelte den Staub der Frankfurter Paulskirche von seinen Füßen,

schrieb seinen Namen: „Karl Vogt, Kommissar des deutschen Reiches auf der Flucht“ ins Fremdenbuch und widmete sich wieder mit derselben klaren Heiterkeit und fröhlichen, unermüdlichen Arbeitskraft den Naturwissenschaften. 1850 reiste er nach Nizza, um die im Meere lebenden Zoophyten zu studieren.

Obwohl wir von verschiedenen Standpunkten ausgingen und auf verschiedenen Wegen fortschritten, näherten wir uns einander doch auf der Grundlage einer nüchternen und mündigen wissenschaftlichen Anschauung.

Ob ich ebenso konsequent war wie Vogt, auch in meinem Leben, — ob meine Lebensanschauung ebenso nüchtern war wie die seinige, — ich weiß es nicht. Heute scheint es mir nicht so zu sein. Auch weiß ich nicht, ob es gut ist, mit der Nüchternheit anzufangen. Sie schützt uns zwar vor vielem Mißgeschick, aber raubt uns auch die besten Augenblicke unseres Lebens. Eine schwere Frage, welche glücklicherweise für einen jeden von uns nicht durch Überlegungen und durch unseren freien Willen, sondern nur durch unsere Organisation und die Erlebnisse selbst beantwortet wird. Nachdem ich mich theoretisch befreit hatte, suchte ich mir zwar keineswegs die früheren, widerspruchsvollen und inkonsequenten Glaubenssätze zu bewahren, aber sie erhielten sich von selbst in mir. Die Romantik der Revolution hatte ich überwunden. Doch der mystische Glaube an den Fortschritt und an die Menschheit lebte länger in mir fort als alle anderen theologischen Dogmen. Und als ich auch diese überwunden hatte, da blieb mir noch die Religion der Persönlichkeiten, der Glaube an zwei oder drei Menschen, das Vertrauen auf mich selbst und auf den menschlichen Willen. In alledem steckten natürlich viele Widersprüche. Solche Widersprüche aber führen ins Unglück und haben viele Leiden im Gefolge, welche um so bedauerlicher und trauriger sind, als ihnen von vornherein der letzte menschliche Trost, die Rechtfertigung vor uns selbst, fehlt.

In Nizza machte sich Vogt mit ungeheuerem Eifer an die Arbeit. Die ruhigen, warmen Buchten des Mittelländischen Meeres sind ein reicher Boden für alle frutti di mare, das

Wasser wimmelt geradezu von ihnen. Nachts ziehen die Böte lange phosphoreszierende Furchen auf dem Wasser, feurig umspielen die Fluten die Ruder; man kann mit der Hand oder mit einem beliebigen Gefäß eine ganze Menge von diesen Meertierchen aus dem Wasser heraufholen. An Material fehlte es also nicht. Vom frühen Morgen an saß Vogt hinter seinem Mikroskop, beobachtete, zeichnete, schrieb, las, und erst um fünf Uhr gingen wir zusammen ans Meer zum Baden. (Er schwamm wie ein Fisch.) Dann kam er zu uns zum Essen, war jederzeit zu einem gelehrten Disput oder zu einem Scherz bereit, sang am Klavier allerhand komische Lieder oder erzählte den Kindern Geschichten, und zwar mit einer so meisterhaften Kunst, daß sie ihm stundenlang zuhören konnten, ohne sich zu rühren.

Vogt besaß ein großes pädagogisches Talent. Er hielt in unserem Hause eine Reihe von scherzhaften Vorlesungen über Physiologie für Damen. Seine Darstellung war lebhaft, einfach und so plastisch und ausdrucksvoll, daß man ihm den langen Weg gar nicht anmerkte, auf dem er zu seinem großen Wissen gelangt war. Darin aber besteht ja die ganze Kunst der Pädagogik, die Wissenschaft so verständlich und leicht faßbar zu machen, daß man sie zwingen kann, sich in der schlichtesten und einfachsten Sprache auszudrücken.

Es gibt keine schwierigen Wissenschaften, sondern nur schwierige, d. h. schwer verdauliche Darstellungsformen. Die gelehrte, d. h. die konventionelle, abgekürzte, gleichsam stenographische Sprache hat nur eine zeitliche Bedeutung und taugt nur für Schüler. Ihr Inhalt versteckt sich in algebraischen Formeln, damit es nicht nötig ist, da, wo man ein Gesetz entdeckt, hundertmal ein und dasselbe zu wiederholen. Der Inhalt der Wissenschaft geht durch eine ganze Reihe scholastischer Kunstgriffe hindurch und wird von allerhand schulmäßigem Wust überwuchert. Die Doktrinäre gewöhnen sich so schnell an eine solche Verunstaltung der Sprache, daß sie gar keine andere mehr kennen und verstehen können. In früheren Zeiten war ihnen diese Kunstsprache fast ebenso teuer wie der schwer erworbene Arbeitsgroschen, da sie ihnen

als ein Unterscheidungszeichen von der vulgären Umgangssprache diente. Wenn wir aber die Schule verlassen und zu einem wirklichen Wissen gelangen, werden uns all diese Eselsbrücken widerwärtig, und wir fangen an, nach Einfachheit zu streben. Wer hat es nicht bemerkt, daß die Schüler und Adepten der Wissenschaft im allgemeinen weit mehr schwierige Kunstausdrücke gebrauchen, als die wirklichen Gelehrten und Kenner.

Der zweite Grund der Dunkelheit unserer Wissenschaften ist die Gewissenlosigkeit unserer Lehrer, welche sich bemühen, einen Teil der Wahrheit zu verbergen und den gefährlichen Fragen aus dem Wege zu gehen. Eine Wissenschaft, welche ein anderes Ziel als das wahre Wissen hat, ist keine Wissenschaft. Sie muß vielmehr die Kühnheit der geraden und offenen Rede haben. Diesen Mangel an Aufrichtigkeit, eine solche ängstliche Bereitschaft zu allerhand Zugeständnissen konnte man Vogt nicht zum Vorwurf machen. Eher durften ihm vielleicht allzu zarte Gemüter vorwerfen, daß er seine Wahrheit gar zu freimütig und offenherzig ausspreche, trotzdem sie sich in einem direkten Gegensatz zu der allgemein anerkannten Lüge befand. Die christliche Anschauung hat uns einen gewissen Dualismus gelehrt und uns so sehr an ideale Symbole gewöhnt, daß uns alles Natürliche und Gesunde unangenehm berührt. Unser Verstand, der seit Jahrhunderten gewaltsam verrenkt worden ist, verabscheut die nackte Schönheit und das Licht des Tages, er sehnt sich nach dem Helldunkel und nach allerhand Hüllen und Vorhängen.

Bei der Lektüre von Vogts Werken ärgern sich viele, weil er sich nicht im geringsten davor scheut, die äußersten Konsequenzen zu ziehen, daß es ihm so leicht ist, ein Opfer zu bringen, und daß er gar keine Anstrengungen macht und sich nicht plagt und abquält, die Biologie mit der Theodizee zu versöhnen. Es scheint so, als ob die letztere für ihn überhaupt nicht existiere.

In der Tat ist Vogts Natur derart, daß er nie anders gedacht hat und nie anders denken konnte. Darin besteht ja gerade sein ursprünglicher Realismus. Die theologischen Ein-

wände konnten für ihn nur ein historisches Interesse haben. Die Unsinnigkeit des Dualismus ist seinem einfachen und schlichten Verstande so klar, daß er es gar nicht über sich bringt, sich in einen Streit darüber einzulassen, während seine Gegner, die chemischen Theologen und die heiligen Kirchenväter der Physiologie, es nicht vermögen, die Magie oder die Astrologie zu widerlegen. Vogt setzt sich mit Scherzen über ihre Angriffe hinweg, und das ist kein großes Unglück.

Der Unsinn, den man gegen ihn vorbringt, ist allgemein und darum sehr schwerwiegend. Die Kindheit des menschlichen Gehirns ist noch so mächtig, daß sie eine einfache Wahrheit nicht fassen kann. Für die zerstreuten, verworrenen und unklaren Köpfe ist eben nur das verständlich, was man überhaupt nicht verstehen kann, was unmöglich, töricht und albern ist.

Es hat keinen Wert, sich hierbei auf die Menge zu berufen. Die Literatur, die gebildeten Kreise, die Richter, die Lehranstalten, die Regierungen und die Revolutionäre wetteifern miteinander, diese generelle, angeborene Torheit des Menschengeschlechts aufrecht zu erhalten, und wie vor siebzig Jahren der trockene Deist Robespierre Anacharsis Klotz hinrichten ließ, so würde heute irgend ein Wagner Vogt am liebsten dem Henker ausliefern.

Ein Kampf ist unmöglich, die Macht ist auf ihrer Seite. Gegen eine Handvoll Gelehrte, Naturforscher, Mediziner, zwei, drei Philosophen und Dichter steht eine ganze Welt von Pius IX. mit seiner unbefleckten Empfängnis bis zu Mazzini mit seinem republikanischen Iddio; von den Moskauer orthodoxen alten Weibern des Slawentums bis zum Generalleutnant Radowitz, der sterbend dem Professor Wagner ein Testament hinterließ, wie es wohl noch keinem in den Kopf gekommen ist, ein ähnliches zu machen (er übertrug ihm nämlich die Unsterblichkeit der Seele und ihre Verteidigung), von den amerikanischen Geisterbeschwörern, welche die Seele der Verstorbenen zitieren, bis zu den englischen Missionären und Obersten, welche den Indiern zu Pferde und vor versammelter Front das Wort Gottes predigen.

Den freien Menschen bleibt nichts anderes, als das Bewußtsein ihres Rechts und die Hoffnung auf die künftigen Geschlechter.

Wie aber, wenn man beweisen könnte, daß dieser Unsinn, dieser religiöse Wahn die einzige Bedingung für die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft oder dafür sei, daß der Mensch ruhig neben dem Menschen leben kann? Und daß man deswegen beide um ihren Verstand bringen und sie einschüchtern und in Schrecken setzen müßte, daß dieser Wahn das einzige Mittel, die einzige List sei, durch die die Geschichte vorwärts schreitet?

Ich erinnere mich einer französischen Karikatur über die Fourieristen und ihre attraction passionnée. Sie stellt einen Esel dar, dem man eine Stange auf den Rücken gebunden hat. Auf dieser Stange hängt ein Heubündel so, daß er es nicht erreichen kann. Der Esel glaubt, er müsse vorwärts laufen, wenn er das Heu bekommen will. Das Heu aber bewegt sich mit ihm zusammen, und er läuft immer hinter ihm her. Vielleicht wird das gutmütige Tier noch manches Stück Weges so weiter gehen, darum bleibt es doch der Betrogene und der Dumme!

Ich gehe jetzt zu der Erzählung über, wie mich ein Land herzlich aufnahm, um dieselbe Zeit, als mich ein anderes ohne jeden Grund aus seinen Grenzen hinaustrieb.

Schaller hatte Vogt versprochen, sich um meine Naturalisation zu bemühen, d. h. eine Gemeinde zu finden, welche bereit wäre, mich aufzunehmen, und später in dem Großen Rat für die Sache einzutreten. In der Schweiz ist es für die Naturalisation vor allem notwendig, daß zunächst irgend eine Dorf- oder eine Stadtgemeinde sich bereit erkläre, den Betreffenden zu ihrem Bürger zu machen, was vollständig mit der Autonomie eines jeden Kantons und jedes Fleckens im Einklang steht. Das kleine Dorf Châtel in der Nähe von Morat (Murten) war einverstanden, meine Familie für eine kleine Geldsumme zum Besten der Dorfgemeinde in die Zahl der einheimischen Bauernfamilien aufzunehmen. Das kleine Dorf liegt nicht weit von dem Murtener See, in dessen Nähe Karl der Kühne geschlagen und getötet wurde. Dieser Tod und der Name Karls

des Kühnen dienten der österreichischen Zensur (und später auch der russischen) dazu, in der Rossinischen Oper den Namen Wilhelm Tell durch den Karls zu ersetzen.

Als die Sache vor den Großen Rat kam, suchten zwei jesuitische Abgeordnete gegen mich zu sprechen, aber sie richteten nichts aus. Einer von ihnen meinte, man müsse zuerst wissen, warum ich in die Verbannung geschickt worden sei, und wodurch ich den Zorn Nikolaus' I. auf mich gelenkt hätte. „Aber das ist doch eine Empfehlung!" antwortete ihm ein anderer, und alle fingen an zu lachen. Ein zweiter verlangte aus Vorsicht und Ängstlichkeit noch weitere Garantien, damit die Erziehung und Erhaltung meiner Kinder im Fall meines Todes nicht der Kommune zur Last falle. Aber auch dieser Bruder in Christo ließ sich schließlich durch die Antwort Schallers beruhigen. Meine Bürgerrechte wurden mit ungeheuerer Mehrheit anerkannt, und so wurde ich aus einem russischen Hofrat zu einem Fronbauer des Dörfleins Châtel bei Murten, originaire de Châtel près Morat, wie der Schreiber in Freiburg in meinem Paß verzeichnete.

Die Naturalisation hindert einen keineswegs daran, in Rußland Karriere zu machen; dafür habe ich zwei glänzende Beispiele vor Augen. Louis Bonaparte ist Bürger von Turgau und Alexander Nikolajewitsch ist Darmstädter Bürger. Beide wurden nach ihrer Naturalisation — Kaiser. Aber so weit geht mein Ehrgeiz nicht.

Nachdem ich die Nachricht über die Annahme meines Gesuches erhalten hatte, mußte ich nach meiner neuen Heimat reisen, um meinen jetzigen Mitbürgern zu danken und ihre Bekanntschaft zu machen. Zudem hatte ich um diese Zeit das starke Bedürfnis, allein zu sein, mich in mich selbst zurückzuziehen, alles Vergangene zu überschauen und einen Blick in die von Nebeln verhüllte Zukunft zu werfen; ich war daher sehr froh über diesen äußerlichen Anstoß.

Kurz vor meiner Abreise aus Nizza erhielt ich eine Einladung von dem Polizeichef de la sicurezza pubblica. Er eröffnete mir, daß der Minister des Innern mich auffordere, das sardinische Gebiet sofort zu verlassen. Diese merkwürdige

Maßregel seitens der zahmen und nachgiebigen sardinischen Regierung wunderte mich noch weit mehr, als meine Ausweisung aus Paris im Jahre 1850. Außerdem lag dafür nicht der geringste Vorwand vor.

Man sagt, ich habe diese Überraschung dem Eifer zweier kaisertreuer russischer Damen in Nizza zu verdanken. Neben ihnen ist es mir angenehm, noch den Justizminister Panin zu nennen. Er konnte es nicht vertragen, daß ein Mensch, der sich den allerhöchsten Zorn des Kaisers Nikolaus zugezogen hatte, ruhig in derselben Stadt wie er lebte und allerhand Aufsätze schrieb, obwohl er wußte, daß der Kaiser dies nicht gern sah. Bei seiner Reise nach Turin soll der Justizminister den Minister d'Azeglio gebeten haben, mich doch aus Freundschaft zu ihm auszuweisen. D'Azeglios Herz ahnte wahrscheinlich, daß ich, als ich noch in den Krutitzkischen Kasernen saß, während meines italienischen Studiums seinen Roman La Disfida di Barletta, der zwar weder klassisch noch altertümlich, aber darum nicht weniger langweilig war, gelesen und daß ich unschuldig war; vielleicht konnte er sich auch darum nicht entschließen, mich auszuweisen, weil es zuvor nötig war, den Botschafter hinzusenden, ehe man sich auf solche freundschaftliche Aufmerksamkeiten einließ. Nikolaus aber zürnte Karl Albert noch immer wegen seiner aufrührerischen Ideen.

Dafür benutzten der Intendant von Nizza und die Minister in Turin diese Empfehlung bei der ersten Gelegenheit. Wenige Tage vor meiner Ausweisung fand in Nizza ein Volksauflauf statt, bei welchem die Bootsführer und Krämer unter dem Einfluß der Beredsamkeit des Bankiers Avigdor einen recht frechen Protest gegen die Aufhebung des Freihafens erhoben, wobei sie sich auf die Unabhängigkeit der Grafschaft Nizza und ihre unveräußerlichen Rechte beriefen. Die allgemeine und freie Zollverfassung im ganzen Königreiche verringerte ihre Privilegien, ohne Rücksicht auf die Unabhängigkeit der Grafschaft Nizza und ihre Rechte, die in den Gesetzestafeln der Geschichte verzeichnet standen. Avigdor, dieser Paillon (so heißt ein seichter, ausgetrockneter Fluß, der durch Nizza

hindurchfließt), wurde ins Gefängnis geworfen, nachts streiften Patrouillen umher, aber es war auch sehr viel Volk auf den Straßen, beide Parteien sangen allerhand Lieder, und zwar dieselben — das war alles. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß kein anderer Ausländer an diesem Familienzwist um die Tarife und Zölle im geringsten beteiligt war. Dennoch nannte der Intendant mehrere Emigranten als Anstifter der Unruhen, unter ihnen auch mich. Das Ministerium wollte wohl ein Beispiel heilsamer Strenge geben und befahl, mich in Gemeinschaft mit noch einigen anderen hinauszujagen.

Ich ging zum Intendanten (einem Jesuiten) und bemerkte, es sei ein vollkommener Luxus, einen Menschen auszuweisen, der eben selbst im Begriff sei, die Stadt zu verlassen und einen visierten Paß in der Tasche habe. Dann fragte ich ihn, was eigentlich los sei. Er behauptete, er sei ebenso erstaunt wie ich, diese Maßregel rühre von dem Ministerium des Innern her, ohne daß er zuvor von ihr in Kenntnis gesetzt worden sei. Dabei war er so liebenswürdig gegen mich, daß ich nicht im geringsten im Zweifel war, er habe mir diese Sache eingebrockt. Ich schrieb noch einen Brief an den bekannten Deputierten der Opposition, Lorenzo Valerio, schilderte ihm unser Gespräch und reiste nach Paris ab.

Valerio griff das Ministerium in einer Interpellation aufs heftigste an und verlangte Rechenschaft, warum ich ausgewiesen sei. Das Ministerium geriet in Verlegenheit, suchte jeden Einfluß der russischen Diplomatie abzustreiten, führte alles auf Denunziationen des Intendanten zurück und schloß schließlich mit den Worten, daß es gern bereit sei, den Beschluß rückgängig zu machen, wenn es im Übereifer zu voreilig gehandelt haben sollte.

Die Opposition applaudierte. De facto war also meine Ausweisung wieder aufgehoben, trotzdem aber antwortete mir der Minister nicht auf einen Brief, den ich an ihn schrieb. Ich las die Rede Valerios und die Antwort des Ministers in den Zeitungen, und entschloß mich, bei meiner Rückreise aus Freiburg Turin zu berühren. Weil ich keine Absage auf mein Ge-

such nach einem Paß haben wollte, reiste ich ohne Paß. Auf der piemontesischen Grenze werden die Pässe von den Schweizer Behörden ohne die pedantische Strenge der französischen Gendarmen visiert. In Turin begab ich mich zum Minister des Innern. Statt seiner wurde ich von seinem Gehilfen, dem Grafen Pons di San Martino, dem Verweser der höchsten Polizeibehörde empfangen, einem Menschen, welcher in jenen Kreisen sehr bekannt, ein kluger, verschlagener und der katholischen Partei aufs lebhafteste ergebener Mann war.

Ich war durch den Empfang aufs äußerste verwundert. Er sagte mir selbst alles, was ich ihm hatte sagen wollen. Etwas Ähnliches passierte mir in der Audienz bei Dubbelt, aber der Graf Pons übertraf jenen noch um ein Bedeutendes.

Er war sehr alt, kränklich, mager, hatte ein abstoßendes Äußere und böse, tückische Züge. Sein Gesicht hatte etwas vom klerikalen Typus und der Kopf war mit spröden grauen Haaren bedeckt. Ehe ich noch Zeit fand, zehn Worte darüber zu sagen, warum ich um eine Audienz beim Minister nachgesucht habe, unterbrach er mich mit den Worten:

„Ich bitte Sie, hier kann doch kein Zweifel obwalten, gehen Sie nach Nizza, gehen Sie nach Genua, oder bleiben Sie hier! Nur bitte ich Sie, ohne die mindeste Rankune; wir werden sehr froh sein; das alles rührt vom Intendanten her. Sehen Sie, wir gehen noch in die Schule, wir sind noch nicht an die Gesetzlichkeit und an das konstitutionelle Regime gewöhnt. Wenn Sie etwas Ungesetzliches getan hätten — dazu sind doch die Gerichte da; dann hätten Sie freilich keinen Grund, sich über die Ungerechtigkeit zu beklagen."

„Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden."

„So aber ergreift man allerhand Maßnahmen, welche nur Unzufriedenheit erwecken und großes Aufsehen machen; ganz ohne allen Grund."

Nach dieser Rede gegen sich selbst ergriff er ein Formular des Ministeriums des Innern und schrieb folgendes darauf: Si permette al sig. A. H. di ritornare a Nizza e di restarvi quanto tempo credera conveniente. Per il ministro S. Martino

— 12. Luglio 1851. „Bitte, nehmen Sie das auf jeden Fall, Sie können übrigens überzeugt sein, daß Sie dieses Papier gar nicht brauchen werden. Ich bin sehr, sehr erfreut, daß wir diese Sache zusammen erledigt haben."

Da dieses Vulgariser so viel bedeutete als ... „Sie können gehen!" verließ ich meinen Pons, und freute mich schon im voraus auf das Gesicht, das der Intendant von Nizza machen würde. Doch es war wohl nicht Gottes Wille, daß ich ihn wiedersehen sollte. Als ich zurückkam, war der Intendant bereits durch einen anderen ersetzt.

Aber ich kehre nach Freiburg und seinem Kanton zurück. Nachdem wir uns die berühmten Orgeln angehört und über die bekannte Brücke gefahren waren, wie alle Sterblichen, welche Freiburg besuchen, begaben wir uns mit einem gutmütigen alten Herrn, dem Kanzler des Kantons Freiburg, nach Châtel. In Murten bat uns der Polizeipräfekt, ein energischer und radikaler Mann, ein wenig bei ihm zu warten. Der Schulze hatte ihn gebeten, ihn vorher von unserer Ankunft zu benachrichtigen, weil es sowohl ihm wie auch allen anderen Hofbesitzern sehr unangenehm gewesen wäre, wenn ich ganz unerwartet erschienen wäre, während alle auf dem Felde bei der Arbeit waren. Nachdem wir zwei Stunden in Morat oder Murten spazieren gegangen waren, machten wir uns auf den Weg, und der Präfekt mit uns.

Neben dem Hause des Schulzen erwarteten uns einige ältere Bauern, an ihrer Spitze der Schulze selbst, ein ehrwürdiger, hoher Graukopf, der zwar schon vom Alter gebeugt, aber immer noch ein kräftiger, muskulöser alter Mann war. Er trat vor, nahm die Mütze ab, streckte mir seine große Hand entgegen und sagte: „Lieber Mitbürger!" Hierauf hielt er in seiner deutsch-schweizerischen Mundart eine Begrüßungsrede, von der ich indessen kein Wort verstand. Ich konnte mir aber ungefähr denken, was er zu mir gesagt hatte, und weil ich in Betracht zog, daß er ebensowenig wie ich zeigen würde, daß er mich nicht verstehe, faßte ich Mut und antwortete ihm kühn mit folgender Rede:

„Lieber Mitbürger, Herr Schulze und liebe Bürger von

Châtel! Ich danke euch von Herzen, daß ihr mir und meinen Kindern in eurer Gemeinde eine Zuflucht gewährt und damit meinem heimatlosen Wanderleben ein Ende bereitet habt. Liebe Mitbürger! Ich habe meine Heimat nicht darum verlassen, weil ich eine neue suchte. Ich liebe das russische Volk von ganzem Herzen, und habe Rußland nur darum den Rücken gekehrt, weil ich kein stummer und müßiger Zeuge seiner Unterdrückung sein wollte. Ich habe das Land nach der Verbannung verlassen, verfolgt von dem grausamen Despotismus Nikolaus' I. Seine Hand, welche mich bisher überall dort erreichte, wo es einen Herrn oder einen König gibt, ist indessen nicht lang genug, um mich auch in eurer Gemeinde noch zu fassen. Ich begebe mich ruhig unter euren Schutz und unter euer Dach, komme zu euch wie in einen Hafen, in dem ich immer Ruhe und Frieden finden kann. Ihr, liebe Bürger von Châtel, ihr wenigen Menschen könnt die Hand des russischen Kaisers, die mit einer Million von Bajonetten bewaffnet ist und sich nach mir ausstreckt, aufhalten, indem ihr mich in eurer Mitte aufnehmt. Ihr seid stärker als er. Aber eure Stärke liegt nur in euren Jahrhunderte alten republikanischen Institutionen. Mit Stolz schließe ich mich eurem Bunde an. Hoch lebe die helvetische Republik!"

„Den neuen Bürger hoch! Es lebe der neue Bürger!" antworteten die alten Leute und drückten kräftig meine Hand. Ich selbst war ein wenig begeistert und gerührt.

Der Schulze lud uns zu sich ein.

Wir betraten das Vorhaus und setzten uns auf die Bänke hinter einem langen Tisch, auf dem Brot und Käse stand. Zwei Bauern brachten eine Flasche von ungeheurer Größe herein, die noch größer war, als jene klassischen Flaschen, welche den ganzen Winter hindurch in unseren altertümlichen Häusern irgendwo auf der Ofenbank herumstehen und mit Schnäpsen und Likören gefüllt sind. Diese Flasche befand sich in einem geflochtenen Korb und enthielt Weißwein. Der Schulze sagte uns, daß dieser Wein aus Châtel stamme, er sei bloß sehr alt, er kenne diese Flasche schon mehr als dreißig Jahre, und sie werde nur bei ganz außerordentlichen Gelegen-

heiten aufgetragen. Alle Bauern setzen sich mit uns an den Tisch, mit Ausnahme von zweien, welche sich mit der ehrwürdigen Flasche zu schaffen machten. Sie gossen den Wein aus ihr in einen großen Krug, der Schulze aber schenkte aus dem Kruge in die Gläser ein. Vor jedem Bauern stand ein Glas, mir aber brachte er einen besonders schönen kristallenen Becher, wobei er sich an den Kanzler und den Präfekten wandte und sagte: „Nicht wahr, Sie entschuldigen, wenn wir den Ehrenbecher heute unserem neuen Mitbürger reichen. Sie sind doch hier zu Hause." Während der Schulze den Wein in die Gläser goß, bemerkte ich, daß einer der Anwesenden, der nicht ganz wie ein Bauer gekleidet war, sehr unruhig zu sein schien, sich fortwährend den Schweiß von der Stirne abwischte, beständig errötete und sich nicht ganz wohl fühlte. Als der Schulze mich hochleben ließ, sprang er mutig in die Höhe, wandte sich an mich und begann eine Rede. „Dieser Bürger," flüsterte mir der Schulze mit wichtiger Miene ins Ohr, „ist unser Dorfschullehrer." Ich stand auf.

Der Lehrer sprach nicht die Schweizer Mundart, sondern hochdeutsch. Seine Rede war keineswegs einfach, und lehnte sich an bekannte Muster berühmter Redner und Schriftsteller an. Er erwähnte Wilhelm Tell und Karl den Kühnen. (Was hätte hier wohl die österreichisch-alexandrinische Theaterzensur gemacht, hätte sie vielleicht Tell Wilhelm den Kühnen und Karl Karl Tell genannt?) Hierbei ließ er sich natürlich auch den zwar nicht neuen, aber eindrucksvollen Vergleich der Unfreiheit mit einem vergoldeten Käfig, dem der Vogel trotz alledem zu entfliehen strebt, nicht entgehen. Nikolaus dem Ersten gab er es ordentlich; er stellte ihn neben die meistgehaßten Männer der russischen Geschichte. Ich wollte ihn eigentlich unterbrechen und ihm zurufen: „Beleidigen Sie doch die Toten nicht!", aber ich schwieg, wie wenn ich ahnen konnte, daß Nikolaus auch bald zu ihnen gehören würde.

Die Bauern hörten ihm mit ausgestreckten, sonnenverbrannten, faltigen Hälsen zu und beschatteten ihre Augen mit den Händen; der Kanzler nickte ein bißchen ein und

lobte dann den Redner zu allererst, um sich nichts merken zu lassen.

Unterdessen legte auch der Dorfschulze die Hände nicht in den Schoß, schenkte immer wieder Wein ein und brachte, wie ein geübter Zeremonienmeister, fortwährend Toaste aus. „Auf den Bund! Auf Freiburg und seine radikale Regierung! Auf den Präsidenten Schaller!“ usw.

„Auf meine liebenswürdigen Mitbürger von Châtel!“ rief ich schließlich, denn ich merkte, daß der Wein trotz seines milden Geschmacks keineswegs schwach war. Alle erhoben sich... Der Schulze aber sagte: „Nein, nein, lieber Mitbürger! einen ganzen Becher, wie wir auf Sie getrunken haben!“ Die alten Leute gingen nach Hause. Der Wein hatte sie warm gemacht. „Bringen Sie doch Ihre Kinder mit,“ sagte einer. — „Ja, ja,“ sagte ein anderer, „sie sollen doch sehen, wie wir hier leben; wir sind einfache Leute und werden sie schon nichts Schlimmes lehren. Und wir möchten sie auch gern kennen lernen!“ „Unbedingt!“ sagte ich. „Ich werde sie euch bestimmt bringen!“

Jetzt begann sich der Schulze wegen des schlechten Empfanges zu entschuldigen; der Kanzler sei an allem schuld, er hätte ihn zwei Tage früher benachrichtigen müssen, dann wäre alles ganz anders gegangen, man hätte auch Musik bestellen können, vor allem aber hätte man mich mit Flintensalven begrüßt und zum Abschied noch einige Schüsse abgegeben. Ich war nahe daran, ihm mit Louis Philippe zuzurufen: „Ich bitte Sie, was ist denn geschehen? Châtel ist um einen Bauern reicher geworden, das ist alles!“

Wir trennten uns als große Freunde. Ich wunderte mich ein wenig, daß kein weibliches Wesen zugegen gewesen war, weder eine Jungfrau, noch eine junge oder eine alte Frau. Auch die jungen Männer fehlten ganz. Übrigens spielte sich das alles während der Arbeitszeit ab. Außerdem war es sehr merkwürdig, daß der Pastor zu diesem seltenen Fest nicht eingeladen worden war.

Ich rechnete ihnen das sehr hoch an. Der Pastor hätte sicher alles verdorben, eine dumme Rede gehalten und mit

seiner strengen Frömmigkeit einer Fliege im Weinglase geglichen, die man unbedingt herausfischen muß, wenn einem der Wein schmecken soll.

Zuletzt setzten wir uns wieder in den kleinen Wagen oder die Droschke des Kanzlers, brachten den Präfekten nach Morat und fuhren nach Freiburg zurück. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, ich war sehr müde, hatte Schlaf, und mein Kopf drehte sich, aber ich gab mir Mühe, nicht einzuschlafen. Ist das am Ende ihr Wein? fragte ich mich, und kam mir selbst ein wenig verächtlich vor... Der Kanzler lächelte boshaft und nickte bald ein; es fing an zu regnen; ich deckte mich mit dem Mantel zu und wollte eben einschlafen, aber ich wachte bald wieder auf, weil ich ganz naß war; es regnete Bindfäden, die schwarzen Wolken schienen Funken aus den Felsspitzen zu schlagen, ferne Donnerschläge rollten dumpf durchs Gebirge. Der Kanzler stand im Vorhaus, lachte laut und unterhielt sich mit dem Wirt des „Zähringer Hofes“.

„Was meinen Sie?“ fragte mich der Wirt; „unser einfacher Bauernwein ist ein anderer Tropfen wie euer französischer?“

„Wie? Sind wir wirklich schon angekommen?“ sagte ich, während ich ganz naß aus der Droschke stieg.

„Das ist nicht so merkwürdig, wie das, daß Sie das Gewitter verschlafen haben. Es hat lange kein solches gegeben. Haben Sie wirklich nichts davon gehört?“

„Nichts!“

Später erfuhr ich, daß die einfachen schweizerischen Weine die einen ganz milden Geschmack haben, mit den Jahren eine ungeheuere Kraft bekommen, und eine sehr starke Wirkung auf die ausüben, welche nicht an sie gewöhnt sind. Der Kanzler hatte mir das absichtlich nicht gesagt. Aber selbst wenn er es mir gesagt hätte, hätte ich den gutmütigen Bauern nicht gern einen Korb gegeben, oder es verschmäht, in ihre Toaste mit einzustimmen. Und ebensowenig hätte ich bloß meine Lippen benetzt und bloß so getan, als ob ich trinke. Daß ich richtig gehandelt habe, beweist mir folgender Umstand. Als ich etwa nach einem Jahr auf der Reise von Bern nach Genf

dem Präfekten von Morat auf einer Station begegnete, sagte er zu mir: „Wissen Sie, daß Sie bei unseren Bewohnern von Châtel eine ganz besondere Popularität genießen?“ „Nein?“ „Sie erzählen noch heute mit stolzer Befriedigung, wie ihr neuer Mitbürger nach ihrem Wein das Gewitter verschlafen hat und während des größten Regens, ohne es zu merken, von Morat bis Freiburg gefahren ist.“

So geschah es, daß ich mir mit dem Wein von Châtel einen Rausch antrank und ein freier Bürger des Schweizer Bundes wurde.

XXX. P. G. Proudhon. — Die Voix du Peuple. — Ein Briefwechsel. — Proudhons Bedeutung. — Nachtrag.

Nach den Junibarrikaden wurden auch die Druckereien aufgehoben. Die erschrockenen Journalisten verstummten ganz. Nur der greise Lamennais erhob sich als der düstere Schatten des Richters; er verfluchte den Alba der Junitage — Cavaignac und seine Kameraden, und rief dem Volke finster zu: „Du aber schweige, du bist zu arm, um ein Recht aufs freie Wort zu haben!"

Als die ersten Schrecken des Belagerungszustandes vorüber waren, und die Zeitungen wieder aufzuleben begannen, fanden sie statt der brutalen Gewalt ein ganzes Arsenal fertiger Klauseln und gesetzlicher Fallstricke vor. Es begann die alte Parforcejagd auf die Redakteure, bei der sich besonders die Minister Louis Philippes auszeichneten. Der Trick besteht vor allem in der Erschöpfung der Kautionssummen durch eine Reihe von Prozessen, die immer mit dem Gefängnis oder einer hohen Geldstrafe endigen. Die Geldstrafe aber wird aus der Kautionssumme bezahlt; solange diese Summe nicht wieder ergänzt ist, darf die Zeitschrift nicht erscheinen, und ist sie ergänzt, so gibt es einen neuen Prozeß. Dieses Spiel führt immer zum Ziel, weil die richterliche Gewalt bei allen politischen Verfolgungen Hand in Hand mit der Regierung arbeitet.

Ledru Rollin und nach ihm der Oberst Frappoli, als Vertreter der Mazzinischen Partei, haben große Summen geopfert, aber sie konnten die „Reforme" nicht retten. Alle energischen Organe des Sozialismus und der Republik wurden auf diese Weise vernichtet, darunter auch, und zwar gleich im Anfang, der „Représentant du Peuple" von Proudhon und später sein „Peuple". Noch ehe ein Prozeß zu Ende war, hatte ein neuer begonnen.

Ein Redakteur — ich glaube, es war Duchin — wurde dreimal wegen immer neuer Anklagen aus dem Gefängnis vor die Geschworenen geführt und jedesmal aufs neue zu Gefängnis und Geldstrafen verurteilt. Als ihm, vor dem Untergang seiner Zeitschrift, das letzte Urteil verkündigt wurde, wandte

er sich an den Staatsanwalt und sagte: „L'addition s'il vous plait!" Er hatte in der Tat im ganzen etwa zehn Jahre Gefängnis und fünfundzwanzigtausend Franken Geldstrafe erhalten.

Proudhon stand unter Anklage, als seine Zeitschrift nach dem 13. Juni ihr Erscheinen einstellte. An diesem Tage drang die Nationalgarde in seine Druckerei ein, zerbrach die Maschinen und warf die Drucktypen auf den Boden, wie wenn sie im Namen der bewaffneten Bürger erklären wollte, daß in Frankreich von nun ab eine Periode schlimmster Vergewaltigungen und polizeilicher Willkür beginnen solle.

Der unbezähmbare Gladiator, dieser eigensinnige Bauer aus Besançon, wollte indessen die Waffen nicht strecken und begann sofort mit der Herausgabe einer neuen Zeitschrift: „La Voix du Peuple". Er brauchte vierundzwanzigtausend Franken, um die Kaution zu bezahlen. E. Girardin war geneigt, das Geld zu hinterlegen, aber Proudhon wollte nicht von ihm abhängig sein, und Ssasonoff machte daher mir den Vorschlag, die Kautionssumme vorzustrecken.

Ich verdankte Proudhon manches in meiner Entwicklung, daher überlegte ich mir die Sache ein wenig und gab meine Zustimmung, obwohl ich wußte, daß diese Summe nicht sehr lange vorhalten würde.

Die Lektüre Proudhons wie die Hegels verleiht uns eine gewisse Methode und schärft unsere Waffen, sie gibt keine fertigen Resultate, sondern nur Mittel und Werkzeuge. Proudhon ist in erster Linie Dialektiker der sozialen Kontroversen. Die Franzosen wollen in ihm den Experimentator sehen, und da sie bei ihm weder die Berechnungen der Phalanstere noch ikarische Polizeiämter entdecken, zucken sie die Achseln und legen das Buch beiseite.

Proudhon ist natürlich selbst schuld, weil er das „destruo et aedificabo" zum Motto für seine ökonomischen Widersprüche gewählt hatte; seine Stärke liegt nicht im Aufbau, sondern in der Kritik des Bestehenden. Aber diesen Fehler machen seit uralten Zeiten alle Zerstörer des Alten; dem Menschen widerstrebt das bloße Zerstören; wenn einer sich an das Nieder-

reißen macht, dann lebt sicher das Ideal irgend eines Zukunftbaues in seinem Kopfe, obwohl es oft nur das Lied des Maurers ist, der die Mauer abträgt.

In der Mehrzahl der sozialwissenschaftlichen Werke sind nicht die Ideale das Wesentliche, welche entweder immer etwas für die Gegenwart Unerreichbares darstellen oder aber auf irgend eine einseitige Lösung hinauslaufen, sondern das, was zu einem Problem wird, indem wir darauf losgehen. Der Sozialismus bezieht sich nicht bloß auf das, was durch das vergangene empirisch-religiöse Leben zur Lösung gekommen, sondern auch auf das, was durch das Bewußtsein einer einseitigen und beschränkten Wissenschaft hindurchgegangen ist; nicht nur auf die juristischen Folgerungen, die auf der traditionellen Gesetzgebung beruhen, sondern auch auf die Ergebnisse der politischen Ökonomie. Er stößt mit dem rationellen Sein der Epoche der Garantien und der bürgerlichen Wirtschaftsordnung wie mit seiner Unmittelbarkeit zusammen, so wie die politische Ökonomie mit dem theoretisch-feudalen Staat.

In dieser Negation, in dieser Verflüchtigung des alten gesellschaftlichen Daseins liegt die gewaltige Kraft und Stärke Proudhons. Er ist ebenso ein Poet der Dialektik wie Hegel, — nur mit dem Unterschied, daß sich der eine auf der ruhigen Höhe des wissenschaftlichen Fortschritts hält, während der andere hineingerissen wird in die Aufregungen der Volksbewegungen und in das Handgemenge der Parteien.

Mit Proudhon beginnt eine neue Reihe der französischen Denker. Seine Werke bilden eine Revolution nicht bloß in der Geschichte des Sozialismus, sondern auch in der Geschichte der französischen Logik. In seiner dialektischen Kraft ist er stärker und freier, als die talentvollsten Franzosen. Reine und gescheite Menschen, wie Pierre Leroux und Considérant können weder seinen Ausgangspunkt noch seine Methode verstehen. Sie sind gewöhnt, mit vorher gegebenen Begriffen zu spielen, in einem bestimmten Kostüm aufzutreten, ausgetretene Wege nach schon bekannten Zielen zu gehen. Proudhon geht dagegen rücksichtslos durch, er fürchtet sich nicht,

auf seinem Wege etwas zu zertreten oder zu knicken, was ihm unter die Füße kommt, oder zu weit zu gehen. Er hat weder die Empfindsamkeit noch jene rhetorische, revolutionäre Keuschheit, welche bei den Franzosen den protestantischen Pietismus ersetzt. Daher bleibt er auch ein Einsamer unter seinen Freunden und erschreckt mehr, als er durch seine Kraft überzeugt.

Man sagt, Proudhon habe einen deutschen Verstand. Das ist nicht richtig, im Gegenteil, sein Verstand ist vollkommen französisch; in ihm lebt jener ursprüngliche gallo-fränkische Genius, wie er uns in Rabelais, in Montaigne, Voltaire, in Diderot und selbst in Pascal entgegentritt. Er hat sich bloß die dialektische Methode Hegels zu eigen gemacht, ebenso wie alle Kunstgriffe der katholischen Eristik; aber weder Hegels Philosophie noch die katholische Theologie haben seinen Gehalt und Charakter bestimmt, — für ihn sind das bloß Werkzeuge, mit denen er seinen Gegenstand prüft, und er hat diese Werkzeuge so für sich zurecht gemacht, hat sie sich so angepaßt, wie er die französische Sprache seinem starken und energischen Denken unterworfen und gefügig gemacht hat. Solche Menschen stehen zu fest auf ihren eigenen Füßen, um sich irgend einer Macht zu fügen oder sich durch sie fesseln und bändigen zu lassen.

„Mir gefällt Ihr System sehr," sagte ein englischer Tourist zu Proudhon. — „Aber ich habe ja gar kein System," antwortete Proudhon ärgerlich, und er hatte recht.

Das ist es gerade, was seine Landsleute irre macht, welche stets an Moralsprüche, systematische Formeln, Erläuterungen und abstrakte, verpflichtende Prinzipien und Rezepte gewöhnt sind.

Proudhon sitzt am Bett eines Kranken und erklärt, es gehe ihm sehr schlecht, und zwar aus folgenden Gründen: Man kann den Sterbenden nicht dadurch gesund machen, daß man eine ideale Theorie aufstellt, wie er sich gesund fühlen könnte, wenn er nicht krank wäre, oder indem man ihm Arzeneien verschreibt, die an und für sich vortrefflich sind, die er aber nicht einnehmen kann, oder die sich nicht herbeischaffen lassen.

Die äußeren Merkmale und Erscheinungen der Finanzwelt spielen für ihn dieselbe Rolle wie die Zähne der Tiere für Cuvier. Sie sind ihm die Leiter, auf der er in die Geheimnisse des sozialen Lebens hinabsteigt. Er studiert an ihnen die Kräfte, welche den kranken Körper zur Auflösung bringen. Wenn er nach jeder Untersuchung einen neuen Sieg des Todes ankündigt, ist das etwa seine Schuld? Hier gibt es doch keine nahestehenden Menschen oder Verwandten, die wir zu erschrecken fürchten brauchten. Wir selbst sind es, die diesen Tod sterben. Der Pöbel schreit empört: Gib uns eine Arzenei oder schweige von der Krankheit. Wozu aber sollte man schweigen? Nur in absolutistisch regierten Staaten ist es verboten, von Mißernten, Epidemien und der Zahl der im Kriege Umgekommenen zu reden. Ein Heilmittel ist offenbar nicht so leicht zu finden. Man hat doch wohl genug Experimente in Frankreich gemacht seit den unmäßigen Aderlässen des Jahres 1793. Man hat es mit Siegen und mit einer forcierten Tätigkeit zu heilen versucht, hat es nach Ägypten, nach Rußland geführt, mit dem Parlamentarismus und dem Börsenspiel, der kleinen Republik und dem kleinen Napoleon behandelt, aber ist darum auch nur das Mindeste besser geworden? Proudhon hat es selbst einmal mit seiner Therapie versucht und mit seiner Volksbank Schiffbruch gelitten, obwohl der Gedanke an und für sich genommen ganz richtig war. Leider glaubt er nicht an Verschwörungen, sonst würde auch er bei allem, was er anfängt, die schönen Worte: Völkerverbrüderung, allgemeine Republik, Bund der Nationen, grande armée de la démocratie! usw. gebrauchen. Aber er verzichtet auf diese Phrasen, schont die altgläubigen Revolutionäre nicht, und so kommt es, daß ihn die Franzosen für einen Egoisten und Individualisten, ja sogar für einen Renegaten und Verräter halten.

Ich kenne alle Werke Proudhons von seiner Schrift über das Eigentum an, bis zu seinem Börsenleitfaden. Vieles hat sich in seinen Ansichten geändert, und wie könnte es anders sein. Man kann nicht eine Epoche durchlebt haben wie die unsrige und immer wieder das Duett in A-moll pfeifen, wie Platon Michailowitsch in „Verstand schafft Leiden“. Bei all diesen

Veränderungen aber fällt uns gerade die innere Einheit auf, die von der Dissertation über die Preisaufgabe der Akademie in Besançon bis zu dem kürzlich erschienenen carmen horrendum der Börsenkorruption hindurchgeht, — jene merkwürdige Ordnung der Gedanken entwickelt, verändert sich, spiegelt die Ereignisse und kehrt in den „ökonomischen Widersprüchen", den „Bekenntnissen" und in seinem Journal immer wieder.

Die Religion und der Doktrinarismus zeichnen sich durch eine gewisse Schwerfälligkeit des Denkens aus. Sie setzen eine hartnäckige Beschränktheit, eine vollendete Abgeschlossenheit, die für sich selbst oder in einem engen Kreise lebt, und alles Neue, was das Leben bringt, ablehnt oder sich nicht darum kümmert, voraus. Die reale Wahrheit muß den Einfluß der Ereignisse enthalten, sie widerspiegeln und sich doch selbst treu bleiben, sonst wäre sie eben keine lebendige, sondern nur eine ewige Wahrheit, die sich in der Totenstarre eines heiligen Stillstandes von dem unruhigen Getriebe dieser Welt ausruht.

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, danach zu fragen, wo und in welchem Falle Proudhon den organischen Grundlagen seiner Lebensanschauung untreu geworden sei. Man führte mir dann gewöhnlich seine politischen Fehler, seine Verstöße gegen die revolutionäre Diplomatie an. Für politische Fehler ist er als Journalist natürlich verantwortlich, aber auch hierbei ist er sich selbst gegenüber nicht im Unrecht. Im Gegenteil, ein Teil seiner Fehler rührte daher, daß er seinen Prinzipien mehr vertraute als der Partei, der er gegen seinen Willen angehörte und mit der er nichts gemein hatte außer dem Haß gegen den gemeinsamen Feind.

Seine politische Tätigkeit war weder seine Stärke noch bildete sie die Grundlage jenes Gedankens, den er mit der ganzen Rüstung seiner Dialektik umkleidete. Ganz im Gegenteil, man sieht vielmehr deutlich, daß die Politik im Sinne des alten Liberalismus und der konstitutionellen Republik bei ihm in den Hintergrund tritt, als etwas, was schon zum Teil der Vergangenheit angehört und immer mehr verschwindet.

Den politischen Fragen gegenüber ist er gleichgültig, zu allen möglichen Konzessionen bereit, weil er diesen Formen keine große Bedeutung beimißt, da sie seiner Ansicht nach unwesentlich sind. In einem ähnlichen Verhältnis stehen alle die zu den religiösen Fragen, welche den christlichen Standpunkt verlassen haben. Ich kann vielleicht zugeben, daß die konstitutionelle Religion des Protestantismus ein wenig freiheitlicher ist als der katholische Absolutismus, aber ich kann die Frage nach der Konfession und nach der Kirche nicht mehr ernst nehmen. Vielleicht werde ich deswegen allerdings manche Fehler und Zugeständnisse machen, welche ein gewöhnlicher Kandidat der Theologie oder selbst ein Dorfpfarrer vermeiden wird.

Es ist kein Zweifel, daß Proudhon in der Nationalversammlung, bei der Zusammensetzung, welche sie hatte, nicht an seinem Platze war, seine Persönlichkeit ging in diesem Philistermilieu verloren. Proudhon erzählt in seinen „Bekenntnissen eines Revolutionärs", daß er sich nicht in die Nationalversammlung hineinfinden konnte. Und was konnte auch ein Mann tun, welcher der Marrasteschen Konstitution, dieser sauren Frucht einer siebenmonatlichen Arbeit von siebenhundert Köpfen, die Worte entgegenschleuderte: „Ich stimme gegen eure Konstitution, nicht weil sie schlecht, sondern weil sie eine Konstitution ist!"

Der parlamentarische Pöbel antwortete auf eine seiner Reden: „Die Rede gehört in den Moniteur und der Redner ins Irrenhaus!" Ich glaube nicht, daß es seit Menschengedenken noch viel derartige parlamentarische Anekdoten gegeben hat, wenigstens seit der Zeit, als der alexandrinische Erzbischof im Namen der Mutter Gottes mit Knütteln bewaffnete Novizen auf die allgemeinen Konzile mitbrachte, bis auf die Senatoren von Washington, die sich den Nutzen der Sklaverei mit Stockhieben klar zu machen suchten.

Aber selbst hier wuchs Proudhon zu seiner ganzen Höhe empor und hinterließ inmitten dieser Parlamentszänkerei noch eine helle Spur.

Als Thiers das Finanzprojekt Proudhons ablehnte, ließ er

eine Bemerkung über die moralische Korruption der Menschen fallen, die solche Lehren verbreiten. Proudhon bestieg die Tribüne und rief dem lächelnden alten Herrn zu, indem er, dieser kernige, grobe Bauer, sich drohend aufrichtete: „Sprechen Sie von den Finanzen und nicht von der Sittlichkeit. Ich kann das nicht für eine persönliche Anspielung halten, das habe ich Ihnen schon im Komitee gesagt. Wenn Sie noch einmal etwas Derartiges wiederholen, dann werde ich Sie zum Zweikampf auffordern!" (Thiers lächelte.) „Nein, Ihr Tod ist mir noch zu wenig, denn damit ist noch nichts bewiesen. Ich werde Ihnen einen anderen Kampf vorschlagen. Hier auf dieser Tribüne will ich mein ganzes Leben erzählen. Punkt für Punkt, ein jeder mag mich daran erinnern, wenn ich etwas vergessen oder auslassen sollte, und dann mag mein Gegner dasselbe tun und seine Geschichte erzählen!" Aller Augen richteten sich auf Thiers. Er saß finster da, sein Lächeln war verschwunden. Er antwortete nicht.

Die feindliche Kammer war still. Proudhon sah die Verteidiger von Religion und Familie voller Verachtung an und verließ die Tribüne. Darin lag seine Kraft. In diesen Worten vernimmt man deutlich die Sprache einer neuen Welt, die mit ihrem Gericht und mit ihren Strafen herannaht.

Seit der Februarrevolution hat Proudhon vorausgesagt, wo Frankreich landen werde. In tausend Variationen hat er immer aufs neue wiederholt: „Nehmt euch in acht, spaßt nicht, das ist nicht Catilina, der vor euren Toren steht, sondern der Tod." Die Franzosen zuckten die Achseln. Man sah weder die nackten Kinnbacken noch die Sense, weder die Sanduhr noch das Kostüm des Todes. Wo sollte er also herkommen? Dies war bloß eine augenblickliche Verfinsterung, das Nachmittagsschläfchen eines großen Volkes. Endlich aber wurde es vielen klar, daß die Sache schlecht stand. Proudhon ließ sich am wenigsten entmutigen und war weniger erschrokken, weil er alles vorausgesehen hatte. Damals warf man ihm nicht nur seine Kälte vor, man sagte auch, er habe das Unglück herbeigerufen. Man erzählt sich doch auch, daß der chinesische Kaiser jedes Jahr den Hofastronomen an

den Haaren zupft, wenn ihm jener erzählt, daß die Tage abzunehmen beginnen.

Proudhons Genius ist den französischen Rhetoren natürlich antipathisch. Seine Sprache beleidigt sie. Die Revolution hat ihren eigenen engherzigen und unduldsamen Puritanismus, ihren Stil, der maßgebend ist, erzeugt, und die Patrioten lehnen alles ab, was nicht in der vorgeschriebenen Form abgefaßt ist, genau so, wie die russischen Richter. Ihre Kritik macht erst vor ihren heiligen Büchern, wie dem „Contrat Social" und der „Erklärung der Menschenrechte" Halt. Sie sind Menschen des Glaubens und hassen die Analyse und den Zweifel; sie sind Verschwörer, und daher machen sie alles gemeinsam und machen aus allem ein Parteieninteresse. Einen unabhängigen Geist hassen sie wie einen Aufrührer, und lieben die selbständigen Geister selbst da nicht, wo sie ihnen in der Vergangenheit begegnen.

Louis Blanc tadelt den exzentrischen Geist Montaignes. Auf diesem gallischen Gefühl, welches die Persönlichkeit in der Herde aufgehen lassen will, beruht ihre Vorliebe für die Gleichmacherei, für die Einheit der Heeresorganisation, für die Zentralisation, mit einem Wort, für den Despotismus.

Der Zynismus des Franzosen und die Schärfe seiner Urteile sind mehr Scherz, Mutwillen, eine gewisse Lust, andere zu necken, als ein Bedürfnis nach Analyse, als ein an der Seele nagender Skeptizismus. Sie besitzen eine ganze Reihe kleiner Vorurteile, winziger Religionen, und für sie treten sie mit der Voreiligkeit eines Don Quixote und dem Eigensinn eines Sektierers ein. Daher können sie weder Montaigne noch Proudhon ihre Freigeisterei und den Mangel an Respekt gegen die allgemein anerkannten Götzen verzeihen. Wie die Petersburger Zensur, erlauben sie es wohl, über einen Titularrat zu spotten, aber beim Geheimrat hört der Spaß auf. 1815 veröffentlichte Girardin in der Presse einen Artikel, in dem er den kühnen und neuen Gedanken aussprach, daß die Grundlagen des Rechtes nicht ewig sind, sondern sich zugleich mit der historischen Entwicklung verändern, Es läßt sich nicht beschreiben, was für einen Lärm dieser Aufsatz verursachte. Die Gazette

de France machte den Anfang, und seitdem wollten das Geschimpf und Geschrei und die Vorwürfe gegen die Unsittlichkeit dieses Gedankens monatelang nicht aufhören.

Die Mitarbeit an der Wiedererneuerung einer Zeitschrift, des „Peuple", kostete natürlich manches Opfer, aber ich schrieb an Ssasonoff und Chojetzki, daß ich bereit sei, die Kaution zu bezahlen.

Bis zu diesem Moment waren meine Beziehungen zu Proudhon nur sehr oberflächlich. Ich hatte ihn ein paarmal bei Bakunin getroffen, mit dem er sehr befreundet war. Bakunin lebte damals mit A. Reichel in einer sehr bescheidenen Wohnung hinter der Seine in der Rue de Bourgogne. Proudhon kam oft dorthin, um sich Reichels Beethoven und Bakunins Hegel anzuhören, aber die philosophischen Diskussionen dauerten gewöhnlich länger als die Symphonie. Sie erinnerten an die berühmten nächtlichen Unterhaltungen Bakunins mit Chomjakoff bei Tschaadajeff und Frau Jelagin über denselben Hegel. 1847 ging Karl Vogt, der auch in der Rue de Bourgogne wohnte und Reichel und Bakunin öfters besuchte, eines Abends, als ihm der ewige Streit über die Phänomenologie langweilig geworden war, nach Hause, um sich schlafen zu legen. Am anderen Morgen kam er zu Reichel, da sie beide zusammen in den Jardin des Plantes gehen wollten. Er war erstaunt, trotz der frühen Stunde im Zimmer Bakunins sprechen zu hören, und öffnete die Tür. Proudhon und Bakunin saßen noch immer auf demselben Platz, vor dem erloschenen Kamin und setzten ihr Gespräch vom gestrigen Abend in kurzen Sätzen fort.

Weil ich mich anfangs vor der bescheidenen Rolle meiner Landsleute und der Begönnerung seitens der großen Leute fürchtete, bemühte ich mich nicht allzusehr, Proudhons Bekanntschaft zu machen, und wie mir scheint, war ich nicht ganz im Unrecht. Der Brief, den mir Proudhon als Antwort auf den meinigen schrieb, war höflich, aber kalt und ein wenig zurückhaltend.

Ich wollte ihm sogleich zeigen, daß er es weder mit einem verrückten russischen Fürsten, der aus einem gewissen revolutionären Dilettantismus und mehr noch aus Prahlerei das

Geld für sein Unternehmen hergeben wollte, noch mit einem orthodoxen Verehrer der französischen Publizisten, welcher vor Dankbarkeit erstirbt, wenn jene vierundzwanzigtausend Franken von ihm annehmen, noch endlich mit irgend einem stumpfsinnigen Bailleur de fonds zu tun habe, welcher glaubt, daß es eine gute Geldanlage sei, wenn man die Kaution für eine Zeitschrift, wie die Voix du Peuple, bezahlt. Ich wollte ihm zeigen, daß ich sehr gut weiß, was ich tue, dabei mein ganz bestimmtes Ziel im Auge habe, und daher einen entscheidenden Einfluß auf die Zeitschrift ausüben wolle. Ich erklärte mich mit allem unbedingt einverstanden, was er über das Geld geschrieben hatte, aber verlangte erstens, daß mir das Recht eingeräumt werde, meine eigenen und fremde Artikel zum Abdruck zu bringen, ferner, daß ich den ganzen ausländischen Teil redigieren, ihm die Redakteure und Korrespondenten für ihn vorschlagen und Honorar für ihre Aufsätze beanspruchen dürfe; das erscheint vielleicht merkwürdig, aber ich kann jedem versichern, daß z. B. der „National“ und die „Réforme“ große Augen gemacht hätten, wenn irgend ein Ausländer es gewagt hätte, Honorar für seine Aufsätze zu verlangen. Sie hätten das für eine Frechheit oder für Wahnsinn gehalten, als sei für einen Ausländer die Tatsache, sich in einem Pariser Journal gedruckt zu sehen, nicht schon ein

„Lohn, der reichlich lohnet“.

Proudhon war mit all meinen Forderungen einverstanden, aber er fühlte sich doch durch sie verletzt. Am 29. August 1849 schrieb er mir nach Genf: „Die Sache ist also erledigt. Sie nehmen unter meiner Redaktion teil an der Herausgabe des Journals. Ihre Aufsätze werden ohne jegliche Kontrolle abgedruckt, abgesehen von einer solchen etwa, zu der die Redaktion die Achtung vor ihren eigenen Anschauungen und die Rücksicht auf die gerichtliche Verantwortlickeit verpflichtet. Da wir in unseren Ansichten übereinstimmen, können wir nur in den Folgerungen auseinandergehen. Was aber die Beurteilung der ausländischen Vorgänge anbelangt, so bleibt sie ausschließlich Ihnen überlassen. Sie und wir sind Missionäre eines und desselben Gedankens. Sie werden unseren Weg nach

der allgemeinen Polemik kennen lernen und sich nach ihm richten müssen. Ich bin überzeugt, daß ich niemals in die Lage kommen werde, Ihre Ansichten zu korrigieren. Ich würde das für das größte Unglück halten, ja, ich will Ihnen aufrichtig bekennen, daß der ganze Erfolg unserer Zeitschrift davon abhängen wird, wie weit wir uns vertragen. Die demokratische und soziale Frage muß auf die Höhe eines Unternehmens der europäischen Liga erhoben werden. Annehmen, daß wir uns nicht einigen werden, heißt voraussetzen, daß uns die notwendigen Vorbedingungen für die Herausgabe des Journals fehlen, und daß es besser wäre, wenn wir überhaupt schwiegen." Auf diese strenge Depesche antwortete ich mit der Einsendung der vierundzwanzigtausend Franken und einem langen, sehr freundschaftlichen, aber fest gehaltenen Schreiben. Ich schilderte darin, inwieweit ich theoretisch mit ihm übereinstimme, fügte hinzu, daß ich als richtiger Skythe es mit Freuden sehe, wie die alte Welt einstürzt und glaube, daß es unsere Aufgabe sei, ihren nahen Untergang zu verkünden. „Ihre Landsleute sind sehr weit davon entfernt, diese Ideen zu teilen. Ich kenne nur einen freien Franzosen, und das sind Sie. Ihre Revolutionäre sind Konservative, sie sind Christen, ohne es zu wissen, und Monarchisten, während sie für die Republik kämpfen. Sie allein haben die Frage nach der Negation und der Revolution auf die Höhe einer Wissenschaft gebracht, und es zuerst in Frankreich ausgesprochen, daß es in einem Hause, das zusammenstürzen muß, keine Rettung gibt, ja, daß es überhaupt daran nichts zu retten gibt, und daß die Begriffe der Freiheit und der Revolution selbst von Konservativismus und reaktionären Tendenzen durchdrungen sind. In der Tat, die politischen Republikaner sind nicht mehr, als eine Variation auf das konstitutionelle Thema, das Guizot, Odilon, Barrot und andere immer wieder variieren. Das ist die Ansicht, welche man bei der Analyse der letzten europäischen Ereignisse durchführen sollte. Man müsse die Reaktion, den Katholizismus und den Monarchismus nicht in den Reihen unserer Feinde suchen und verfolgen, — das wäre zu leicht, — sondern in unserem eigenen Lager. Man muß die Solidarität

der Demokraten und der Regierung aufdecken; wenn wir uns nicht fürchten, die Sieger anzugreifen, so dürfen wir uns noch weniger davor fürchten, aus einer falschen Sentimentalität heraus die Besiegten zu kränken.

Ich bin tief überzeugt, daß, wenn die Inquisition der Republik unsere Zeitschrift nicht umbringt, sie die beste Zeitschrift in Europa sein wird." Ich bin auch heute davon überzeugt. Wie aber konnte Proudhon überhaupt glauben, daß die rücksichtslose Regierung Bonapartes eine solche Zeitschrift dulden würde? Das ist heute schwer zu erklären.

Proudhon war mit meinem Brief zufrieden und schrieb mir am 15. September aus der Conciergerie: „Ich bin sehr froh, daß wir uns bei der Arbeit an demselben Werke begegnen; ich habe auch etwas wie eine Philosophie unter dem Namen: „Die Bekenntnisse eines Revolutionärs" geschrieben. Vielleicht werden Sie darin nichts von Ihrem barbarischen Draufgängertum (verve barbare) finden, an das Sie die deutsche Philosophie gewöhnt hat. Aber vergessen Sie nicht, daß ich für Franzosen schreibe, welche bei all ihrer revolutionären Leidenschaft, wie man zugeben muß, weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben. So beschränkt auch meine Ansicht sein mag, sie steht doch um tausend Ellen höher als die allerhöchsten Spitzen unserer Zeitungs-, unserer akademischen und Literatenwelt. Bei mir reicht es noch für zehn Jahre, um als Riese unter ihnen zu erscheinen.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht in bezug auf die sogenannten Republikaner; natürlich sind sie nur eine Spielart der allgemeineren Gattung der Doktrinäre. Was diese Fragen anbelangt, so brauchen wir einander nicht erst zu überzeugen. Sie werden in mir und meinen Mitarbeitern Menschen finden, die Hand in Hand mit Ihnen gehen werden.

Auch ich glaube, daß der friedliche methodische Weg durch eine Reihe von unmerklichen Übergängen hindurch, wie die ökonomischen Wissenschaften und die Philosophie ihn anstreben, für die Revolution nicht mehr möglich ist; wir müssen gewaltige Sprünge machen. Aber als Publizisten dürfen wir die kommende Katastrophe, die wir verkünden, nicht als not-

wendig und berechtigt hinstellen, sonst wird man uns hassen und verfolgen, und wir müssen leben ..."

Unsere Zeitschrift ging vorzüglich. Proudhon dirigierte sein Orchester von seiner Gefängniszelle aus ganz großartig. Seine Artikel waren voller Originalität, Feuer und jener Gereiztheit, welche durch das Gefängnis noch genährt und geschürt wird.

„Wer sind Sie eigentlich, Herr Präsident?" schreibt er in einem seiner Aufsätze über Napoleon, „sind Sie ein Mann, ein Weib, ein Hermaphrodit, ein Tier oder ein Fisch?" Und wir glaubten noch immer, daß sich eine solche Zeitschrift halten könne!

Wir hatten nicht viel Abonnenten, aber der Straßenverkauf war sehr groß; es wurden fünfunddreißig- bis vierzigtausend Exemplare pro Tag abgesetzt. Die Verbreitung besonders interessanter Nummern, in denen z. B. Aufsätze von Proudhon abgedruckt waren, war noch größer; die Redaktion druckte fünfzig- bis sechzigtausend Exemplare, und am folgenden Tage schon wurde die Nummer statt zu einem Sou zu einem Franken verkauft.

Aber bei alledem war bereits am 1. März kein Heller mehr in der Kasse, und ein Teil der Kaution war schon aufgebraucht, um die Strafen zu bezahlen. Der Krach war unvermeidlich, und Proudhon beschleunigte ihn noch erheblich. Das kam folgendermaßen: Eines schönen Tages traf ich in Sainte-Pélagie d'Alton-Shée und zwei Redakteure bei ihm. D'Alton-Shée war jener Pair von Frankreich, der Paquié skandalisiert und alle Pairs erschreckt hatte, indem er auf die Frage: „Sind Sie denn nicht Katholik?" mit den Worten geantwortet hatte: „Nein, und noch mehr, ich bin nicht einmal Christ; ja, ich weiß nicht einmal, ob ich Deist bin!" Er sagte zu Proudhon, die letzten Nummern der „Voix du Peuple" seien schwach. Proudhon sah sie noch einmal durch, wurde immer finsterer und sagte dann ärgerlich zum Redakteur: „Was soll das heißen! Ihr benutzt meine Gefängnishaft und schlaft wohl in der Redaktion. Nein, meine Herren, wenn das so weitergeht, verzichte ich auf jede Mitarbeit. Ich werde öffentlich er-

klären, daß ich zurücktrete; ich will nicht, daß mein Name in den Schmutz gezogen wird. Euch muß man immer hinter dem Rücken stehen und jede Zeile kontrollieren. Das Publikum glaubt, dies sei meine Zeitschrift; nein, ich danke dafür, dies muß ein Ende nehmen! Morgen schicke ich euch einen Artikel, um den schlechten Eindruck eurer Schmierereien zu verwischen, ich werde euch zeigen, in welchem Geiste ich die Zeitschrift geführt wissen will." Wenn man sah, wie erregt er war, konnte man sich schon denken, daß sein Artikel nicht gerade maßvoll ausfallen werde, aber er übertraf all unsere Erwartungen, sein Vive l'Empereur war ein Dithyrambus der Ironie, einer giftgeschwollenen, schrecklichen Ironie.

Außer einem neuen Prozeß, den er sich damit zuzog, beschwor er noch die Rache der Regierung auf sein Haupt, die diesmal einen besonderen Charakter trug. Er wurde in ein häßliches Zimmer übergeführt, das viel schlechter war als sein früheres. Die Fenster waren bis zur halben Höhe mit Brettern vernagelt, so daß er nichts außer dem Himmel sehen konnte; es wurde ihm verboten, Besuche zu empfangen, und an der Tür wurde ein Wachtposten aufgestellt. Und solche Mittel, die man nicht einmal braucht, um einen sechzehnjährigen unartigen Buben zur Vernunft zu bringen, wurden vor sieben Jahren gegen einen der größten Denker unseres Jahrhunderts angewandt. Die Menschen sind seit den Zeiten des Sokrates und Galilei wahrscheinlich nicht klüger, — sie sind höchstens kleinlicher geworden. Diese Mißachtung des Genies ist eine neue Erscheinung, die in dem letzten Jahrzehnt wieder aufgekommen ist. Seit den Zeiten der Renaissance war das Talent gewissermaßen eine Schutzwehr. Weder Spinoza noch Lessing wurden in ein dunkles Zimmer gesperrt oder in den Winkel gestellt; solche Menschen werden mitunter verfolgt und getötet, aber nicht durch solche kleinliche Mittel herabgesetzt und erniedrigt; man schickt sie aufs Schafott, aber nicht ins Zuchthaus.

Das bürgerlich-kaiserliche Frankreich liebt die Gleichheit.

Der verfolgte Proudhon zerrte noch an seinen Ketten und machte im Jahre 1850 noch einmal den Versuch, die Voix du

Peuple weiter herauszugeben; aber dieser Versuch wurde sofort im Keime erstickt. Meine Kaution war bis auf den letzten Heller konfisziert. Der einzige Mensch in Frankreich, der noch etwas zu sagen hatte, mußte verstummen.

Ich sah Proudhon zum letztenmal in Sainte-Pélagie; ich wurde aus Frankreich ausgewiesen, er hatte noch zwei Jahre Gefängnis abzusitzen. Wir verabschiedeten uns traurig voneinander, kein Schatten einer nahen Hoffnung ermutigte uns. Proudhon schwieg in Sinnen versunken, und ich kochte vor Wut; wir hatten beide viele Gedanken im Kopf, aber keiner von uns wollte etwas sagen.

Ich habe viel von seiner Härte, seiner Rudesse, seiner Unduldsamkeit gehört, aber ich persönlich habe nie etwas davon erfahren. Was die weichen Menschen seine Härte nennen, das waren die elastischen Muskeln des Kämpfers; die gerunzelte Stirne ließ nur die angespannte Arbeit des Denkens erkennen; in seinem Zorn erinnerte er an den empörten Luther oder an Cromwell. Er wußte, daß ich ihn verstand, während viele ihn nicht verstanden, und schätzte dies. Er wußte, daß man ihn für einen eines tieferen Mitgefühls unfähigen Menschen hielt, und als er von Michelet über das Unglück hörte, daß meine Mutter und Kolja betroffen hatte, schrieb er mir aus Sainte-Pélagie unter anderem: „Muß denn das Schicksal Sie auch noch von dieser Seite her niederschmettern. Ich kann mich über dieses schreckliche Ereignis gar nicht beruhigen. Ich liebe Sie und trage Sie tief in meinem Herzen, hier in dieser Brust, die so viele für steinern halten."

Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen; als ich 1851 durch die Gnade Léon Fouchés wieder auf einige Tage nach Paris kommen durfte, war er in irgend ein Zentralgefängnis versetzt worden. Nach einem Jahr war ich heimlich auf der Durchreise in Paris; damals brauchte Proudhon eine Kur in Besançon.

Es gibt in Proudhons Wesen etwas, was man eine abgestoßene Ecke nennen könnte, und da ist er unverbesserlich; hier ist die Grenze seiner Persönlichkeit; jenseits von ihr ist er, wie dies immer zu sein pflegt, ein Konservativer und ein

Mensch der Tradition. Ich meine seine Ansicht über die Familie und über die Bedeutung der Frau im allgemeinen. „Wie glücklich ist doch unser N.,“ pflegte Proudhon scherzend zu sagen, „seine Frau ist nicht so dumm, daß sie nicht ein gutes Pot-au-feu bereiten könnte, und nicht so klug, um über seine Aufsätze zu reden. Das ist alles, was man zum häuslichen Glücke braucht.“

In diesem Witz hat Proudhon in scherzhafter Form die eigentliche Grundlage seiner Ansicht über die Frau zum Ausdruck gebracht. Seine Begriffe über das Familienleben sind grob und reaktionär, aber selbst darin liegt nicht sowohl die philiströse Anschauung des Städters, als vielmehr das eigensinnige Gefühl des Bauern, des pater familias des Dorfes, der auf die Frau stolz herabschaut wie auf eine untertänige Sklavin und Arbeiterin, und der sich für das selbstherrliche Haupt der Familie hält.

Anderthalb Jahre, nachdem ich dies geschrieben hatte, ließ Proudhon sein großes Werk: „Von der Gerechtigkeit in der Kirche und in der Revolution“ erscheinen.

Dieses Buch, für welches er von dem wild gewordenen Frankreich aufs neue zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, habe ich aufmerksam gelesen; ich machte den dritten Band zu und legte ihn beiseite, bestürmt und bedrückt von düsteren Gedanken.

Eine schwere, drückende Zeit! Ihre dumpfe, muffige Luft betäubt auch die stärksten Geister!

Auch dieser „glänzende Streiter“ hielt es nicht aus und brach zusammen. In seinem letzten Werke entdeckte ich noch denselben Schwung, dieselbe kühne Dialektik; aber sie führt ihn zu lauter schon vorher feststehenden Resultaten; sie ist nicht mehr frei in ihrem letzten Wort. Gegen Ende des Buches folgte ich Proudhon, wie Kent König Lear, in der Hoffnung, daß er vernünftig werden würde, aber er vergaloppierte sich immer mehr; — das waren dieselben Anfälle einer intoleranten, ungezügelten Sprache wie bei Lear, und ebenso offenbarte das „Every inch“ sein Talent, aber ein angefressenes, gebrochenes Talent. Und ebenso flieht er mit einem Leichnam,

nur ist es nicht seine Tochter, sondern seine Mutter, die er noch für lebendig hält! Das romanische Denken, das selbst in der Negation noch religiös und im Zweifel abergläubisch ist, das eine Autorität im Namen einer anderen verwirft, ist noch niemals weiter und tiefer in medias res der Wirklichkeit eingedrungen, hat sich nie mit einer solchen dialektischen Kühnheit und Sicherheit die Fesseln abgestreift, wie in diesem Buche. Es hat darin nicht bloß dem groben Dualismus der Religion, und dem verfeinerten Dualismus der Philosophie entsagt, es hat sich von den himmlischen und irdischen Gespenstern befreit, es überschreitet mutig die sentimentale Apotheose der Menschheit und den Fatalismus des Fortschritts; hier findet sich nichts von jenen Litaneien über die Brüderlichkeit, die Demokratie und den Fortschritt, die uns so ermüden und ärgern inmitten all dieser Kämpfe und Vergewaltigungen. Proudhon hat dem Verständnis der Revolution ihre Idole und ihre Sprache geopfert und die Sittlichkeit auf den einzig realen Boden gestellt, — auf das Herz des Menschen, welches nichts als die Vernunft und keine anderen Götzen anerkennt, es sei denn „sie selbst". Und nach alledem erschrak der große Bilderstürmer vor dem Bilde der befreiten menschlichen Persönlichkeit, weil er, nachdem er selbst ihre Fesseln gelöst hatte, wieder in die Metaphysik verfiel, ihr eine unerhörte Kraft verlieh, die sie nie besaß, und nicht mit ihr fertig werden konnte; daher ging er hin und brachte sie dem Gotte, dem kalten, unmenschlichen Gotte der Gerechtigkeit, zum Opfer, dem Gotte des Gleichgewichts, der Ruhe, des Friedens, dem Gott der Brahmanen, welche nur danach streben, alles Persönliche aufzugeben und das Individuum aufzulösen, aufzugeben, zu verlassen in der Unendlichkeit des Nirwana.

Auf einem leeren Altare steht eine Wage. Das ist das neue kaudinische Joch der Menschheit.

Die „Gerechtigkeit", zu der er hinstrebt, ist nicht einmal die künstlerische Harmonie der Platonischen Republik, nicht das schöne Gleichmaß der Leidenschaften und Opfer. Der gallische Tribun macht keine Anleihe bei dem „anarchischen und

leichtsinnigen Griechenland", stoisch tritt er die Gefühle der Persönlichkeit mit Füßen und versucht es gar nicht, sie mit den Forderungen der Familie und der Gemeinde in Einklang zu bringen. „Die freie Persönlichkeit" ist für ihn nur ein Wachtposten und ein Tagelöhner, für den es keinen Feierabend gibt; sie hat ihren Dienst zu leisten und muß auf ihrem Posten bleiben, bis sie der Tod ablöst; sie muß alles Persönliche, alles Impulsive, alles, was jenseits von der Pflicht liegt, in sich ertöten, weil sie nicht sie ist, weil ihr Wesen außer ihr selbst liegt. Sie ist nur ein Organ, ein Werkzeug der Gerechtigkeit, sie ist prädestiniert, wie die Jungfrau Maria, die Idee unter Schmerzen zu gebären und sie zum Heile des Staates in die Welt zu setzen.

Die Familie ist die erste Zelle der Gesellschaft, die erste Wiege der Gerechtigkeit, und ist zu einer ununterbrochenen ewigen Arbeit verurteilt; sie soll der Opferaltar sein, an dem wir uns von allem Persönlichen reinigen, hier sollen wir all unsere Leidenschaften austilgen. Die strenge römische Familie, eingespannt in eine moderne Werkstätte — das ist das Ideal Proudhons. Das Christentum hat das Familienleben zu sehr verweichlicht, es hat der Martha die Maria, der Hausfrau die Träumerin vorgezogen, es hat der Sünderin verziehen und der reuigen Büßerin die Hand entgegengestreckt, weil sie viel geliebt hat; in Proudhons Familie aber soll man möglichst wenig lieben. Und das ist noch nicht alles; das Christentum stellt die Persönlichkeit weit höher als die Familie. Es sagt zum Sohne: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und mir nachfolgen!" — zu dem Sohne, der in die Fesseln der unumschränkten väterlichen Gewalt geschmiedet werden soll, und keinen Willen haben darf neben dem des Vaters, vor allem nicht bei der Wahl seiner Frau. Er muß sich an die Sklaverei gewöhnen, sich abhärten, um seinerseits ein Tyrann seiner Kinder zu werden, die er ohne Liebe, aus Pflicht, geboren hat, um seine Familie fortzupflanzen. In dieser Familie wird die Ehe zu einem unauflöslichen Heiligtum, aber dafür wird sie auch kalt wie Eis; die Ehe ist eigentlich ein Sieg über die Liebe, je weniger Liebe zwischen der Frau, die eine Köchin,

und dem Mann, der ein Tagelöhner ist, um so besser. Und diese alten, abgenutzten Vogelscheuchen des Hegelianismus von der rechten Linie mußte ich noch einmal bei Proudhon wiederfinden!

Hier ist jedes Gefühl verbannt, alles ist erstorben, die Farben sind verblaßt, es bleibt nichts übrig, als die ermüdende, stumpfe, unaufhörliche Arbeit des modernen Proletariers, eine Arbeit, von der wenigstens die aristokratische Familie des alten Rom, die auf der Sklaverei beruhte, frei war. Die Poesie der Kirche, der Fieberwahn des Glaubens, die Hoffnung aufs Paradies sind verschwunden; zu jener Zeit wird man nicht einmal mehr „Gedichte schreiben“, wie Proudhon versichert, dafür wird aber die Arbeit immer „zunehmen“. Für die Freiheit der Persönlichkeit, für die Selbständigkeit im Tun und Handeln, für die Unabhängigkeit des Menschen kann man die religiösen Wiegenlieder wohl aufopfern, aber alles dahingeben, um der Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit willen, — das ist nichts wie Unsinn und Torheit!

Der Mensch ist zur Arbeit verurteilt, er muß arbeiten, bis die Hand hinsinkt, und der Sohn wird den Hobel oder den Hammer aus der erkalteten Hand des Vaters nehmen und in der unermüdlichen Arbeit fortfahren. Wie aber, wenn sich in der Reihe der Söhne einer findet, der den Meißel hinlegt und fragt: „Wozu quälen wir uns eigentlich so ab?“ „Damit die Gerechtigkeit triumphiere,“ versetzt Proudhon. Der neue Kain aber antwortet ihm: „Wer hat mir denn den Auftrag gegeben, für den Triumph der Gerechtigkeit zu kämpfen?“ „Wie? — Wer? Ist nicht dein ganzer Beruf, dein ganzes Leben eine Verkörperung der Gerechtigkeit?“ „Wer aber hat mir dies Ziel gesteckt?“ erwidert ihm Kain. „Das ist zu alt, es gibt keinen Gott, aber die Gebote sind geblieben. Die Gerechtigkeit ist gar nicht mein Beruf, die Arbeit keine Pflicht, sondern eine Notwendigkeit, die Familie ist mir keineswegs eine Fessel, die ich mein Leben lang zu tragen verpflichtet wäre, sondern mein Wirkungskreis, der Umkreis meiner Entwicklung. Ihr wollt mich in der Sklaverei erhalten, ich aber empöre mich gegen euch und gegen eure Maße, wie ihr euer ganzes Leben Auf-

rührer ward, gegen das Kapital, die Bajonette, die Kirche; wie alle französischen Revolutionäre sich auflehnten gegen die feudale und katholische Tradition; oder glaubt ihr, daß ich nach dem Sturm der Bastille, nach dem Terror, nach dem Krieg und der Hungersnot, nach dem Bürgerkönig und der Bürgerrepublik noch daran glauben kann, daß Romeo kein Recht hatte, Julia zu lieben, weil die alten Toren Montecchi und Capuletti ihren uralten Hader nicht vergessen konnten, und daß ich weder in meinem dreißigsten noch in meinem vierzigsten Lebensjahre das Recht haben sollte, mir ohne die Erlaubnis meines Vaters eine Gefährtin zu wählen, daß man verpflichtet sei, eine untreue Frau zu strafen und der Verachtung preiszugeben? Wofür haltet ihr mich eigentlich? Ihr und eure Justiz?"

Wir aber würden Kain mit unserer Dialektik zu Hilfe kommen und hinzufügen: daß der ganze Begriff des Zwecks bei Proudhon eine Inkonsequenz ist. Diese Teleologie ist auch eine Theologie, sie ist die Februarrepublik, d. h. dieselbe Julimonarchie, bloß ohne Louis Philippe. Was ist denn auch für ein Unterschied zwischen einer präetablierten Zweckmäßigkeit und der Vorsehung?

Proudhon war bei der Befreiung der Persönlichkeit zu weit gegangen und erschrak, als er sich seine Zeitgenossen ansah. Damit nur diese Sträflinge, diese Ticket-of-leave-men kein Unheil anrichten, fängt er sie in dem Netze der römischen Familie. Durch die offenen Türen des restaurierten Atriums, nur ohne seine Larven und Penaten, erblickt man jetzt nicht mehr die Anarchie, nicht mehr die Vernichtung der Staatsgewalt usw., sondern die strenge Ordnung mit ihrer Zentralisation, ihren Eingriffen in die Rechte der Familie, ihrem Erbrecht und seinem Verlust im Fall einer Strafe, und zugleich damit gucken all die alten römischen Sünden mit ihren toten Marmoraugen aus den Rissen hervor.

Die antike Familie hat naturgemäß auch das antike Vaterland mit seinem eifersüchtigen Patriotismus im Gefolge, dieser strengen Tugend, die zehnmal mehr Blut vergossen hat, als alle Laster zusammen.

Der Mensch, der an die Familie gefesselt ist, wird wieder zu einem Leibeigenen. Seine Bewegungsfreiheit ist eng begrenzt; er wurzelt fest in dem Lande, das er bebaut; er ist nur hier ganz das, was er ist. „Ein Franzose, der in Rußland lebt," sagt Proudhon, „ist ein Russe und kein Franzose!" Es gibt keine Kolonien oder ausländische Faktoreien mehr; ein jeder lebe bei sich zu Hause ...

„Holland wird nicht zugrunde gehen," sagte Wilhelm von Oranien, „wenn es ihm ganz schlecht geht, wird es sich auf ein Schiff setzen und irgend wohin nach Asien segeln; hier aber werden wir alle Dämme niederreißen." Das ist die Sprache eines freien Volkes!

Ebenso ist es mit den Engländern: wenn man sie unterdrücken will, fahren sie über den Ozean und gründen dort ein junges und freieres England. Und doch kann man von den Engländern nicht sagen, daß sie ihr Vaterland nicht lieben oder daß sie unnational sind. Dieses England, das sich nach allen Himmelsrichtungen ausdehnt, hat die halbe Welt bevölkert, während das saftlose Frankreich einen Teil seiner Kolonien verloren hat und mit dem anderen nichts anzufangen weiß. Es kann sie nicht brauchen. Frankreich ist mit sich selbst zufrieden und klebt immer mehr und mehr an seiner Scholle, an seinem Mittelpunkt; der Mittelpunkt aber drängt und hängt sich an seinen Herrn. Was kann es in einem solchen Lande für eine Unabhängigkeit geben?

Und wie könnte man andererseits Frankreich verlassen? — la belle France? Ist es denn nicht heute das freieste Land der Welt, ist seine Sprache nicht die schönste Sprache, seine Literatur nicht die größte Literatur, klingt sein syllabischer Vers nicht voller und tönender, als der griechische Hexameter? Zudem assimiliert sein universaler Genius alle Gedanken und Schöpfungen aller Zeiten und Länder. Sind denn nicht Shakespeare und Kant, Goethe und Hegel eigenstes Eigentum der Franzosen geworden? Und mehr noch: Proudhon hat vergessen, daß Frankreich sie alle verbessert, korrigiert und mit schönen Kleidern bekleidet hat, wie unsere Gutsherren ihre Bauern schmücken, wenn sie mit ihnen zu Hofe gehen.

Proudhon beschließt sein Buch mit einem katholischen Gebet, das ins Sozialistische übersetzt ist; er hätte bloß ein paar kirchliche Phrasen ins Weltliche zu übertragen, sie statt mit einer Kapuze mit einer phrygischen Mütze zu bedecken brauchen, und das Gebet der „byzantinischen“ Erzbischöfe würde genau zum Erzbischof des Sozialismus passen.

Welch ein Chaos! Proudhon wollte sich von allem außer der Vernunft befreien und nicht nur ein Ehemann nach der Art Blaubarts, sondern auch ein französischer Nationalist mit seinem literarischen Chauvinismus und seiner unbegrenzten väterlichen Gewalt bleiben, und so kommt es, daß nach dem mächtigen, kraftvollen Gedanken des freien Menschen plötzlich die Stimme eines zornigen Alten vernehmbar wird, der sein Testament diktiert und seinen Kindern einen alten morschen Tempel erhalten will, den er sein ganzes Leben lang zu untergraben versuchte.

Die romanische Welt liebt die Freiheit nicht, sie liebt nur den Kampf um sie; sie findet wohl hin und wieder die Kraft zur Befreiung, aber nie die Kraft zur Freiheit. Ist es nicht traurig, Menschen wie Auguste Comte und Proudhon zu sehen, deren letztes Wort entweder eine Hierarchie von Mandarinen oder die Zuchthausfamilie und Apotheose des unmenschlichen pereat mundus, fiat justitia ist.

XXXI. Der Staatsstreich. - Der Staatsanwalt der verstorbenen Republik. - Die Stimme einer Kuh in der Wüste. - Die Ausweisung des Staatsanwalts. - Die Zivilisation und die Ordnung triumphieren.

„Vive la mort“ meine Freunde! Und prosit Neujahr. Laßt uns jetzt konsequent sein und unseren eigenen Überzeugungen treu bleiben! Fürchten wir uns nicht vor der Verwirklichung dessen, was wir voraussahen, und verleugnen wir nicht das Wissen, zu dem wir auf so traurigem und mühevollem Wege gelangt sind. Laßt uns jetzt stark sein und für unsere Überzeugungen eintreten.

Wir haben ihn schon lange kommen sehen — den Tod, der sich uns immer mehr nähert; wir können trauern und Mitleid haben, aber wir können uns weder wundern noch verzweifeln, noch den Kopf hängen lassen. Im Gegenteil, wir müssen ihn hoch halten — denn wir sind gerechtfertigt. Man nannte uns Unglücksraben, die das Unheil heraufbeschworen, warf uns vor, wir stifteten Unfrieden, wir seien Sektierer und kennten das Volk nicht, wir zögen uns stolz zurück und verbissen uns in kindischen Zorn; wir aber hatten keine andere Schuld, als daß wir die Wahrheit gesehen und sie offen ausgesprochen hatten. Unsere Rede bleibt sich immer gleich, aber wird zu einem Trost und einer Ermutigung für die, welche sie der Schreck über die Pariser Ereignisse überwältigt hatte.

Briefe aus Frankreich und Italien.
XIV. Brief. Nizza, den 31. Dezember 1851.

Ich glaube, es war am Morgen des 4. Dezember, als unser Koch Pasquale Rocca zu mir ins Zimmer trat und mir mit zufriedener Miene erzählte, in der Stadt werden Extrablätter verkauft, in denen mitgeteilt werde, „Bonaparte habe die Nationalversammlung auseinandergejagt und eine rote Regierung“ eingesetzt. Ich weiß nicht, wer Napoleon so eifrig diente und sogar außerhalb Frankreichs (damals war Nizza noch eine italienische Stadt) solche Gerüchte im Volke verbreitete; wie groß mußte also die Zahl der Agenten, der politischen Werkzeuge Napoleons, sein, mit denen er die öffentliche Meinung schürte und aufreizte und Stimmung für sich machen ließ, wenn es sogar für Nizza noch reichte.

Nach einer Stunde kamen Vogt, Orsini, Chojetzki, Matthieu u. a. Alle waren höchst erstaunt. Matthieu, ein typischer französischer Revolutionär, war ganz außer sich.

Er hatte eine Glatze, einen Kopf von der Form einer Walnuß, d. h. einen wenig geräumigen, eigensinnigen, d. h. echt gallischen Schädel, einen großen, dunklen, ungekämmten Bart, ein ziemlich gutmütiges Gesicht und kleine Augen. Er glich einem Propheten, einem Verrückten oder einem Auguren mit seinem Vogel! Matthieu war Jurist und hatte in den glücklichen Tagen der Februarrepublik irgendwo das Amt eines Staatsanwalts bekleidet oder doch den Staatsanwalt vertreten. Er war bis in die Fingerspitzen Revolutionär und hatte sich der Revolution ergeben, wie man sich der Religion ergibt, mit ganzem Herzen und vollem Glauben; er erlaubte sich nie, eine eigene Ansicht zu haben, zu zweifeln und zu spintisieren, sondern er liebte und glaubte, nannte Ledru Rollin Ledrrru und Louis Blanc — einfach Blanc, sagte, so oft er nur konnte, citoyen und konspirierte beständig.

Als er die Nachricht vom 2. Dezember erhielt, verschwand er plötzlich und erschien erst nach zwei Tagen wieder, in der festen Überzeugung, daß sich Frankreich erhoben habe, que cela chauffe, besonders im Süden, im Departement Var in der Nähe von Draguignan. Die Hauptsache war, daß man sich mit den Führern des Aufstandes in Beziehung setzte ... Er hatte ein paar Leute getroffen und mit ihnen den Beschluß gefaßt, die Grenze von Var zu überschreiten und die tüchtigsten und zuverlässigsten Leute zu einer Beratung zusammenzurufen. Damit jedoch die Gendarmen nichts merken sollten, beschloß man, sich gegenseitig ein Zeichen zu geben, indem man wie eine Kuh brüllte. Wenn die Sache gelingen sollte, wollte Orsini mit all seinen Leuten zu den anderen stoßen, und da er dem sicheren Blick Matthieus nicht ganz vertraute, machte er sich selbst auf und überschritt die Grenze. Orsini kehrte bald kopfschüttelnd zurück; indessen er blieb seiner revolutionären, etwas zum Condottiere neigenden Natur getreu und bereitete seine Kameraden und die Waffen zum Zuge vor. Matthieu war verschwunden.

Nach vierundzwanzig Stunden wurde ich gegen vier Uhr nachts von Rocca geweckt. „Es sind zwei Reisende da, sie wollen Sie durchaus sehen. Einer von ihnen hat mir diesen

Zettel übergeben." „Bürger, geben Sie dem Überbringer dieses unbedingt und so schnell als möglich dreihundert oder vierhundert Franken. Es ist äußerst notwendig. Matthieu!"

Ich nahm das Geld und ging hinunter. Im Dämmerlichte saßen zwei merkwürdige Gestalten. Ich, der ich doch an alle Uniformen der Revolution gewöhnt war, war dennoch aufs äußerste erstaunt über meine Besucher. Beide waren bis zu den Knien mit Schmutz und Lehm bedeckt; der eine trug ein dickes, rotes, wollenes Halstuch, beide hatten abgetragene Mäntel und einen Gürtel um die Weste, in dem große Pistolen steckten; das übrige vervollständigte das Bild. Ihr Haar war in Unordnung, sie trugen lange Bärte und hatten kurze Pfeifen im Munde. Einer von ihnen wandte sich an mich, redete mich citoyen an, hielt eine Ansprache, in der er sich auf meine Bürgertugenden berief und das Geld erwähnte, auf das Matthieu warte. Ich gab ihnen das Geld. — „Er ist doch nicht in Gefahr?" fragte ich. — „Nein," antwortete der Abgesandte, „wir gehen sogleich über den Var zu ihm. Er will ein Boot kaufen!"

„Ein Boot? Wozu?"

„Bürger! Er hat einen ganzen Landungsplan; — der elende Feigling von einem Bootsführer wollte uns das Boot nicht leihen."

„Wie? Ihr wollt mit einem Boot in Frankreich landen?"

„Das ist noch ein Geheimnis, Bürger!"

„Comme de raison."

„Wollen Sie eine Quittung haben?"

„Aber ich bitte Sie! Wozu das?"

Am folgenden Tage kam Matthieu selbst; auch er war von oben bis unten beschmutzt, müde und ganz erschöpft. Er hatte die ganze Nacht hindurch wie eine Kuh gebrüllt, ein paarmal schien es ihm, als ob ihm jemand antworte; er folgte dem Signal und fand wirklich — eine Kuh oder einen Ochsen. Orsini, der zehn Stunden lang auf ihn gewartet hatte, war auch zurückgekehrt. Der Unterschied war bloß der, daß Orsini sich gewaschen hatte, wie immer geschmackvoll und sauber gekleidet war, und einem Menschen glich, der eben sein Schlaf-

zimmer verlassen hatte, während man es Matthieu deutlich anmerkte, daß er die staatliche Ordnung gestört und den Versuch eines Aufstandes gemacht hatte.

Nun kam die Geschichte mit dem Boot. Er hätte beinahe seine eigenen Leute und ein halbes Dutzend Italiener ins Unglück gestürzt. Es war unmöglich, ihn zurückzuhalten oder zu überzeugen. Zugleich mit ihm erschienen die Anführer, die nachts zu mir gekommen waren; — man konnte überzeugt sein, daß er nicht allein alle Franzosen, sondern auch uns alle in Nizza kompromittieren werde. Chojetzki entschloß sich, ihn zu beruhigen, und entledigte sich seiner Aufgabe wie ein Künstler.

Vor Chojetzkis Fenster war ein kleiner Balkon, der direkt aufs Meer hinausging. Am Morgen bemerkte er Matthieu, der mit geheimnisvoller Miene am Strande hin und her lief. Chojetzki gab ihm ein Zeichen. Matthieu wurde aufmerksam und antwortete, er werde gleich zu ihm hinaufkommen, aber Chojetzki telegraphierte ihm mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens hinüber, daß er sich damit einer unentrinnbaren Gefahr aussetze, und verlangte, er solle näher an den Balkon herankommen. Matthieu sah sich um und kam auf den Zehen herangeschlichen.

„Wissen Sie denn noch nichts?" fragte Chojetzki.

„Was?"

„In Nizza ist eine Abteilung französischer Gendarmen angekommen!"

„Was sagen Sie?"

„Pst, pst. Man sucht Sie und Ihre Kameraden, man will eine Haussuchung bei Ihnen veranstalten; Sie können sofort verhaftet werden! Gehen Sie doch nicht auf die Straße!"

„Violation du territoire . . ich werde protestieren!"

„Unbedingt! Nur müssen Sie sich zuvor verstecken!"

„Ich gehe nach St. Hélène zu Herzen!"

„Sind Sie toll geworden? Wollen Sie sich der Polizei in die Hände liefern? Sein Haus liegt doch hart an der Grenze, es hat einen großen Garten; Sie werden sofort ergriffen, wenn man erfährt, daß Sie dort sind. Rocca hat schon gestern zwei Gendarmen vor seiner Tür gesehen."

Matthieu dachte nach. „Gehen Sie längs dem Strande entlang zu Vogt und verstecken Sie sich vorläufig bei ihm; er wird Ihnen auch am besten raten können."

Matthieu ging den Strand entlang, d. h. also auf einem großen Umwege zu Vogt und erzählte ihm zuerst Wort für Wort sein Gespräch mit Chojetzki. Vogt begriff sogleich, was los war, und sagte zu ihm: „Die Hauptsache ist, daß Sie jetzt keine Zeit verlieren, lieber Matthieu; Sie müssen schon nach zwei Stunden nach Turin fahren; — hinter dem Berge geht die Post vorüber; ich will Ihnen eine Fahrkarte lösen und Sie auf einem Fußweg hinbegleiten."

„Ich will erst nach Hause laufen und mein Gepäck holen." Der Staatsanwalt der Republik wurde etwas verlegen.

„Das ist noch schlimmer, als wenn Sie zu Herzen gehen. Sind Sie denn ganz toll? Sie werden von Gendarmen, Polizisten und Spitzeln verfolgt, und Sie wollen nach Hause laufen, um Ihre dicke Provençalin noch einmal zu küssen. Sie Seladon, Sie! — Portier!" rief Vogt (der Portier seines Hauses war ein kleiner, höchst komischer Deutscher, der einer Kaffeekanne glich, welche schon lange nicht gewaschen worden war, und der Vogt von ganzem Herzen ergeben war), „schreiben Sie schnell einen Zettel, daß Sie ein Hemd, ein Taschentuch und einen Anzug brauchen, er wird Ihnen alles bringen, und wenn Sie es durchaus wollen, auch Ihre Dulzinea hierher geleiten. Dann können Sie sich küssen und weinen, so viel Sie Lust haben!"

Matthieu umarmte Vogt in überquellender Dankbarkeit.

Jetzt kam Chojetzki. „Schnell, schnell, beeilen Sie sich!" sagte er mit unheilkündender Miene.

Unterdessen kam der Portier zurück und mit ihm die Dulzinea; — man mußte nur noch auf den Augenblick warten, wo der Postwagen hinter dem Berge erschien. Die Fahrkarte war schon gelöst. „Sie anatomieren wohl wieder verfaulte Hunde oder Kaninchen?" fragte Chojetzki Vogt — quel chien de métier?

„Nein!"

„Ich bitte Sie! In Ihrem Zimmer riecht es wie in den neapolitanischen Katakomben."

„Ich merke es selbst und kann nicht begreifen, woher es kommt; es kommt vom Ofen her; wahrscheinlich liegt eine tote Ratte unter dem Fußboden; es stinkt gräßlich," und er hob Matthieus Mantel in die Höhe, der auf einem Stuhl lag. Es zeigte sich, daß der Geruch von diesem Mantel ausging.

„Was für eine Pestilenz steckt in Ihrem Mantel?" fragte ihn Vogt.

„Es ist nichts drin!"

„Ach, das war wohl ich!" bemerkte die Dulzinea errötend; „ich habe ihm ein Pfund Limburger Käse mit auf den Weg gegeben; er steckt in der Tasche — un peu trop fait."

„Ich gratuliere Ihren Nachbarn im Postwagen!" rief Vogt lachend, wie nur er allein auf der Welt lachen konnte. „Aber jetzt ist es Zeit! Marsch!"

Und Vogt und Chojetzki begleiteten den Agitator hinaus.

In Turin ging Matthieu zum Minister des Innern, um zu protestieren. Dieser empfing ihn halb ärgerlich, halb belustigt. „Wie konnten Sie bloß denken, daß französische Gendarmen sich erlauben dürfen, die Menschen im Königreich Sardinien zu verfolgen. Sie sind wohl nicht ganz bei Verstande?"

Matthieu berief sich auf Vogt und Chojetzki. „Ihre Freunde haben sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt," sagte der Minister. Matthieu schrieb Vogt einen Brief; dieser antwortete ihm und redete ihm allerhand Unsinn vor. Matthieu wurde sehr böse, besonders auf Chojetzki, und schrieb mir einige Wochen später in einem Briefe: „Bürger! Sie allein haben an diesem niederträchtigen Komplott gegen mich nicht teilgenommen."

Zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Geschichte gehört auch ohne Zweifel der Umstand, daß es in Var in der Tat einen ernsten Aufstand gab, daß sich die Volksmassen wirklich erhoben hatten, und daß der Aufruhr mit Waffengewalt und der gewohnten französischen Grausamkeit unterdrückt werden mußte. Wie kam es also, daß Matthieu und seine Leibgarde bei all ihrem Eifer und Gebrüll nicht wußten, wem sie sich anschließen sollten? Es fällt zwar niemand ein, ihn und seine Kameraden zu verdächtigen, daß sie absichtlich hingegangen waren und sich mit Dreck und Lehm

beschmutzt hatten, um nicht dort zu sein, wo die Gefahr war, — durchaus nicht. Das ist keineswegs die Art der Franzosen, von denen Delphine Gué einmal sagte: „Sie fürchten alles, nur keine Flintenkugeln," und es ist noch weniger im Geiste der Démocratie militante und der roten Republik... Warum also ging Matthieu zur Linken, wenn die aufrührerischen Bauern zur Rechten standen?

Nach wenigen Tagen wurden die unglücklichen Opfer des unterdrückten Aufstandes wie gelbe Blätter vom Wirbelwinde nach Nizza verweht. Es waren ihrer so viele, daß die piemontesische Regierung es ihnen erlaubte, eine gewisse Zeitlang ihr Biwak oder ihr Zigeunerlager an der Stadtgrenze aufzuschlagen. Wieviel Unglück und Elend brachten diese Flüchtlinge in ihrem Gefolge mit sich; — das ist die furchtbare Kehrseite der inneren Bürgerkämpfe, die sich gewöhnlich hinter dem großen Rahmen und der bunten Dekoration eines Tages wie des 2. Dezember versteckt.

Hier gab es einfache Bauern, welche sich tiefbetrübt nach ihrem Stück Land zurücksehnten und naiv sagten: „Wir sind gar keine Aufrührer und partageux's; wir wollten die Ordnung beschützen wie gute Bürger, ce sont ces coquins, die uns aufgereizt haben (d. h. die Beamten, die Maires und Gendarmen). Sie haben ihren Eid gebrochen und ihre Pflicht verletzt, — wir aber müssen dafür in der Fremde vor Hunger sterben oder uns den Kriegsgerichten ausliefern! Ist das gerecht?" Und in der Tat, ein Staatsstreich, wie der vom 2. Dezember, tötet nicht bloß die Menschen, er tötet die Sittlichkeit, jeden Begriff von Gut und Böse in einem ganzen Volke, das ist eine solche Lehre des Lasters, die nicht ohne Folgen bleiben kann. Unter diesen Leuten befanden sich auch Soldaten, troupiers, die sich selbst nicht genug wundern konnten, daß sie trotz aller Disziplin und gegen den Befehl des Hauptmanns sich plötzlich ihrem eigenen Regiment und ihrer Fahne gegenüber befanden. Übrigens war ihre Zahl nicht sehr groß.

Es waren auch einige einfache, arme Bürger dabei, die auf mich einen weit weniger widerwärtigen Eindruck machten, als die vornehmen unter ihnen; — es waren arme, beschränkte

Menschen, die sich, während sie ihre Ware abmaßen und abwogen, zwei bis drei Gedanken oder richtiger halbe Gedanken über ihre Pflichten angeeignet hatten — und sich für sie erhoben, als sie sahen, daß ihr Heiligtum in den Staub gezogen wurde. — „Das ist ein Sieg des Egoismus," sagten sie, „jawohl, ein Sieg des Egoismus, und wo der Egoismus im Spiele ist, da beginnt das Laster und die Bosheit; ein jeder soll ohne jeden Egoismus seine Pflicht erfüllen.

Natürlich waren auch städtische Arbeiter darunter, dieses aufrichtigste und eigentliche Element der Revolution, welche sich die Proklamierung der sozialen Republik zum Ziele setzen und den Bourgeois und Aristokraten mit gleicher Münze bezahlen wollen wie diese ihnen.

Endlich gab es auch Verwundete darunter, und zwar Schwerverwundete. Ich erinnere mich an zwei Bauern in mittleren Jahren, welche von der Grenze bis zu einem Vorort gekrochen waren. Ihr ganzer Weg war durch eine blutige Spur bezeichnet. Die Bewohner des Fleckens hoben sie halbtot auf. Ein Gendarm verfolgte sie, weil er sah, daß die Grenze nicht weit war; er legte an und zerschmetterte einem die Schulter... Der Verwundete fuhr fort zu laufen ..., der Gendarm schoß noch einmal, und der Verwundete fiel hin. Er ließ ihn liegen und setzte dem anderen nach, traf ihn zuerst mit seiner Kugel und holte ihn dann selbst ein. Der zweite Verwundete ergab sich; der Gendarm band ihn in der Eile an sein Pferd und griff plötzlich nach dem ersten ... der kroch bis zu einem Gehölz und lief davon ... Es war schwer, ihn zu Pferde einzuholen, besonders wenn man noch einen anderen Verwundeten mitschleppte .... Das Pferd konnte man auch nicht allein lassen. Der Gendarm gab Feuer „à bout portant" und traf den Gefangenen von oben in den Kopf. Der fiel wie tot hin; die Kugel hatte ihm die ganze rechte Seite und alle Knochen des Schädels zerschmettert. Als er wieder zu sich kam — war niemand mehr da ... Er erreichte auf den ihm bekannten Fußwegen, welche von Schmugglern benutzt wurden, Var, und überschritt den Fluß, trotzdem er unterwegs beinahe verblutete; hier fand er seinen ganz erschöpften Kameraden und

schleppte sich mit ihm kaum noch lebend bis zu den ersten Häusern von St. Helène. Dort wurden sie, wie ich schon sagte, von den Bewohnern aufgenommen. Der erste Verwundete erzählte, er hätte sich nach dem Schuß in ein Gebüsch vergraben; dort habe er nachher noch Stimmen gehört; der Jagd machende Gendarm habe wohl noch andere getroffen und sich mit diesen entfernt.

Das ist der Eifer der französischen Polizei!

Und hierauf trat der Eifer der Maires und ihrer Gehilfen, der Staatsanwälte der Republik und der Präfekten in seine Rechte. Er zeigte sich bei der Abgabe und Zählung der Stimmen in seinem ganzen Glanze. Das alles sind echt französische Geschichten, die der ganzen Welt bekannt sind. Ich will nur noch erwähnen, daß in den entlegeneren Ortschaften die Mittel, durch die jene gewaltige Stimmenmehrheit erzielt wurde, sich durch eine gewisse ländliche Treuherzigkeit auszeichneten. In dem ersten Flecken jenseits des Var saßen der Maire und der Brigadier der Gendarmerie neben der Urne und achteten genau darauf, was für einen Stimmzettel ein jeder abgab. Zugleich drohten sie, jedem Aufrührer das Genick zu brechen. Die staatlichen Stimmzettel waren auf besonderem Papier gedruckt, — und so kam es natürlich, daß sich im ganzen Orte, wie ich glaube, nur fünf oder zehn rücksichtslose und verwegene Leute fanden, die gegen das Plebiszit stimmten; die übrigen — und ganz Frankreich mit ihnen — stimmten für das Kaiserreich — in spe.

Oceana Nox (1851)

I.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli saß ich gegen zwei Uhr auf den Stufen des Schlosses Carignano in Turin; der Platz war vollkommen leer; in einiger Entfernung schlief ein Bettler, der Posten ging ruhig auf und ab, pfiff eine Melodie aus einer Oper und klirrte mit dem Gewehr ... Die Nacht war schwül und heiß und vom Dufte des Schirocco erfüllt.

Ich fühlte mich außerordentlich wohl, wie ich mich schon

lange nicht gefühlt hatte; es schien mir, daß ich wieder jung sei und die alte Kraft meine volle Brust schwellte, daß ich noch Freunde hätte, voller Glauben, voller Hoffnungen und voller Liebe sei, wie einst vor dreizehn Jahren. Mein Herz klopfte so, wie ich es in der letzten Zeit nicht mehr gewöhnt war. Es klopfte wie an jenem Märztage 1838, als ich, in meinen Mantel gehüllt, an dem Laternenpfahl in der Kochstraße auf Ketscher wartete.

Auch heute wartete ich wieder auf dieselbe Frau, und wartete vielleicht mit noch heißerer Liebe auf sie, als damals, obwohl sich einige dumpfe und traurige Noten in dieses Gefühl mischten; aber in dieser Nacht waren sie kaum vernehmbar. Nach der unsinnigen Krisis, nach dem Schmerz und der Verzweiflung, die mich bei meiner Reise durch Genf überwältigt hatten, war mir jetzt besser. Die sanften, von Wehmut, Schmerzen, Tränen und Liebe erfüllten Briefe Natalies hatten meine Genesung vollendet. Sie schrieb mir, sie wolle mir aus Nizza nach Turin entgegenfahren, und sie würde gern einige Tage in Turin bleiben. Sie hatte recht; wir mußten uns noch einmal tief ins Herz blicken, uns das Blut aus den Wunden drücken, unsere Tränen trocknen, um endlich zu wissen, ob es für uns noch ein gemeinsames Glück gebe, — und das alles mußte zwischen uns allein abgemacht werden, ohne unsere Kinder, an einem anderen Ort, in einer anderen Umgebung, nicht dort, wo die Möbel und Mauern alte Erinnerungen wecken oder uns ein schon halbvergessenes Wort zuflüstern konnten.

Der Postwagen mußte gegen zwei Uhr aus der Richtung von Col di Tenda ankommen; ich wartete auf ihn beim düsteren Schloß Carignano; hier in der Nähe mußte er um die Ecke biegen.

Ich war am selben Tage über den Mont Cenis aus Paris eingetroffen; im Hotel Feder hatte man mir ein großes hohes und recht nett möbliertes Zimmer mit einem Schlafgemache angewiesen. Mir gefiel dieser feierliche Anblick, er paßte zu meiner Stimmung. Ich bestellte ein kleines Souper und ging hinaus, um die Nacht zu erwarten.

Als der Wagen bei der Poststation hielt, erkannte mich Natalie. „Da bist du ja!" sagte sie und grüßte durch das Fenster. Ich öffnete die Wagentür und sie fiel mir mit einer solchen leidenschaftlichen Freude und einem solchen Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit um den Hals, daß die Worte aus ihrem Briefe mir blitzartig im Gedächtnis aufstiegen: „Ich kehre zurück, wie ein Schiff in seinen heimatlichen Hafen, nach manchen Stürmen, Schiffbrüchen und manchem Mißgeschick. Ich komme wieder, gebrochen — aber gerettet."

Ein Blick, zwei, drei Worte genügten vollständig ... Sie erklärten alles, wir hatten uns verstanden. Ich nahm ihren kleinen Reisesack, hängte ihn an meinen Stock und warf ihn über den Rücken, reichte ihr die Hand, und wir gingen fröhlich durch die öden Straßen nach dem Hotel. Alles schlief, außer dem Portier. Auf dem gedeckten Tische standen zwei Kerzen, die noch nicht angezündet waren, etwas Brot, Früchte und eine Karaffe mit Wein. Ich wollte niemand wecken; wir steckten die Kerzen an, setzten uns an den leeren Tisch, sahen uns stumm an und erinnerten uns plötzlich an unser Leben in Wladimir.

Sie hatte ein weißes Musselinkleid oder eine Bluse an, die sie auf der Reise wegen der glühenden Hitze trug. Auch bei unserem ersten Zusammentreffen, als ich aus der Verbannung zurückkehrte, war sie ganz weiß gekleidet; auch ihr Brautkleid war weiß gewesen. Selbst ihr Gesicht, das tiefe Spuren schwerer seelischer Erschütterungen, Sorgen, trüber Gedanken und Leiden an sich trug, erinnerte mich an den Ausdruck, den ihr Gesicht zu jener Zeit gehabt hatte.

Auch wir waren noch dieselben, nur reichten wir uns diesmal nicht die Hand wie hochmütige Jünglinge in einem übertriebenen Selbstgefühl und Selbstvertrauen, im Vertrauen aufeinander und auf ein besonderes, auserlesenes Schicksal, sondern wie zwei alte Veteranen, die der Kampf des Lebens abgehärtet hat, die nicht bloß ihre Kraft, sondern auch ihre Schwäche erprobt haben und kaum genesen waren von schweren Schicksalsschlägen und unverbesserlichen Fehlern. Wir traten unseren Weg von neuem an, wir feilschten und rech-

neten nicht, sondern teilten die schwere Bürde der Vergangenheit miteinander. Mit dieser Last auf dem Rücken mußten wir unsere Schritte mäßigen, aber im Inneren unserer gequälten Seelen hatte sich alles erhalten und zu einem männlichen, reifen Glück abgeklärt. An dem Entsetzen und dem dumpfen Schmerze hatten wir es noch klarer erkannt, wie untrennbar wir durch die Jahre, die Umstände, die Verbannung und unsere Kinder miteinander verwachsen waren.

Mit dieser Begegnung war alles Alte vergessen, die abgerissenen Enden wuchsen zusammen, zwar nicht ohne Narbe, aber sie hielten noch fester als früher; so wachsen manchmal die Stücke eines gebrochenen Knochens zusammen. Die Tränen des Schmerzes, die noch nicht auf unseren Wangen getrocknet waren, wurden durch das Gefühl eines tiefen Mitleids für einander zu einem neuen und festen Band. Ich hatte ihren Kampf, ihre Qualen mit angesehen, hatte gesehen, wie ihre Kräfte sie zu verlassen drohten. Und sie hatte mich schwach, unglücklich, beleidigt und beleidigend, zu jedem Opfer und jedem Verbrechen bereit gesehen.

Wir hatten einen zu hohen Preis füreinander bezahlt, um nicht zu begreifen, wieviel wir uns wert waren, wie teuer wir einander zu stehen kamen. 1852 schrieb ich: „In Turin fand unsere zweite Trauung statt; ihr Sinn war vielleicht tiefer und bedeutsamer, als der der ersten; sie vollzog sich mit dem vollen Bewußtsein der ganzen Verantwortlichkeit, die wir damit von neuem auf uns nahmen, und im Angesicht der schrecklichsten Ereignisse!“

Unsere Liebe hatte wie durch ein Wunder den Schlag überlebt, der sie vernichten sollte.

Die letzten finsteren Wolken zogen sich immer weiter und weiter zurück. Wir sprachen sehr lange und sehr viel miteinander, wie nach einer mehrjährigen Trennung; das Tageslicht warf seine hellen Strahlen schon längst durch die herabgelassenen Jalousien, als wir uns hinter dem leeren Tisch erhoben.

Drei Tage darauf fuhren wir zusammen längs der Riviera nach Nizza; Genua und Mentone zogen an uns vorüber, wo

wir so oft und in so wechselnder Stimmung geweilt hatten, und dann Monaco, das mit seinem sammetweichen Gras und seinem weichen Sande ins Meer hineinragte — alles grüßte uns heiter wie zwei alte Freunde, die sich nach einem Streite wiedergefunden hatten, die Weinberge, die Rosenhecken, die Pomeranzen, das Meer, das sich vor unserem Hause ausbreitete und — die Kinder, die am Strande spielten, — da hatten sie uns erkannt und sprangen uns schon entgegen. Wir waren zu Hause.

Dank sei dem Schicksal für diese Tage, für dieses Jahresdrittel, das auf sie folgte; mit ihm fand mein persönliches Leben seinen feierlichen Abschluß. Dank meinem Schicksal, dank der ewigen Heidin, daß es die zum Opfer Bestimmten mit einem reichen Kranz herbstlicher Blumen schmückte und uns wenigstens für eine kurze Zeit mit seinem Mohn und seinen Wohlgerüchen überschüttete!

Die Abgründe, die uns trennten, waren verschwunden, die Ufer rückten zusammen. War dies nicht dieselbe Hand, die mein ganzes Leben hindurch in meiner Hand gelegen hatte, war dies nicht derselbe Blick, der nur hin und wieder von einer Träne verschleiert wurde? „Beruhige dich doch, Schwester, Freundin, Kameradin, nun ist doch alles vorüber — und wir sind dieselben wie in unseren jungen, heiligen, herrlichen Tagen!“

... „Nach den Leiden, deren Größe du vielleicht kennst, gibt es Augenblicke höchster Seligkeit; der Glaube unserer Kindheit und Jugend hat sich nicht nur erfüllt, er ist hindurchgegangen durch furchtbare Prüfungen, ohne etwas von seiner Frische und seinem Aroma eingebüßt zu haben, und blüht auf in neuem Glanze und mit neuer Kraft. Ich war noch nie so glücklich, wie jetzt“, schrieb sie an ihren Freund nach Rußland.

Freilich hatte das Vergangene einen Niederschlag hinterlassen, an den man nicht ungestraft rühren durfte. Es war, wie wenn etwas in uns gebrochen war, ein wachsam schlummernder Schrecken und Schmerz lebte in uns weiter.

Die Vergangenheit ist kein Korrekturbogen, sondern das

Messer einer Guillotine; nach ihrem Fall wächst vieles nicht mehr zusammen, läßt sich nicht alles wieder gut machen. Es bleibt wie in Metall gegossen, in all seinen Feinheiten und Details unveränderlich und dunkel wie Bronze. Die Leute vergessen im allgemeinen nur das, was der Erinnerung nicht wert ist, oder was sie nicht verstehen. Laßt einen Menschen zwei, drei Vorfälle, ein paar bestimmte Züge, einen Tag oder irgend ein Wort vergessen und er wird wieder jung, kühn und stark werden, mit ihnen aber sinkt er unter wie ein Stein im Wasser. Man braucht nicht Macbeth zu sein, um Banquos Geist zu begegnen; diese Schatten sind nicht Strafrichter und Gewissensbisse, es sind die unauslöschlichen Tatsachen unseres Gedächtnisses.

Ja, wozu sollte man auch vergessen? Das ist eine Schwäche, eine Art Lüge; die Vergangenheit hat ihre Rechte, sie ist eine Tatsache, mit der man fertig werden muß, und die man nicht vergessen darf, — und wir gingen vereint auf dieses Ziel los.

... Es kam wohl hin und wieder vor, daß ein zufällig hingeworfenes Wort eines Bekannten, irgend eine Sache, die uns auffiel, wie ein Rasiermesser über unser Herz fuhr, dann wallte wohl das Blut auf, und es wurde uns unerträglich schwer ums Herz; aber in demselben Augenblick begegnete ich einem erschrockenen Blick, der mich mit einer unendlichen Qual ansah, wie wenn er zu mir sagen wollte: „Ja, du hast recht, es kann auch nicht anders sein, aber —“ und ich bemühte mich, die Wolken, die sich zusammenballten, zu verjagen.

Heilige Zeit der Versöhnung; ich denke deiner nur mit Tränen! ...

Nein, es war keine Versöhnung, dieses Wort paßt hier nicht. Worte sind wie fertige Kleider; sie passen allen Leuten von gleichem Wuchse, aber nur bis zu einem gewissen Grade, doch sie kleiden jeden einzelnen nur schlecht.

Wir konnten uns nicht versöhnen, denn wir hatten uns nie entzweit, wir litten um einander, aber wir trennten uns eigentlich niemals. Selbst in den düstersten Augenblicken gab es zwischen uns noch etwas wie eine unzerreißbare Einheit,

an der keins von beiden zweifelte, und eine tiefe gegenseitige Achtung. Wir glichen eher zwei Menschen, die von einem schweren Fieber genasen, als zwei Streitenden, die sich aussöhnten; der Wahn war verschwunden, unsere geschwächten, trüben Augen trafen sich und erkannten sich wieder. Wir erinnerten uns noch an die überstandenen Schmerzen und fühlten eine gewisse Müdigkeit, aber wir wußten ja, daß alles Schlimme vorüber war, daß wir wieder am Ufer waren und Land unter unseren Füßen hatten.

... Ein Gedanke, den Natalie schon früher öfter gehabt hatte, beschäftigte sie jetzt immer mehr. Sie wollte ihre Bekenntnisse schreiben. Sie war mit dem Anfang unzufrieden und verbrannte die Bogen, nur ein langer Brief und eine Seite haben sich noch erhalten .... Nach ihnen kann man sich über das Verlorengegangene ein Urteil bilden ... Wenn man sie liest, wird einem bang ums Herz, man fühlt, daß man eine leidende, glühende Seele berührt, hört das Flüstern dieser stummen, ewig verborgenen, kaum bewußt werdenden Geheimnisse. Aus diesen Zeilen konnte man herauslesen, wie der quälende Kampf in eine neu gehärtete Kraft, und der Schmerz in den Gedanken überging. Wenn diese Arbeit nicht durch einen rohen Eingriff unterbrochen worden wäre, sie wäre ein gewaltiger Präzedenzfall, ein großer Ersatz für das Ausweichen und Schweigen der Frau und ihre stolze Bemutterung durch den Mann geworden; aber ein unsinniger Schlag traf unser Haupt und zerstörte alles von Grund aus.

II.

Dans une mer sans fond, par une nuit sans lune
Sous l'aveugle océan à jamais enfouis ...
V. Hugo.

Das war das Ende des Jahres 1851. Wir waren fast ganz allein. Meine Mutter war mit Kolja und Spielmann nach Paris gefahren, um M. K. zu besuchen. Still verbrachten wir unsere Tage in Gesellschaft unserer Kinder. Alle Stürme schienen hinter uns zu liegen.

Im November erhielten wir einen Brief von meiner Mutter, daß sie bald abreisen wolle; dann kam einer aus Marseille, in dem sie schrieb, morgen, den 15. November, gehe das Dampfschiff ab, das sie zu uns bringen sollte. Während ihrer Abwesenheit waren wir in ein anderes Haus im Vorort St. Helène umgezogen. In diesem Hause, das einen großen Garten hatte, war auch ein Zimmer für meine Mutter eingeräumt. Wir schmückten das Zimmer mit Blumen aus, unser Koch und Sascha kauften chinesische Lampions und hängten sie an der Mauer und den Bäumen auf. Alles war bereit; — die Kinder blieben bis drei Uhr auf der Terrasse; endlich löste sich gegen sechs Uhr eine kleine Rauchwolke vom Horizonte ab, und nach wenigen Minuten zeigte sich auch der Dampfer, der wie ein unbeweglicher, immer größer werdender Punkt festzustehen schien. Alles geriet in Aufregung, François lief an den Landungsplatz, ich setzte mich in den Wagen und fuhr ihm nach.

Als ich am Landungsplatz erschien, war der Dampfer schon angekommen; die Kähne warteten rings herum auf den Moment, wo die Passagiere den Dampfer verlassen durften. Einer von ihnen näherte sich dem Landungsplatz, François stand darauf. „Wie?“ fragte ich ihn, „kommen Sie schon zurück?“

Er antwortete mir nicht; ich sah ihn an und Entsetzen packte mich; er war ganz grün im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. — „Was ist Ihnen, sind Sie krank?“ fragte ich. „Nein,“ versetzte er, ohne mich anzusehen, „aber Ihre Angehörigen sind nicht angekommen.“ „Wie? Nicht angekommen?“ — „Es ist etwas mit dem Dampfer passiert, daher konnten nicht alle Passagiere mitkommen.“ Ich sprang hastig ins Boot und befahl dem Bootsführer abzustoßen.

Auf dem Dampfer wurde ich mit einer gewissen unheilkündenden Achtung und Schweigen empfangen. Der Kapitän selbst erwartete mich; das war sonst nicht üblich, ich war auf das Schrecklichste gefaßt. Der Kapitän erklärte mir, der Dampfer, auf dem sich meine Mutter befunden hatte, sei zwischen der Insel Hyères und dem Festland mit einem anderen

Dampfer zusammengestoßen und — untergegangen; ein großer Teil der Passagiere sei gerettet, der andere Dampfer und ein gerade vorüberfahrendes Schiff hätten sie mitgenommen. „Ich bringe nur zwei von Ihren jungen Mädchen mit," sagte er, und führte mich auf das Vorderdeck; — alles trat mit demselben finsteren Schweigen auseinander. Ich folgte wie betäubt, ohne nach etwas zu fragen. Eine Nichte meiner Mutter, die bei ihr zu Gast gewesen war, ein hohes, schlankes Mädchen, lag mit zerzausten und nassen Haaren auf dem Deck, neben ihr lag die Magd, die Kolja beaufsichtigt hatte. Als das junge Mädchen mich erblickte, wollte sie sich erheben und etwas sagen, aber sie konnte es nicht, und drehte mir schluchzend den Rücken zu.

„Was bedeutet das alles? Wo sind sie?" fragte ich und griff schmerzlich nach der Hand der Magd.

„Wir wissen nichts!" antwortete sie, „der Dampfer ist untergegangen, — man hat uns halbtot aus dem Wasser gezogen. Eine Engländerin hat uns ihre Kleider gegeben, damit wir uns umziehen konnten."

Der Kapitän sah mich traurig an, schüttelte mir die Hand und sagte: „Verzweifeln Sie noch nicht, fahren Sie nach Hyères, vielleicht finden Sie noch jemand von den Ihrigen!"

Ich vertraute die Kranken E. und François an und fuhr wie betäubt nach Hause. Mein Kopf war wirr, ich bebte innerlich und wünschte, daß unser Haus noch tausend Werst entfernt wäre. Aber da leuchtete schon etwas zwischen den Bäumen auf; dann noch etwas und noch etwas; es waren die Lampions, die die Kinder angezündet hatten. Am Tore standen unsere Leute, Tata und Natalie mit Olja auf dem Arme.

„Wie? Du kommst allein?" fragte mich Natalie ruhig. „Du hättest doch wenigstens Kolja mitbringen sollen!"

„Sie sind nicht da!" sagte ich, „mit dem Dampfer ist etwas passiert; sie mußten auf einen anderen Dampfer umsteigen; der hat nicht alle mitgenommen. Luise ist hier."

„Sie sind nicht da!" rief Natalie aus. — „Erst jetzt sehe ich deinen Gesichtsausdruck! Deine Augen sind trübe, deine Züge sind entstellt! Um Gottes willen, was ist geschehen?"

„Ich fahre nach Hyères, um sie zu suchen!“

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Sie sind nicht da! sind nicht da!“ Dann lehnte sie ihr Haupt an meine Brust. Wir gingen durch die Allee, ohne ein Wort zu sprechen; ich führte sie ins Speisezimmer; im Vorübergehen flüsterte ich Rocca zu: „Um Gottes willen! die Lampions!“ Er verstand mich und lief hin, um sie auszulöschen. Im Speisezimmer war alles zum Empfang vorbereitet; eine Weinflasche stand im Eiskübel; vor dem Platz meiner Mutter stand ein Blumenstrauß und auf Koljas Platz lagen neue Spielsachen.

Die furchtbare Nachricht verbreitete sich sehr rasch durch die Stadt, und unser Haus war bald voll von nahen Freunden und Bekannten, wie Vogt, Tessier, Chojetzki, Orsini und selbst von Menschen, die uns ganz fern standen; die einen wollten erfahren, was geschehen war, andere wollten uns ihre Teilnahme zeigen, die dritten gaben uns allerhand Ratschläge, meist natürlich unsinnige. Aber ich will nicht undankbar sein, die Teilnahme, welche man mir in Nizza zeigte, rührte mich tief. Solchen unsinnigen Schicksalsschlägen gegenüber erwachen die Menschen und beginnen ihren Zusammenhang zu fühlen.

Ich entschloß mich, noch am selben Abend nach Hyères zu fahren. Natalie wollte mit mir reisen; ich bestimmte sie zu bleiben. Zudem hatte sich das Wetter plötzlich geändert. Ein eiskalter Wind erhob sich, und es regnete schrecklich. Ich mußte mir einen französischen Paß verschaffen, denn ich wollte über die Brücke von Var reisen. Ich fuhr also zum französischen Konsul Léon Pillet; er war gerade in der Oper; so begab mich ich denn zusammen mit Chojetzki in seine Loge. Pillet, der schon von dem Unglück gehört hatte, sagte mir: „Ich darf Ihnen die Erlaubnis eigentlich nicht geben, aber es gibt Umstände, unter denen eine Absage ein Verbrechen wäre. Ich will Ihnen auf meine eigene Verantwortung einen Reisepaß bis über die Grenze ausstellen. Bitte kommen Sie und holen Sie ihn sich nach einer halben Stunde vom Konsulat ab!“

Am Eingang zum Theater erwarteten mich ungefähr zehn

Leute, die mich vorher aufgesucht hatten. Ich erzählte ihnen, daß Léon Pillet mir einen Paß ausstellen wolle.

„Fahren Sie ruhig nach Hause und kümmern Sie sich um nichts," rief man mir von allen Seiten zu, „das Übrige lassen Sie uns nur machen! Wir besorgen Ihnen den Paß, lassen ihn in der Intendantur visieren und bestellen die Postpferde." Der Besitzer meines Hauses war auch zugegen, er lief hin, um mir einen Wagen zu bestellen; der Hotelbesitzer bot ihm den seinigen umsonst an.

Um elf Uhr abends machte ich mich bei dem stärksten Regen auf den Weg. Die Nacht war fürchterlich, die Windstöße waren mitunter so stark, daß die Pferde stehen bleiben mußten; das Meer, das noch vor kurzem so viele Menschen begraben hatte, war in der Dunkelheit kaum zu erkennen, aber es rauschte und brüllte heftig. Wir fuhren den Esterel hinauf, der Regen hörte bald auf, dafür aber begann es zu schneien; die Pferde stolperten und fielen auf dem Glatteis beinahe hin. Der Postillon, der die Zügel mehrmals vor Müdigkeit sinken ließ, fing an sich zu wärmen; ich reichte ihm meine Flasche mit Kognak, bat ihn, sich zu beeilen, und versprach ihm, den doppelten Preis zu bezahlen.

Wozu wohl? Glaubte ich noch an die Möglichkeit, daß ich eins von den Meinen wiederfinden würde, daß sie sich gerettet hätten? Es war schwer, dies vorauszusetzen nach allem, was wir gehört hatten, — aber ich hatte das Bedürfnis, den Platz zu sehen, vielleicht ein Restchen von ihren Sachen, einen Lappen zu finden, einen Augenzeugen zu sprechen — endlich mich zu überzeugen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden war; ich hatte das Bedürfnis, irgend etwas zu tun, nicht zu Hause zu sein, mich zu fassen, zu sammeln.

Während auf dem Esterel die Pferde gewechselt wurden, stieg ich aus dem Wagen; mein Herz preßte sich zusammen; ich hätte laut schluchzen mögen, als ich den Platz wiedererkannte, wo wir waren. Das war dieselbe Taverne, wo wir 1847 eine Nacht verbracht hatten. Ich erinnerte mich an die gewaltigen Bäume, die sie beschatteten; es war noch ganz so, wie damals, nur sahen wir die Landschaft damals in der auf-

gehenden Sonne, jetzt aber versteckte sie sich hinter den grauen italienischen Wolken und schimmerte hier und da weiß vom gefallenen Schnee.

Jene Zeit wurde mir in der Erinnerung lebendig und gegenwärtig mit all ihren Einzelheiten; ich erinnerte mich, wie uns die Wirtin einen Hasenbraten vorsetzte, dessen haut goût nur durch eine gewaltige Menge von Knoblauch verdeckt wurde, wie im Schlafzimmer die Fledermäuse hin und her flogen, wie Luise und ich sie mit dem Handtuch zu fangen suchten, und wie wir hier zum erstenmal etwas von der warmen südlichen Luft verspürten.

Damals schrieb ich: „Von Avignon ab sieht und fühlt man den Süden. Für einen Menschen, der immer im Norden gelebt hat, ist der erste Anblick der südlichen Natur von einer feierlichen Freude begleitet — man wird jung, man möchte singen, tanzen, weinen; alles ist so hell, so licht, so klar, so reich, üppig und heiter. Nach Avignon mußten wir die Alpen des Küstenstrichs durchqueren. Wir kamen in einer Mondnacht auf dem Esterel an; als wir abwärts fuhren, ging die Sonne auf, die Gebirgskette trat aus dem Morgennebel hervor, ein Sonnenstrahl rötete die blendenden Schneegipfel; ringsherum sah man helles Grün, scharfe Schatten, gewaltige Bäume und finstere, mit einer dürftigen und mageren Vegetation bedeckte Felsen. Die Luft war berauschend, ungeheuer durchsichtig, erfrischend und klar, unsere Stimmen und der Gesang der Vögel klangen hier lauter; da blitzte plötzlich hinter einer kleinen Wegkurve ein Streifen des Mittelländischen Meeres auf und erzitterte in silbernem Feuerscheine."

Und nun, nach vier Jahren, stand ich auf demselben Platze . . .

Vor Anbruch der Nacht konnten wir nicht nach Hyères kommen. Ich ging sofort zum Polizeikommissar. Dann ging ich mit ihm und dem Gendarmeriebrigadier zuerst zum Seekommissar. Er hatte allerhand Gegenstände, die man aus dem Schiffbruch gerettet hatte; aber ich fand nichts, was ihnen gehörte. Wir gingen hierauf ins Krankenhaus; einer von den Ertrunkenen lag im Sterben; andere erzählten mir,

sie hätten eine ältere Dame mit einem fünfjährigen Knaben, und einen jungen Mann mit einem großen, blonden Bart gesehen, sie hätten sie noch im letzten Augenblick gesehen; also waren sie untergegangen, zusammen mit den anderen. Hier aber tauchte aufs neue die Frage auf: die, welche mir das erzählten, waren doch noch am Leben, obwohl sie sich ebenso wenig wie Luise und die Magd erinnern konnten, wie sie gerettet worden waren.

Die Leichen, die man gefunden hatte, lagen in der Krypta des Klosters. Wir gingen aus dem Krankenhaus dorthin; einige barmherzige Schwestern begrüßten uns und führten uns hin, indem sie uns mit großen Kirchenlichtern voranleuchteten. In der Krypta stand eine Reihe frisch verfertigter Kisten; in jeder Kiste lag ein Leichnam. Der Kommissar ließ sie öffnen, die Kisten waren zugenagelt. Der Brigadier schickte den Gendarmen nach einem Stemmeisen und ließ ihn einen Deckel nach dem andern aufbrechen.

Diese Leichenschau war übermenschlich schrecklich. Der Kommissar hielt ein Buch in der Hand und fragte bei Öffnung einer jeden Kiste in einem gewissen offiziellen Ton: „Sie bezeugen in unserer Gegenwart, daß Sie diesen Leichnam nicht kennen?" Ich nickte mit dem Kopfe. Der Kommissar machte mit seinem Bleistift ein Zeichen in seinem Buche, wandte sich dann an den Gendarmen und ließ ihn die Kiste wieder zunageln. Wir gingen zu der nächsten über. Der Gendarm hob den Deckel in die Höhe, ich warf mit innerem Entsetzen einen Blick auf den Toten, und es wurde mir leichter zumute, wenn ich auf unbekannte Züge stieß. Und doch war es im Grunde noch seltsamer, wenn man daran dachte, daß alle drei so spurlos verschwunden sein sollten, so einsam auf dem Grunde des Meeres lagen und von den Wellen fortgetragen wurden. Ein Leichnam ohne Sarg und ohne Grab ist etwas weit Schrecklicheres als eine Beerdigung; hier aber fehlten selbst die Toten.

Ich fand niemand. Ein Leichnam fiel mir auf. Es war eine sehr schöne Frau von etwa zwanzig Jahren in einem provençalischen Festkleid; ihr Busen war entblößt (sie hatte ein Kind mit sich gehabt, das die Wellen natürlich fortgetra-

gen hatten), die Milch quoll aus den Brüsten hervor und tropfte herab.

Ihr Gesichtsausdruck war nicht im mindesten verändert, und die sonnenverbrannte Haut gab ihr das Aussehen eines lebendigen Wesens.

Der Brigadier konnte sich nicht zurückhalten und bemerkte: „Wie schön sie ist.“ Der Kommissar sagte nichts, der Gendarm deckte sie zu und sagte zum Brigadier: „Ich habe sie gekannt, sie ist eine von den hiesigen Bäuerinnen aus der Nähe der Stadt. Sie reiste zu ihrem Manne nach Grasse. Der kann lange warten!“

Meine Mutter, mein Kolja und unser guter Spielmann waren spurlos verschwunden. Nichts war von ihnen übrig geblieben. Unter den geretteten Gegenständen befand sich auch nicht ein Fetzen von ihrem Gepäck. Ein Zweifel an ihrem Untergang war nicht mehr möglich. Alle Geretteten befanden sich entweder in Hyères oder auf jenem Dampfer, mit dem Luise angekommen war. Der Kapitän hatte, um mich zu beruhigen, ein Märchen ersonnen.

In Hyères erzählte man mir noch von einem älteren Herrn, der seine ganze Familie verloren hatte, nicht im Krankenhause bleiben wollte, und zu Fuß ohne Geldmittel in einem hart an Wahnsinn grenzenden Zustande davongelaufen war, sowie von zwei Engländern, die sich zum englischen Konsul begeben hatten. Sie hatten ihre Mutter, ihren Vater und Bruder verloren.

Es fing an hell zu werden. Ich bestellte die Pferde. Vor meiner Abreise führte mich ein Kellner nach einer kleinen Landzunge am Ufer und zeigte mir von da aus die Stelle, wo der Schiffbruch stattgefunden hatte. Das Meer kochte und schäumte noch, es war noch ganz grau und trübe nach dem gestrigen Sturm. In der Ferne sah man einen seltsamen Fleck, der sich hin und her bewegte. Das Wasser schien dort dichter und durchsichtiger zu sein. „Der Dampfer führte eine Ladung Öl mit sich; dort, wo der Ölfleck ist, hat der Schiffbruch stattgefunden.“ Dieser Ölfleck war alles, was übrig geblieben war.

„Ist es dort tief?“

„Ungefähr hundertachtzig Meter.“ Ich stand noch eine Weile am Ufer. Der Morgen war sehr kalt. Besonders hier am Meer. Der Wind wehte noch ebenso heftig wie gestern, der Himmel war mit russischen Herbstwolken bedeckt. Lebt wohl! . . . hundertachtzig Meter Tiefe und ein schwimmender Ölfleck!

Nul ne sait votre sort, pauvres têtes perdues,
Vous roulerez à travers les sombres étendues,
Heurtant de vos fronts des écueils inconnus . . .

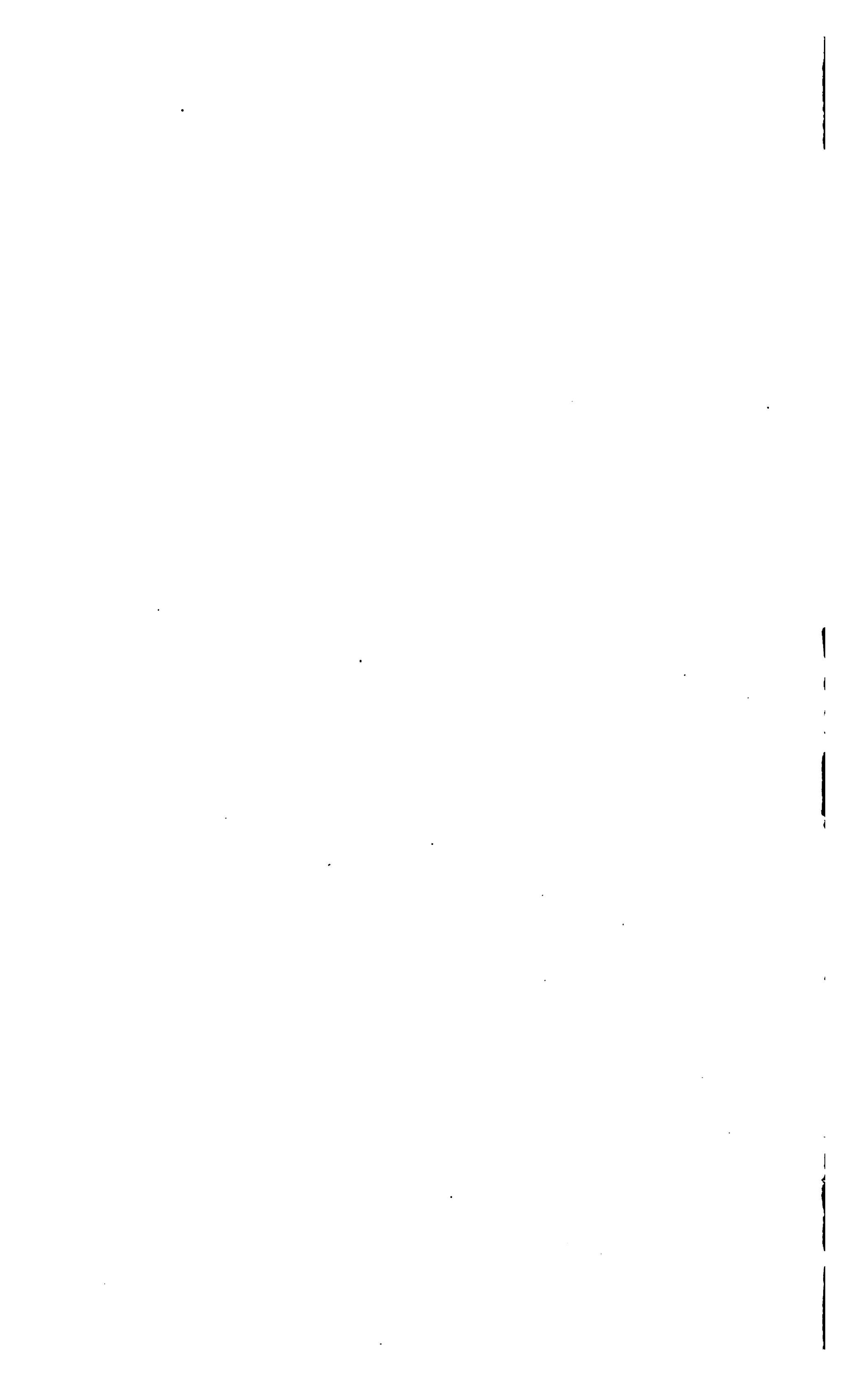
Mit dieser schrecklichen Gewißheit kam ich zu Hause an. Natalie, die sich eben etwas zu erholen begann, hielt diesen Schlag nicht aus. Seit meiner Mutter und Koljas Tode ist sie nicht wieder gesund geworden. Der Schrecken und der Schmerz blieben zurück und gingen ihr ins Blut über. Zuweilen sagte sie nachts zu mir, und es war, als wollte sie um Hilfe flehen: „Kolja, Kolja verläßt mich nicht, mein armer Kolja, wie mag er sich erschrocken haben, wie mag er gefroren haben! Und all die Fische und Krebse da unten!“ Sie nahm seinen kleinen Handschuh heraus, den die Magd in ihrer Tasche mitgebracht hatte, das Einzige, was von ihm übrig geblieben war. Dann trat jene Stille, jenes Schweigen ein, in dem das Leben fortgeschwemmt wird wie bei einem durchstochenen Damm. Bei dem Anblick dieser Leiden, die allmählich in eine Nervenkrankheit übergingen, bei dem Anblick dieser glänzenden Augen und dieser fortwährend zunehmenden Magerkeit stieg mir zum erstenmal der Zweifel auf, ob es mir noch gelingen könne, sie zu retten . . . In qualvoller Unsicherheit zogen sich die Tage hin, es war wie das Leben eines Menschen zwischen dem Urteilsspruch und dem Vollzug der Todesstrafe, wenn der Mensch zugleich hofft, und dennoch genau weiß, — daß er dem Beile nicht entfliehen wird.



ERINNERUNGEN

SECHSTER TEIL

England
1852—1855.



XXXII • Londoner Nebel.

Als ich am 25. August 1852 im Morgengrauen über das nasse Brett hinwegschritt, das englische Ufer betrat und die schmutzig-grauen Klippen betrachtete, war ich weit von dem Gedanken entfernt, daß noch so viele Jahre vergehen sollten, ehe ich die Kalkfelsen Englands verlassen würde.

Ich befand mich noch ganz unter dem Eindruck der Gedanken, mit denen ich Italien verlassen hatte. Krank, elend und betäubt durch eine Reihe von Schicksalsschlägen, die so roh über mich hereingebrochen und so schnell aufeinander gefolgt waren, hatte ich kein klares Bewußtsein davon, was ich tat. Es war, wie wenn ich die bekannten Wahrheiten noch einmal mit eigenen Händen berühren mußte, um von neuem daran glauben zu lernen, was ich längst wußte und wissen mußte.

Ich hatte meine Logik verraten und vergessen, wie zwiespältig der moderne Mensch in seinen Meinungen und Handlungen ist, wie großartig er beginnt, und wie bescheiden er in der Verwirklichung seiner Pläne wird, wie edel sein Streben und wie schwach seine Muskeln sind.

Zwei Monate lang gingen hin mit allerhand unnützen Begegnungen, einem fruchtlosen Suchen, deprimierenden und gänzlich unnützen Gesprächen, und dennoch wartete und wartete ich immer noch auf etwas. Aber meine, dem Realen zugewandte Natur konnte nicht lange in dieser phantastischen Welt verbleiben. Ich begann allmählich einzusehen, daß das Gebäude, welches ich aufrichtete, kein Fundament hatte und unvermeidlich zusammenstürzen mußte.

Ich fühlte mich erniedrigt, in meiner Eitelkeit gekränkt. Ich ärgerte mich über mich selber, mein Gewissen ließ mir keine Ruhe wegen der frevelhaften Entheiligung meines Schmerzes. Der Vorwurf nagte an mir, daß ich ein Jahr unnütz vergeudet hatte, ich spürte eine schreckliche, unsägliche Müdigkeit. O wie sehnte ich mich damals nach dem Herzen eines Freundes, welches ohne Gericht und ohne Verurteilung meine Beichte angehört, mit mir zusammen meinen Schmerz

gekostet hätte. Aber rings um mich breitete sich eine endlose Wüste. Kein Freund, kein naher Bekannter, kein einziger Mensch, ... doch wer weiß, vielleicht diente auch dies zu meinem Besten.

Ich dachte nicht daran, länger als einen Monat in London zu bleiben, — aber allmählich begann ich einzusehen, — daß ich keinen Grund hatte, irgendwo anders zu sein. Zudem hätte ich auch nirgends so einsiedlerisch leben können wie in London.

Ich entschloß mich also zu bleiben, suchte mir zunächst ein Haus in einem der entferntesten Stadtteile Londons, hinter dem Regentpark, in der Nähe von Primrose Hill.

Meine Kinder waren in Paris geblieben. Nur Sascha war mit mir. — Das Haus war, wie es hier üblich ist, in drei Stockwerke geteilt. Der ganze Mittelstock bestand aus einem mächtigen, unbequemen und kalten drawing room. Ich machte daraus mein Arbeitszimmer. Der Hausbesitzer war ein Bildhauer und stellte mein ganzes Zimmer mit allerhand kleinen Statuen und Modellskizzen voll. Vor mir stand z. B. die Büste von Lola Montez neben der der Königin Viktoria.

Als ich am zweiten oder dritten Tag nach unserer Ankunft, nachdem ich mich schon einigermaßen eingerichtet und eingelebt hatte, mein Zimmer betrat, setzte ich mich in einen großen Lehnstuhl, und so saß ich wohl zwei Stunden lang in vollkommener Stille, ohne von jemandem gestört zu werden. Endlich nach langer, langer Zeit fühlte ich mich zum erstenmal wieder freier. Es war mir nicht leichter ums Herz, trotzdem aber grüßte ich durch das Fenster die finstern Bäume des Parks, welche durch den rauchigen Nebel kaum hindurchschimmerten, und ich dankte ihnen für ihren Frieden.

So saß ich jetzt manchen Morgen allein und einsam da, oft ohne etwas zu tun, ohne selbst etwas zu lesen, nur hier und da kam Sascha angelaufen, aber er störte meine Einsamkeit nicht. G., der damals neben mir wohnte, kam niemals vor dem Mittagessen zu mir, wenn es nicht gerade dringend notwendig war. Wir speisten um sieben Uhr zusammen. Während dieser Muße untersuchte und analysierte ich Punkt für Punkt

meine ganze Vergangenheit, alle Worte und Briefe der Menschen und endlich mich selber. Wie viel Fehler nach rechts und nach links, wieviel Schwäche, wieviel unklares Schwanken und Grübeln, das mich am Handeln gehindert hat, wieviel voreilige Begeisterung für fremde Menschen! Und während dieser Analyse ging ganz unmerklich eine Umwälzung in mir vor, ... es gab schwere Augenblicke, und nicht selten rann eine Träne über meine Wange herab. Aber es gab doch auch andere, wenngleich nicht frohe, so doch tapfere und männliche Augenblicke, ich fühlte neue Kräfte durch meine Adern rinnen, ich hoffte auf keinen andern Menschen mehr, aber das Vertrauen zu mir selbst wurde stärker und mächtiger, ich fühlte, wie ich immer unabhängiger von den andern wurde.

Die Öde und Leere um mich her kräftigte mich, half mir, mich zu konzentrieren. Ich entwöhnte mich von den Menschen, d. h. ich suchte nicht mehr nach einer wirklichen Nähe und Freundschaft. Ich mied zwar niemanden, aber die Personen, die mich umgaben, waren mir gleichgültig geworden. Ich merkte, daß es keine ernsten, tiefen Bande mehr gab, die mich mit andern Menschen verknüpften. Ich war ein Fremder unter Fremden, sympathisierte vielleicht mehr mit den einen, als mit den anderen, aber ich war doch mit niemandem eng verknüpft. Das war auch früher so gewesen, aber ich hatte es nicht bemerkt, da ich mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Jetzt hatte das Maskenfest ein Ende genommen, die Dominos waren abgelegt, die Kränze waren von den Häuptern herabgesunken, die Masken von den Gesichtern gerissen, und ich sah plötzlich andere, fremde Züge, die ich nicht erwartet hatte. Was sollte ich tun? Ich konnte es verbergen, daß ich viele von ihnen jetzt weniger liebte, d. h. besser kannte, aber es war unmöglich, daß ich dies selbst nicht fühlte, und wie ich schon gesagt habe, diese Entdeckung nahm mir nichts von meinem Mut und meiner Tapferkeit, sondern stärkte und festigte mich noch.

Für eine solche innere Wandlung war das Leben in London äußerst günstig. Es gibt keine Stadt in der Welt, welche den Menschen mehr vom Menschen entwöhnt und ihn an die Ein-

samkeit gewöhnt, wie London. Die Lebensweise, die großen Entfernungen, das Klima, die Massen der Bevölkerung, in denen die Persönlichkeit untergeht, dies alles und zugleich der Mangel jeglicher Zerstreuung, wie man sie auf dem Kontinent hat, trugen noch dazu bei. Wer es versteht, allein zu leben, der braucht sich nicht vor der Langweile in London zu fürchten; das Leben in dieser Stadt ist wie die salzige Luft nur für den Schwächlichen und Kranken, für den, der einen Stützpunkt außer sich selbst, einen Gruß, Teilnahme und Mitleid sucht, schädlich. Die moralischen Lungen müssen hier ebenso kräftig sein, wie die physischen, welche die Aufgabe haben, aus der rauchigen Nebelluft den Sauerstoff abzusondern und zu assimilieren. Die Masse rettet sich durch den Kampf um das tägliche Brot, die Kaufleute durch die Jagd nach Gewinn, alle durch das Hasten und Jagen des Erwerbs. Aber nervöse, romantische Naturen, welche es lieben unter Menschen zu leben, sich geistig zu betätigen und sich im Müßiggang zu betäuben, gehen hier vor Langweile zugrunde und versinken in Verzweiflung.

Auf meinen einsamen Spaziergängen durch London, seinen steinernen Wegen und rauchigen Korridoren, in diesem opalfarbenen Nebel, in dem man oft nicht auf einen Schritt voraus sieht, und nur hier und da mit vorbeihuschenden Schatten zusammenstößt, habe ich viel, sehr viel erlebt.

Abends, wenn mein Sohn schlafen ging, ging ich gewöhnlich spazieren. Ich machte fast niemals Besuche, sondern las nur die Zeitungen, warf einen Blick in die Tavernen, um dieses fremde Volk kennen zu lernen, und schlenderte über die Brücken, welche über die Themse führen.

Auf der einen Seite treten die Stalaktiten des Parlaments hervor, um sogleich wieder zu verschwinden. Auf der andern Seite erblickt man die umgestülpte Terrine von St. Paul und sonst Laternen und nichts wie Laternen zu beiden Seiten des Weges. Die eine Stadt, die reiche und satte, schläft schon, — die andere, hungrige ist noch nicht erwacht. Es ist öde und leer, man hört nichts außer dem regelmäßigen Schritte des Polizisten mit seiner Laterne. Hin und wieder setzte ich mich und sah vor

mich hin, dann wurde mir stiller und friedlicher ums Herz, und das war der Grund, warum ich diesen furchtbaren Ameisenhaufen lieb gewann, wo Hunderttausende von Menschen jede Nacht nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, wo die Polizei jeden Augenblick Kinder und Frauen findet, welche vor Hunger gestorben sind, dicht neben Hotels, wo man nicht speisen kann, ohne zwei Pfund Sterling auszugeben.

Aber solche Wandlungen, so schnell sie auch kommen mögen, vollziehen sich nicht mit einem Schlage, besonders wenn man vierzig Jahre alt ist. Es mußte viel Zeit vergehen, ehe ich mit meinen neuen Gedanken fertig wurde. Nachdem ich mich endlich entschlossen hatte, zu arbeiten, tat ich noch lange gar nichts, oder doch nicht das, was ich wollte.

Der Gedanke, mit dem ich nach London gekommen war, nämlich die Meinen Gericht über mich sitzen zu lassen, war richtig und vernünftig. Ich wiederhole das auch heute noch mit vollem Bewußtsein und klarer Überlegung. An wen sollten wir uns denn auch wenden, wenn wir Gerechtigkeit, wenn wir die Wiederherstellung der Wahrheit und die Aufdeckung der Lüge suchen?

Doch nicht an das Gericht unserer Feinde, die nach anderen Prinzipien und nach Gesetzen richten, welche wir nicht anerkennen!

Man kann freilich auch über sich selbst zu Gericht sitzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man dies kann. Dieses eigenmächtige Verfahren reißt alles das gewaltsam aus der Seele, was mit Gewalt genommen wurde, und führt uns damit zum Gleichgewicht zurück. Die Rache ist ein ebenso einfaches und richtiges menschliches Gefühl wie der Edelmut. Aber weder die Rache noch die Selbsthilfe können etwas beweisen. Es kann doch passieren, daß es dem Menschen in erster Linie an einer Erklärung, an einer Aufklärung liegt, es kann sein, daß ihm die Wiederherstellung der Wahrheit mehr wert ist als die Rache.

Der Fehler bestand nicht in dem eigentlichen Satze, er bestand im Adjektivum, im Epitheton. Um sich dem Gericht der Eigenen, der Seinen zu unterwerfen, dazu mußte man sie erst besitzen. Wo aber sollte ich sie finden?

Ich hatte sie einmal in Rußland besessen. Jetzt aber war ich fern in der Fremde, abgeschnitten von der Heimat, es war also nötig, um jeden Preis das Gespräch mit den Seinen wieder anzuknüpfen. Ich sehnte mich danach, ihnen davon zu erzählen, was mir so schwer auf dem Herzen lag. Meine Briefe wurden nicht durchgelassen, Bücher aber finden selber ihren Weg. Schreiben durfte ich nicht, also mußte ich drucken, und so machte ich mich denn allmählich an die Herausgabe meiner Erinnerungen und die Errichtung einer russischen Druckerei.

XXXIII. Die Gipfel. — Das europäische Zentralkomitee. — Mazzini. — Ledru Rollin. — Kossuth.

In London beeilte ich mich, Mazzini aufzusuchen, nicht nur, weil er den wärmsten und tätigsten Anteil an dem Unglück nahm, das meine Familie betroffen hatte, sondern noch mehr deshalb, weil ich Aufträge von seinen Freunden an ihn hatte. Medici, Pisacane, die Mezzacapos, Cosenz, Bertani waren unzufrieden mit den Direktiven, die von London aus gegeben wurden. Sie sagten, Mazzini kenne die neue politische Lage nicht mehr gut, klagten über die revolutionären Hofleute, die ihm, um ihm einen Dienst zu erweisen, einredeten, es sei alles bereit für den Aufstand, und man warte nur auf das Signal. Sie wollten innere Verbesserungen, es schien ihnen eine Notwendigkeit zu sein, weit mehr militärische Elemente hinzuzuziehen, und Strategen statt Advokaten und Journalisten an die Spitze zu stellen. Daher wünschten sie, daß Mazzini mit talentvollen Generälen wie Ulloa in Beziehung trete, der in einer gewissen unfreundlichen und unzufriedenen Entfremdung neben dem alten Pepe verharrte.

Sie hatten mir aufgetragen, Mazzini von alledem zu erzählen, weil sie wußten, daß er mir vertraute, und zum Teil auch deshalb, weil meine unabhängige Stellung den italienischen Parteien gegenüber mir gewissermaßen freie Hand ließ.

Mazzini empfing mich wie einen alten Freund. Wir kamen bald auch auf den mir von meinen Freunden erteilten Auftrag zu sprechen. Er hörte mich anfangs sehr aufmerksam an, obwohl er es keineswegs verheimlichte, daß ihm diese Opposition durchaus nicht gefiel. Aber als ich von den allgemeinen Redensarten zu den Einzelheiten und den persönlichen Fragen überging, unterbrach er mich plötzlich in meiner Rede:

„Das ist ganz falsch, es ist auch nicht ein vernünftiges Wort daran.“

„Nun,“ bemerkte ich, „ich habe Genua erst vor einundeinhalb Monaten verlassen, und ich bin zwei Jahre lang ununterbrochen in Italien gewesen. Ich kann Ihnen vieles davon persönlich bestätigen, was ich Ihnen im Namen meiner Freunde mitteile.“

„Eben weil Sie in Genua gewesen sind, sprechen Sie so. Was ist denn Genua? Was konnten Sie denn dort überhaupt erfahren, außer der Meinung von ein paar Emigranten. Ich weiß sehr gut, daß man dort so denkt, aber ich weiß auch, daß man sich irrt. Genua ist ein sehr wichtiges Zentrum, aber es ist nur ein Punkt, und ich kenne ganz Italien. Ich kenne die Bedürfnisse jedes kleinsten Fleckchens, von den Abruzzen bis Vorarlberg. Unsere Freunde in Genua sind ganz isoliert und haben gar keine Beziehungen zu der ganzen Halbinsel. Sie können kein Urteil über diese Bedürfnisse und über die allgemeine Stimmung haben."

Ich machte noch zwei oder drei Versuche, aber er war bereits en garde, wurde böse, antwortete ungeduldig; ... ich schwieg also und war betrübt; eine solche Unduldsamkeit hatte ich früher an ihm nicht bemerkt.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte er, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, „ich muß natürlich die Ansicht unserer Freunde kennen. Ich bin bereit, jedes Ihrer Worte zu erwägen und zu überlegen, aber ich kann durchaus nicht versprechen, daß ich Ihre Anschauung annehmen werde. Auf mir liegt eine große Verantwortung, nicht nur vor meinem Gewissen und vor Gott, sondern auch vor dem italienischen Volke."

Meine Mission war also mißlungen.

Mazzini dachte schon damals an seinen berühmten 8. Februar von 1853. Es war für ihn schon beschlossene Sache, seine Freunde aber waren nicht mit ihm einverstanden.

„Sind Sie mit Ledru Rollin und Kossuth bekannt?"

„Nein."

„Wollen Sie ihre Bekanntschaft machen?"

„Gerne."

„Sie müssen sie kennen lernen; ich will ihnen ein paar Worte darüber schreiben. Erzählen Sie ihnen, was Sie gesehen haben und wie Sie die Unseren verlassen haben. Ledru Rollin," fuhr er fort, ergriff die Feder und begann seinen Brief zu schreiben, „Ledru Rollin ist der liebenswürdigste Mensch von der Welt, aber Franzose jusqu'au bout des ongles; er glaubt

fest daran, daß Europa ohne eine Revolution in Frankreich nicht vom Flecke kommen kann. Le peuple initiateur! Wo aber haben wir augenblicklich eine französische Initiative? Denn noch früher sind die Ideen, welche Frankreich bewegt haben, von Italien und England ausgegangen. Sie werden sehen, daß Italien die neue Aera der Revolution beginnen wird. Was denken Sie?“

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht daran glaube.“

„Also wohl die slawische Welt?“ sagte er lächelnd.

„Das habe ich nicht gesagt, ich weiß nicht, worauf Ledru Rollin seinen Glauben gründet, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß in Europa keine Revolution gelingen wird, solange Frankreich in dem Zustand der Betäubung verharrt, in dem wir es heute sehen.“

„Sie befinden sich also auch unter dem Prestige Frankreichs?“

„Wenigstens unter dem Prestige seiner geographischen Lage, seiner furchtbaren Armee und des Umstandes, daß es sich auf Rußland, Österreich und Preußen stützt.“

„Frankreich schläft, wir werden es wecken!“

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu sagen: „Gott gebe, daß Sie recht behalten und daß es kommt, wie Sie sagen!“

Wer von uns in jenem Augenblicke recht hatte, das hat Garibaldi bewiesen. An einer anderen Stelle habe ich über meine Begegnung mit ihm bei den westindischen Docks und auf seinem amerikanischen Schiff Common-wealth erzählt.

Es war um jene Zeit, als ich mit Orsini und Haug bei Garibaldi zum Frühstück war. Er sprach mit großer Freundschaft von Mazzini und äußerte seine Meinung über den 3. Februar 1853 ganz offen (dies war im Jahre 1854). Hierbei sprach er auch von der Notwendigkeit, daß sich alle Parteien zu einer einzigen, militärischen vereinigen müßten.

Am Abend desselben Tages trafen wir uns in einem Hause. Garibaldi war nicht froh gestimmt. Mazzini nahm eine Nummer seiner Italia del popolo aus der Tasche und zeigte ihm einen Aufsatz. Garibaldi las ihn und sagte: „Ja, er ist glänzend geschrieben, aber der Aufsatz ist sehr schädlich. Ich

muß aufrichtig gestehen, man sollte diesen Journalisten oder den Verfasser für einen solchen Aufsatz aufs strengste bestrafen. Man darf doch nicht die Zwietracht zwischen uns und Piemont noch aus allen Kräften schüren, wo wir nur ein einziges Heer, das Heer des Königs von Sardinien besitzen. Das ist gar zu voreilig und eine unnütze Herausforderung, welche geradezu verbrecherisch ist."

Mazzini suchte die Zeitschrift zu verteidigen, Garibaldi wurde noch einsilbiger.

Als er sein Schiff verlassen wollte, sagte er, es würde zu spät werden, noch nachts nach den Docks zurückzukehren, er wolle in einem Hotel schlafen. Ich schlug ihm vor, zu mir zu kommen und bei mir zu schlafen. Garibaldi war einverstanden.

Nach dieser Erzählung entschlüpfte Garibaldi, der von allen Seiten durch eine Legion von unerschrockenen Damen belagert wurde, durch ein paar gewandte Vormärsche und Rückzüge dem Reigen, kam zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „Wie lange wollen Sie noch bleiben?"

„Wir können gleich fahren."

„Ich bitte Sie darum."

Wir machten uns auf und fuhren weg. Unterwegs sagte er zu mir: „Wie bedaure ich es, wie unendlich bedaure ich es, daß sich Peppo so hinreißen läßt und bei dem edelsten und reinsten Streben so große Fehler macht. Ich konnte es vorhin nicht aushalten, es macht ihm Spaß, daß er seine Schüler gelehrt hat, Piemont zu reizen. Was soll aber geschehen, wenn der König sich ganz und gar der Reaktion ergibt. Jedes freiere Wort in Italien wird verstummen und unsere letzte Stütze sinkt dahin. Republik! Republik! Ich bin immer und während meines ganzen Lebens Republikaner gewesen, aber jetzt handelt es sich nicht um die Republik. Ich kenne die italienischen Massen besser als Mazzini, ich habe mein ganzes Leben lang mit ihnen zusammen gelebt. Mazzini kennt wohl das gebildete Italien und beherrscht die Geister, aber man kann noch lange kein Heer aus ihnen bilden, um die Österreicher und den Papst davonzujagen. Für die Massen und das italienische Volk aber

gibt es nur ein Band, die Einheit und die Vertreibung der Fremden! Wie aber soll man das erreichen, wenn man das einzige starke Königreich in Italien, das aus bestimmten Gründen für Italien eintreten will und sich nur noch davor fürchtet, gegen sich aufreizt. Statt es zu sich heranzuziehen, stößt man es ab und beleidigt es. An demselben Tage, an dem dieser junge Mann zu glauben beginnt, daß er den Erzherzögen näher steht als uns, wird das Schicksal Italiens um ein oder zwei Zeitalter zurückgeschraubt und in seinem Fortschritt gehemmt."

Am andern Tage war ein Sonntag. Er ging mit meinem Sohn spazieren, ließ sich daguerrotypieren, schenkte mir das Bild und blieb zum Mittagessen bei mir.

Während des Mittagessens kam ein Italiener, den Mazzini geschickt hatte, und ließ mich herausrufen. Er suchte Garibaldi schon seit dem frühen Morgen. Ich bat ihn, an unserem Tische Platz zu nehmen.

Der Italiener wollte offenbar mit ihm allein sprechen und ich schlug ihnen vor, in mein Arbeitszimmer zu gehen.

„Ich habe keine Geheimnisse, außerdem ist hier auch kein Fremder zugegen," bemerkte Garibaldi.

Während des Gespräches wiederholte Garibaldi noch einmal oder noch zweimal, was er zu mir gesagt hatte, während wir nach Hause fuhren.

Er war innerlich ganz mit Mazzini einverstanden und ging mit ihm nur in bezug auf die Ausführung und die Mittel auseinander. Daß Garibaldi die Massen besser kannte, davon bin ich vollkommen überzeugt. Mazzini kannte wie ein mittelalterlicher Mönch nur eine Seite des Lebens und kannte sie ganz vortrefflich, die übrigen aber erschuf er sich selbst. Er lebte viel in seinen Gedanken und Leidenschaften, aber nicht im hellen Tageslicht; von seiner frühesten Jugend bis zum grauen Alter hatte er sich in den Kreisen der Carbonari, verfolgter Republikaner und liberaler Schriftsteller bewegt. Er unterhielt Beziehungen mit den griechischen Hetärien, den spanischen Exaltados, er konspirierte mit dem echten Cavaignac und dem falschen Ramorino, mit dem Schweizer James

Fazy, den polnischen Demokraten, Leuten aus der Moldau und Walachei, er begleitete Konarski mit seinem Segen aus seinem Zimmer, welcher nach Rußland ging und dort umkam. Das ist alles wahr, aber mit dem Volk, diesem solo interprete della legge divina, mit dieser dichten Schicht, welche bis auf den Grund, d. h. bis zum Acker und Pflug, bis zu den kalabrischen Hirten, den Facchinos und Gondelführern dringt, ist er nie in Berührung gekommen. Garibaldi aber hat nicht nur in Italien, sondern überall mit ihnen gelebt, er kannte ihre Schwächen und Stärken, ihre Leiden und ihre Freuden. Er hatte sie kennen gelernt auf dem Schlachtfelde und auf dem rasenden Ozean, er hatte es verstanden, wie Böhm eine legendäre Persönlichkeit zu werden, an ihn glaubte man mehr als an seinen Patron St. Giuseppe.

Nur Mazzini glaubte nicht an ihn.

Bei seiner Abreise sagte Garibaldi zu mir: „Ich reise mit schwerem Herzen, ich habe keinen Einfluß auf ihn und er wird wieder etwas vor der Zeit unternehmen."

Garibaldi hatte recht. Es verging kein Jahr, und wieder gab es zwei oder drei mißglückte Aufstände. Orsini wurde auf piemontesischem Boden von piemontesischen Gendarmen fast mit der Waffe in der Hand ergriffen, in Rom entdeckte man eins der Zentren der Bewegung, und jene bewunderungswürdige Organisation, von der ich schon gesprochen habe, wurde zerstört. Die erschrockenen Regierungen verstärkten ihre Polizeimannschaften, der grausame und feige König von Neapel griff wieder zur Folter.

Da hielt es Garibaldi nicht aus und schrieb seinen berühmten Brief, in dem es hieß: „An diesen unseligen Aufständen können nur Verrückte oder die Feinde Italiens teilnehmen."

Vielleicht hätte er diesen Brief nicht drucken lassen sollen. Mazzini war geschlagen und unglücklich, und es war Garibaldi, von dem dieser Schlag herrührte. Daß aber sein Brief vollkommen konsequent war und ganz damit übereinstimmte, was er zu mir gesagt hatte, daran ist gar kein Zweifel.

Kossuth traf ich in seinem Zimmer; er saß an einem großen Tisch und arbeitete, hatte eine schwarze Litewka von

Samt an und eine dunkle Mütze auf dem Kopfe. Kossuth ist viel schöner als alle seine Bilder, Büsten usw. Als er jung war, war er sicherlich ein schöner Mann und muß einen gewaltigen Eindruck auf die Frauen gemacht haben. Besonders durch den romantisch-nachdenklichen Charakter seines Gesichts. Seine Züge haben weder die antike Strenge eines Mazzini, Saffi oder Orsini, aber (und vielleicht war er gerade darin uns Nordländern verwandter) aus seinem schwermütigen, sanften Blick sprach nicht nur ein starker Verstand, sondern auch ein tief fühlendes Herz. Sein sinnendes Lächeln und die begeisterte Rede nahmen sogleich für ihn ein. Er sprach sehr schön, obwohl mit einem scharfen Akzent, ganz gleich, ob er sich der französischen, der englischen oder der deutschen Sprache bediente. Er half sich nicht mit Phrasen und machte keine verbrauchten Redensarten. Er dachte mit einem zusammen, hörte einen an und entwickelte dann seinen Gedanken, der fast immer etwas Originelles hatte, weil er weit unabhängiger von einer Doktrin oder dem Parteigeist war wie andere Leute. Vielleicht merkte man seiner Art zu argumentieren und Einwände zu machen ein wenig den Advokaten an, aber was er sagte, war immer ernst und wohl überlegt.

Kossuth hatte sich bis zum Jahre 1848 viel mit den praktischen Fragen seines Landes beschäftigt. Das verlieh ihm einen gewissen sicheren Blick, er wußte sehr wohl, daß man in der Welt der Ereignisse, in der praktischen Anwendung nicht immer in der geraden Linie fliegen könne wie ein Rabe, daß man oft lavieren, in Epizykeln fortschreiten und nur hin und wieder den Weg der Tangente einschlagen dürfe. Das ist auch der Grund, warum Kossuth in der fieberhaften, feurigen Tätigkeit hinter Mazzini zurücksteht, und warum Mazzini beständig Versuche macht und Experimente provoziert, während Kossuth sich ganz davon fernhält.

Mazzini betrachtet die italienische Revolution wie ein Fanatiker. Er glaubt an den Gedanken, an das Bild, das er sich von ihr gemacht hat. Er kritisiert nicht daran herum, sondern stürmt drauf los, ora e sempre, wie ein Pfeil, der vom Bogen losgeschnellt ist. Je weniger Umstände er berücksich-

tigt, um so fester und einfacher ist seine Wirkung, um so reiner ist seine Idee.

Der revolutionäre Idealismus Ledru Rollins ist auch nicht kompliziert. Man kann ihn aus den Konventsreden und den Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses herauslesen. Kossuth brachte aus Ungarn nicht den eisernen Bestand einer revolutionären Tradition, keine apokalyptischen Formeln eines sozialen Doktrinarismus mit, sondern den Protest seines Landes, welches er gründlich kennen gelernt hatte, eines neuen und unbekannten Landes, das man weder nach der Seite seiner Bedürfnisse, noch seiner wildwüchsigen, freien Institutionen oder seiner mittelalterlichen Formen kennen gelernt hatte. Im Verhältnis zu seinen Kameraden konnte man Kossuth einen Spezialisten nennen.

Die französischen Réfugiés, welche die unglückliche Gewohnheit haben, durch dick und dünn zu gehen und alles mit ihren Maßen zu messen, machten Kossuth einen Vorwurf daraus, daß er in Marseille seine Sympathien für die sozialen Ideen kund gegeben und in der Rede, die er in London von dem Balkon des Mansion House gehalten hatte, mit großer Bewunderung vom Parlamentarismus gesprochen hatte.

Kossuth hatte ganz recht. Dies war während seiner Reise aus Konstantinopel, d. h. während der feierlichsten, epischen Periode jener dunklen Jahre, die auf das Jahr 1848 folgten. Das nordamerikanische Schiff, das ihn den ausgestreckten Krallen Österreichs und Rußlands entrissen hatte, fuhr stolz mit dem Flüchtling nach der Republik und warf an den Ufern einer anderen Republik den Anker aus. Hier wartete schon ein Dekret des Polizeidiktators von Frankreich auf ihn, das besagte, der Flüchtling dürfe den Boden des künftigen Kaiserreichs nicht betreten. Heute wäre das ohne Folgen geblieben, damals aber waren noch nicht alle Geister so moralisch korrumpiert wie heute, die Arbeitermassen sprangen in die Kähne und ruderten auf das Schiff zu, um Kossuth zu begrüßen. Es war also ganz natürlich, daß Kossuth mit ihnen vom Sozialismus sprach. Aber das Bild wechselt. Unterwegs forderte ein anderes freies Land Amerika auf, ihm den Flüchtling als

Gast zu überlassen. Kossuth bedankte sich bei den Engländern öffentlich für ihren Empfang und hielt nicht im mindesten mit dem Ausdruck seiner Achtung für das Staatsleben zurück, welches eine solche Aufnahme möglich gemacht hatte. Er war in beiden Fällen vollkommen aufrichtig, denn er repräsentierte überhaupt keine Partei. Er konnte sehr gut mit den französischen Arbeitern sympathisieren und die englische Konstitution gutheißen, ohne ein Orleanist zu werden und die Republik zu verraten. Kossuth wußte das, und er begriff auch gewissermaßen negativ vortrefflich die Rolle, die er in England den revolutionären Parteien gegenüber spielte. Er wurde weder ein Gluckist noch ein Piccinist. Er hielt sich ebenso fern von Ledru Rollin wie von Louis Blanc. Mit Mazzini und Worcell hatte er ein gemeinsames Terrain, eine Grenzlinie, wo sie sich berührten, ein gleiches Kampffeld und gewissermaßen auch den gleichen Kampf. Ihnen näherte er sich daher auch zu allererst.

Aber Mazzini und Worcell waren nach einem spanischen Ausdruck schon längst Afrancesados. Kossuth wehrte sich lebhaft und fügte sich ihnen nur ungern, und es ist sehr merkwürdig, daß er ihnen erst in dem Maße nachzugeben begann, als seine Hoffnungen auf eine Wiederherstellung Ungarns immer mehr und mehr verblaßten.

Aus meiner Unterhaltung mit Mazzini und Ledru Rollin konnte ich entnehmen, daß Mazzini den revolutionären Anstoß von Italien erwartete und überhaupt mit Frankreich unzufrieden war. Aber daraus folgt noch nicht, daß ich unrecht hatte, ihn einen Afrancesado zu nennen. Es sprach hier einerseits sein Patriotismus mit, der nicht ganz mit der Idee der allgemeinen Völkerverbrüderung und der Weltrepublik im Einklang stand. Andererseits hatte er einen persönlichen Zorn gegen Frankreich, weil es 1848 nichts für Italien und 1849 alles getan hatte, um es zugrunde zu richten. Aber diese Gereiztheit gegen das moderne Frankreich bedeutete noch nicht, daß er nicht unter dem Einfluß des französischen Geistes stand. Der französische Revolutionarismus hat auch seine allgemeine Uniform, sein Ritual, sein Glaubenssymbol, und man

kann innerhalb dieser Grenzen ebensogut ein politischer Liberaler wie ein enragierter Demokrat sein, man kann, ohne Frankreich zu lieben, sein eigenes Vaterland auf französische Weise lieb haben. Das alles wären nur Variationen, Spezialfälle, aber die algebraische Gleichung bliebe dennoch dieselbe.

Meine Unterhaltung mit Kossuth nahm sogleich eine ernste Wendung. In seinem Blick und in seinen Worten lagen mehr Schmerz und Schwermut als Heiterkeit. Sicherlich erwartete er keine Revolution vom morgigen Tage. Seine Kenntnisse über den Südosten Europas waren ungeheuer groß. Er setzte mich aufs lebhafteste in Erstaunen, als er mir die einzelnen Punkte aus dem Traktat Katharinas II. mit der Pforte zitierte: „Was haben Sie uns doch während unseres Aufstandes für einen furchtbaren Schaden gebracht," sagte er, „und wie groß ist der Schaden für Sie selber! Welch eine engherzige und antislawische Politik, Österreich zu unterstützen! Natürlich wird sich Österreich nicht einmal für seine Rettung bedanken. Glauben Sie denn, es begreife nicht, daß Nikolaus nicht ihm, sondern der despotischen Gewalt überhaupt zu Hilfe eilte."

Der soziale Zustand Rußlands war ihm weit weniger bekannt wie der militärische und der politische. Und das war auch kein Wunder. Es gibt ja selbst bei uns nur wenige Staatsleute, die etwas darüber wissen und sagen können, außer ein paar allgemeinen Redensarten und einigen speziellen, unzusammenhängenden Bemerkungen. Er dachte, daß die Bauern, welche dem Staate untertan sind, ihre Steuern mit einer Naturalabgabe bezahlen, fragte mich nach der ländlichen Bauerngemeinde, nach der Macht der Gutsbesitzer usw.; ich erzählte ihm alles darüber, was ich wußte.

Als ich Kossuth verließ, fragte ich mich, was er mit seinen Kameraden gemein habe außer der Liebe für die Unabhängigkeit seines Volkes. Mazzini träumte davon, durch die Befreiung Italiens die Menschheit zu befreien. Ledru Rollin wollte sie in Paris befreien und von dort aus den Völkern den strengen Befehl erteilen, frei zu werden. Kossuth kümmerte sich wohl kaum um die ganze Menschheit. Es war ihm, wie ich glaube, recht gleichgültig, ob die Republik in Lissabon bald prokla-

miert werden, und ob der Bei von Tripolis ein einfacher Bürger der einen und unteilbaren Brüdergemeinde von Tripolis werden würde.

Dieser Unterschied, der mir sogleich in die Augen sprang, trat auch später in ihren Handlungen hervor. Mazzini und Ledru Rollin waren Menschen, die unabhängig von praktischen Verhältnissen waren, und daher quälten sie sich alle zwei, drei Monate mit allerhand revolutionären Experimenten ab. Mazzini organisierte Aufstände und Ledru Rollin sandte seine Agenten aus. Mazzinis Freunde kamen in den österreichischen und papistischen Gefängnissen, Ledru Rollins Abgesandte dagegen in Lambèse oder Cayenne um. Aber sie fuhren mit dem Fanatismus blindgläubiger Menschen fort, ihre Isaaks zum Opfer zu bringen. Kossuth machte keine Experimente. Libenyi, welcher mit einem Messer nach dem österreichischen Kaiser stach, stand überhaupt nicht mit ihm in Beziehung.

Ohne Zweifel war Kossuth mit weit sanguinischeren Hoffnungen nach London gekommen, und man kann auch nicht daran zweifeln, daß er Grund hatte, sich Illusionen zu machen. Man braucht nur an diese fortwährenden Ovationen, diese königliche Triumphfahrt über Meer und Ozean zu denken; die Städte Amerikas stritten sich förmlich um die Ehre, wer ihn zuerst empfangen und in seinen Mauern aufnehmen sollte. Die ganze, große Zweimillionenstadt London war auf den Beinen und erwartete ihn auf dem Bahnhof, der Wagen des Lord-Mayors stand für ihn bereit, die Aldermen, Sheriffs und Parlamentsmitglieder begleiteten ihn, gefolgt von einer wogenden Volksmenge, die ihn mit Rufen und Hutschwenkungen begrüßte; und als er mit dem Lord-Mayor auf den Balkon des Mansion House hinaustrat, da tönte ihm ein donnerndes Hurra entgegen, welches Nikolaus weder durch die Protektion Wellingtons noch durch die Statue Nelsons, noch durch seine Courtoisie gegen die Pferde beim Rennen hatte erzwingen können.

Die stolze englische Aristokratie, welche auf ihre Güter fuhr, als Bonaparte mit der Königin in Windsor tafelte und

mit den Bürgern in der City redete, umdrängte ihn in ihren Wagen und Kaleschen, und vergaß ihre ganze Würde, um nur den berühmten Agitator zu sehen. Die Vertreter der höchsten Behörden stellten sich ihm, dem Verbannten und Flüchtlinge, vor. Die Times versuchte es zwar, die Stirne zu runzeln, aber sie erschrak so sehr vor dem Geschrei der öffentlichen Meinung, daß sie schleunigst auf Napoleon zu schimpfen begann, um ihren Fehler wieder gut zu machen.

Ist es da wohl ein Wunder, daß Kossuth voller Hoffnungen aus Amerika zurückkehrte? Aber als er einige Jahre in London gelebt hatte und sah, welche Wendung die Geschichte auf dem Festland und in England selbst nahm, da begann sein Enthusiasmus zu erkalten. Kossuth fing an einzusehen, daß ein Aufstand unmöglich und daß England ein schlechter Verbündeter der Revolution sei.

Noch ein einziges Mal gewann er den Glauben und die Hoffnung wieder, und wurde noch einmal zum Anwalt seiner alten Sache vor dem englischen Volke. Dies war im Beginn des Krimkrieges.

Er trat aus seiner Einsamkeit hervor, und trat Hand in Hand mit Worcell auf, d. h. mit dem demokratischen Polen, welches seine Verbündeten nur um einen Aufruf, nur um ein Zeichen der Zustimmung anflehte, um eine Volkserhebung zu wagen. Kein Zweifel, dies war ein großer Augenblick für Polen — oggi or mai. Wenn die Wiederherstellung Polens anerkannt worden wäre, was hätte dann erst Ungarn erwarten dürfen? Darum erschien Kossuth am 29. November 1854 auf dem polnischen Meeting und verlangte das Wort. Darum bereiste er bald nach Worcell die bedeutendsten Städte Englands und trat für die Agitation zugunsten Polens ein. Kossuths Reden, die er damals hielt, sind nach Form und Inhalt gleich hervorragend. Aber es gelang ihm auch diesmal nicht, England mit sich fortzureißen. Das Volk strömte zwar in großen Mengen zum Meeting, kargte nicht mit seinem Beifall für den großen Redner, aber die Reden fanden nicht denselben Widerhall in den anderen Kreisen, in den Massen, welche einen Einfluß auf das Parlament haben oder die Re-

gierung veranlassen konnten, die Richtung ihrer Politik zu wechseln.

Das Jahr 1854 ging vorüber, und das Jahr 1855 brach an. Nikolaus I. starb, in Polen rührte sich nichts, der Krieg beschränkte sich auf die Ufer der Krim; an eine Wiederherstellung der polnischen Nation war nicht zu denken. Österreich steckte den Verbündeten wie ein Knochen im Halse. Sie alle verlangten nach Frieden; die Hauptsache war ja erreicht: — der Staatsmann Napoleon hatte sich mit Kriegsruhm bedeckt.

Kossuth verließ die Szene wieder. Seine Aufsätze im „Atlas“ und seine Vorlesungen im Konkordat, die er in Edinburgh, Manchester usw. las, waren mehr eine Privatangelegenheit. Kossuth hatte weder sein eigenes Vermögen, noch das seiner Frau gerettet. Er, der an den großartigen Luxus der ungarischen Magnaten gewöhnt war, mußte es jetzt in der Fremde versuchen, sich ein Vermögen zu erwerben; er tat dies, ohne es im geringsten zu verheimlichen.

Seine ganze Familie hatte etwas Edles und Nachdenkliches, man merkte es allen Gliedern an, daß sie Großes erlebt hatten und das hatte den Grundton ihres Wesens gehoben. Kossuth ist noch bis heute von einigen treuen Mitkämpfern umgeben; früher bildeten sie seinen Hofstaat, jetzt sind sie einfach seine Freunde.

Die Ereignisse sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er ist in der letzten Zeit sehr gealtert, und es wird einem schwer ums Herz, wenn man sieht, wie er untätig ruhen muß.

In den ersten zwei Jahren sahen wir uns selten; dann führte uns der Zufall auf einem der schönsten Punkte nicht bloß Englands, sondern Europas, — auf der Insel Wight zusammen. Wir lebten einen Monat in Ventnor nebeneinander; das war im Jahre 1855.

Vor seiner Abreise trafen wir uns auf einem Kinderfest, beide Söhne Kossuths, zwei schöne und liebe Knaben, tanzten mit meinen Kindern. Kossuth stand an der Tür und betrachtete sie traurig; dann zeigte er lächelnd auf meinen Sohn und sagte zu mir: „Die junge Generation ist schon bereit, uns abzulösen.“

„Werden sie erleben, was wir erstrebten?"

„Daran dachte ich eben auch. — Unterdessen mögen sie tanzen!" fügte er hinzu und sah noch trauriger vor sich hin.

Auch diesmal hatten wir wahrscheinlich denselben Gedanken. Werden die Väter es erleben? Und was erleben? Die revolutionäre Ära, nach der wir, noch beleuchtet von den letzten Strahlen des erlöschenden Abendrots der neunziger Jahre, strebten, nach der das liberale Frankreich, das junge Italien, Ledru Rollin und Mazzini sich sehnten, — gehört sie nicht vielleicht schon der Vergangenheit an? Sind diese Menschen nicht am Ende nur noch traurige Vertreter des Vergangenen, um die herum bereits neue Probleme und ein neues Leben emporwachsen und entstehen? Ihre Religion, ihre Sprache, ihre Bewegung, ihr Ziel, — alles ist uns verwandt und doch fremd ... die Klänge der Kirchenglocken am frühen Feiertagsmorgen und der Gesang der Liturgie rühren uns doch auch heute noch, und dennoch fehlt der Glaube.

Es gibt traurige Wahrheiten; und es ist schwer und betrübend für uns, manche Dinge zu sehen, die sich um uns herum ereignen, und auszusprechen, was wir gesehen haben. Und ist es denn überhaupt nötig? Dies ist doch auch eine Art Leidenschaft oder Krankheit: „Die Wahrheit! die nackte Wahrheit, nichts als die Wahrheit!" Schon richtig, aber entspricht die Kenntnis dieser Wahrheit auch unserem Leben? Zerfrißt und zerstört sie es nicht vielleicht, wie eine zu scharfe Säure die Wände des Gefäßes? Ist nicht die Leidenschaft für sie auch eine furchtbare Krankheit, die den bitter bestraft, der sie in seinem Busen nährt und hütet?

Einst, vor einem Jahr, an einem denkwürdigen Tage, kam mir dieser Gedanke besonders zum Bewußtsein.

Es war am Tage, wo Worcell starb. In dem ärmlichen Zimmer, in dem dieser Dulder endlich ausgelitten hatte, erwartete ich einen Bildhauer. Die alte Magd stand mit einem gelben, abgebrannten Lichtstummel in der Hand da, und beleuchtete den mageren Leichnam, der nur mit einem Leinwandtuche bedeckt war. Der Unglückliche war mit einem Lächeln auf den Lippen entschlafen wie Hiob; der Glaube war

in seinem erlöschenden Blicke gestorben, ein ebensolcher Fanatiker wie er — Mazzini, hatte ihm die Augen geschlossen.

Ich hatte den alten Mann mit Schmerzen geliebt und ihm nie die ganze Wahrheit gesagt, die ich zu wissen glaubte. Ich wollte seinen erlöschenden Geist nicht beunruhigen, er hatte auch so schon genug gelitten. Was er brauchte, war eine Seelenmesse und nicht die Wahrheit. Und daher war er so glücklich, als Mazzini ihm, dem Sterbenden, heilige Schwüre und Worte des Glaubens ins Ohr flüsterte!

XXXIV. Die Londoner Emigranten. — Die Deutschen und die Franzosen. — Die Parteien. — Victor Hugo. — Felix Piat. — Louis Blanc und Armand Barbès.

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten.
Der 137. Psalm.

Wenn jemand als unbeteiligter Beobachter die innere Geschichte der politischen Verbannten und Emigranten des Jahres 1848 in London schildern wollte, welch ein trauriges Blatt würde er dem Buche über den modernen Menschen einfügen. Wieviel Leiden, wieviel Entbehrungen und Tränen, — wieviel Hohlheit, Engherzigkeit, und welche Armut an geistigen Kräften und Vorräten und Verständnis, wieviel Eigensinn in Streit und Zwietracht, und wieviel kleinliche Eitelkeit! ...

Einerseits bilden die einfachen Menschen, welche das, worum es sich bei der Revolution handelt, mit ihrem Herzen und Instinkt erfaßt und ihr das größte Opfer gebracht haben, welches ein Mensch bringen kann, — nämlich die freiwillige Armut, — nur ein kleines Häuflein von Gerechten. Die andern werden beherrscht von einer schlecht verhüllten, versteckten Eitelkeit, für die die Revolution nur ein Dienst, eine position sociale ist; diese wurden Emigranten, noch ehe sie ihr Ziel erreicht hatten; dann kamen allerhand Fanatiker, Monomanen aller nur möglichen Monomanien, und Wahnsinnige aller existierenden Spielarten des Wahnsinns; infolge dieses nervösen, exaltierten und erregten Zustandes forderte das Tischrücken unter den Emigranten viele Opfer; wer beschäftigte sich nicht mit dem Tischrücken? — von Victor Hugo und Ledru Rollin bis zu Filopanti, der noch weiter ging ... und alles auskundschaftete, was ein Mensch vor tausend Jahren getan hatte?

Und bei alledem kam man nicht um einen einzigen Schritt weiter. Sie alle zeigten wie die Uhr am Hofe zu Versailles nur eine Stunde, die Stunde, in der der König gestorben war, ... man hatte vergessen, sie aufzuziehen, wie die Versailler Uhr seit dem Tode Ludwigs XV. Sie zeigten nur ein Ereignis an, das Ende irgend eines Ereignisses. Von ihm sprach man,

an es dachte man, zu ihm kehrte man immer wieder zurück. Wenn man denselben Menschen und Menschengruppen nach fünf, sechs Monaten oder drei bis vier Jahren wieder begegnete, — dann erschrak man; es waren immer dieselben Streitigkeiten, dieselben Personen, dieselben Vorwürfe, die sie beschäftigten, nur die Zahl der Falten, die die Armut und die Entbehrungen in ihr Gesicht eingegraben hatten, war größer geworden; ihre Röcke und Mäntel wurden fadenscheinig, sie wurden immer grauer, älter, knochiger und finsterer, — aber ihre Reden blieben sich stets gleich. Die Revolution bleibt für sie, wie in den neunziger Jahren, eine Metaphysik des sozialen Lebens, aber es fehlte ihnen die naive Leidenschaft und Kampflust jener Tage, welche den magersten Allgemeinheiten noch eine helle Färbung, den trockensten Linien einen Körper gab; und es konnte auch nicht anders sein; die Allgemeinheiten und die abstrakten Ideen waren damals eine frohe Botschaft, eine neue Offenbarung.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begannen die Menschen zum erstenmal nicht durch Bücher, sondern durch die Tat sich von der wie ein Verhängnis auf ihnen lastenden geheimnisvollen Welt der theologischen Geschichte zu befreien, und sie versuchten, das ganze bürgerliche Leben, das gar nicht aus ihrem Willen und Bewußtsein hervorgewachsen war, auf Bewußtsein und Vernunft zu gründen. In diesem Versuch der Begründung eines vernünftigen Staates und einer Religion der Vernunft im Jahre 1793 lag eine gewaltige, titanische Poesie, die ihre Frucht getragen hat, zugleich aber allmählich verwitterte und in den letzten sechzig Jahren immer inhaltsleerer und ärmer wurde. Die Erben dieser Titanen merken dies nicht. Es geht ihnen, wie den Mönchen vom Berge Athos, die sich allein mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigen, noch immer dieselben Reden führen, wie zur Zeit des Johannes Chrysostomus, und ein Leben leben, das von der türkischen Herrschaft längst erstickt ist, das seinem Ende entgegengeht, . . . sie versammeln sich an bestimmten Tagen, um die Erinnerung an gewisse Ereignisse zu feiern, . . . und dies

geschieht immer in derselben Ordnung und Reihenfolge, und mit denselben Gebeten.

Ein anderer Hemmschuh, gegen den die Emigranten zu kämpfen haben, ist ihre Gewohnheit, sich gegeneinander durchsetzen zu wollen, das tötet jede innere Arbeit an sich selbst und jede gewissenhafte Tätigkeit. Sie besitzen alle keine objektiven Ziele, alle Parteien sind starr konservativ, jede Vorwärtsbewegung erscheint ihnen als Schwäche oder als Flucht; bist du einmal unter das Banner getreten, so hast du auf deinem Posten zu verharren, auch wenn du mit der Zeit bemerkst, daß die Farben nicht ganz so sind, wie sie dir vorkamen.

So vergehen Jahre — und unterdessen verändert sich alles unmerklich in ihrer Umgebung. Wo einst große Schneehaufen lagen, da wächst heute grünes Gras; die Sträucher sind verschwunden, ein dichter Wald ist an ihre Stelle getreten; und wo einst Wald war, sieht man nur noch kahle Baumstümpfe. Aber sie merken nichts von dem, was um sie herum vorgeht. Türen und Tore sind eingestürzt, die Ausgänge sind verschüttet, sie aber klopfen noch immer an und bitten um Einlaß. Neue Risse haben sich gezeigt, das Licht dringt in breiten Streifen durch sie hinein, aber sie sehen weg und kehren ihm den Rücken zu.

Das Verhältnis und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Emigranten und den Engländern könnten an und für sich einen wunderbaren Beitrag zur Frage nach der chemischen Verwandtschaft der verschiedenen Nationalitäten liefern.

Das Leben in England blendet die Deutschen zunächst, es überwältigt und absorbiert sie, oder richtiger, es verwandelt sie in schlechte Engländer. Wenn der Deutsche irgend etwas unternimmt, dann läßt er sich gewöhnlich zuerst rasieren, legt sich einen Kragen um, der ihm bis an die Ohren reicht, und sagt y e s statt j a und w e l l, wo man überhaupt nichts zu sagen brauchte. Nach zwei Jahren schreibt er seine Briefe schon englisch und lebt vollkommen im Kreise der Engländer. Die Deutschen behandeln die Engländer niemals als ihresgleichen, sondern so, wie unsere Bürger einen Beamten oder unsere Beamten einen Repräsentanten des alten Adels behandeln.

Indem die Deutschen sich ganz ins englische Leben einleben, werden sie jedoch nicht etwa wirkliche Engländer, sie stellen sich bloß so, aber sie hören dennoch auf, Deutsche zu sein, wenigstens zum Teil. Die Engländer sind in ihrem Umgang mit den Ausländern ebenso launisch und eigensinnig, wie in allen anderen Dingen; sie stürzen sich auf den neuen Ankömmling, wie auf einen Komödianten oder Akrobaten, und lassen ihm keine Ruhe; aber es gelingt ihnen nicht, ein gewisses Gefühl der Überlegenheit und sogar einer gewissen Antipathie gegen ihn zu verbergen. Wenn der Ankömmling an seiner Kleidung, seiner Frisur, seiner Kopfbedeckung usw. festhält, spöttelt der gekränkte Engländer zunächst über ihn; mit der Zeit aber gewöhnt er sich daran, in ihm eine eigenartige Persönlichkeit zu achten. Läßt sich der Ausländer jedoch einschüchtern, sucht er die Manieren des Engländers nachzuahmen, dann hört dieser auf, ihn zu achten und behandelt ihn von der Höhe seines britannischen Stolzes herab mit Hochmut und Herablassung. Hier ist es manchmal sehr schwierig, das Rechte zu finden und nicht zu viel oder zu wenig zu tun, selbst wenn man ein Mensch von feinem Takt ist. Man kann sich also vorstellen, was in solchen Fällen die Deutschen anfangen, denen dieser Takt fehlt. Sie sind entweder zu familiär oder zu unterwürfig, zu gezwungen oder zu einfach, und werden ohne Anlaß entweder zu sentimental oder zu grob, wo man sie gar nicht herausfordert und angreift.

Aber wenn die Deutschen die Engländer wie eine bevorzugte Nation ihres eigenen Volksstammes betrachten und das Gefühl haben, daß sie unter ihnen stehen, so folgt daraus noch keineswegs, daß das Verhalten der Franzosen und vorzugsweise der französischen Emigranten deshalb klüger ist. Wie der Deutsche in England vor allem ohne Ausnahme Respekt hat, so protestiert der Franzose gegen alles und haßt alles Englische. Das führt natürlich zu den komischsten und lächerlichsten Abstrusitäten.

Der Franzose kann dem Engländer vor allem nicht verzeihen, daß jener nicht französisch spricht, und ferner, daß er ihn nicht verstehen will, wenn er Charing-Cross — Scharän-

ero oder Leicester-Square — Leeesterseuère ausspricht. Dann kann es sein Magen nicht vertragen, daß das englische Mittagessen aus zwei großen Stücken Fleisch und Fisch und nicht aus fünf kleinen Portionen von allerhand Ragouts, Fritüren, Salmis usw. besteht. Weiter kann er sich nicht mit der „sklavischen Gewohnheit“ aussöhnen, daß die Kneipen Sonntags geschlossen sind, und daß das ganze Volk sich Gott zu liebe langweilt, obwohl ganz Frankreich alle sieben Tage in der Woche Bonaparte zu liebe dasselbe tut. Ferner ist der ganze Habitus, alles Gute und Schlimme am Engländer dem Franzosen einfach verhaßt. Der Engländer zahlt ihm mit derselben Münze, aber er betrachtet den Schnitt seines Anzuges mit Neid und sucht ihn nachzuahmen, wobei er der Karikatur verfällt.

Dies alles ist sehr beachtenswert für das Studium der vergleichenden Physiologie, und ich erzähle es keineswegs zum Scherz. Der Deutsche hält sich, wie ich schon bemerkt habe, wenigstens in seiner Qualität als Bürger für eine niedriger stehende Art derselben Gattung, zu der der Engländer gehört, und ordnet sich ihm unter. Der Franzose, der zu einer anderen Rasse gehört, die sich jedoch nicht so von der des Engländers unterscheidet, daß ihn dieser gleichgültig lassen könnte, wie der Türke oder der Chinese, haßt den Engländer besonders, weil beide Völker den festen und blinden Glauben haben, daß sie das erste Volk der Welt sind. Auch der Deutsche ist seinerseits innerlich davon überzeugt, besonders auf dem theoretischen Gebiete, aber er schämt sich, es auszusprechen.

Und in der Tat ist der Franzose in allem das vollkommenste Gegenstück zum Engländer; der Engländer ist ein Höhlenwesen, das die Einsamkeit liebt, ein eigensinniges, starrköpfiges Geschöpf; der Franzose ist ein Herdentier, er ist frech, aber läßt sich leicht lenken und hüten. Daraus folgen zwei ganz parallele Entwicklungstypen, zwischen denen der Kanal La Manche liegt. Der Franzose macht einen immer aufmerksam, mischt sich in alle Angelegenheiten, will alle Menschen erziehen und belehren; der Engländer bewahrt seine abwartende Haltung, mischt sich nicht in fremde Angelegen-

heiten und würde es eher vorziehen, sich belehren zu lassen, als selbst zu lehren, aber es fehlt ihm an Zeit, weil er ins Geschäft muß.

Die zwei Ecksteine des englischen Lebens: die persönliche Unabhängigkeit und die Familientradition, existieren für den Franzosen so gut wie gar nicht. Die Grobheit der englischen Sitten empört den Franzosen, und sie ist auch wirklich unerträglich und vergiftet einem das Leben in London, aber er entdeckt nicht die rauhe Kraft, die hinter ihr steckt, durch die dieses Volk sich seine Rechte erobert und gewahrt hat, er sieht den Starrsinn nicht, der dazu führt, daß man aus dem Engländer alles machen kann, wenn man nur seinen Leidenschaften schmeichelt, — nur keinen Sklaven, der sich über die Achselstücke seiner Livree freut und entzückt ist über seine Ketten, die mit Lorbeeren umwunden sind.

Diese Welt der Autonomie und Dezentralisation ist dem Franzosen, der frei, launisch und ursprünglich aus dem Boden und in die Breite gewachsen ist, so fremd und unbegreiflich, daß er, mag er sich noch so lange in England aufhalten, das politische und bürgerliche Leben, die Rechte und Gesetze des Landes niemals wirklich kennen lernt. Die Franzosen finden sich in dem unharmonischen, auf den verschiedenartigsten Prinzipien beruhenden Kodex der englischen Gesetze, wie in einem dunklen Urwald, nicht zurecht, und bemerken gar nicht, was für mächtige und majestätische Eichen ihn bilden und tragen, wieviel Schönheit, Poesie und Sinn in dieser Mannigfaltigkeit steckt. Freilich, das ist nicht jenes kleine Gesetzbuch mit den sorgfältig geebneten, bestreuten Wegen, den geschorenen Bäumen und den Polizeigärtnern, die in jeder Allee Wacht halten.

Es ist wieder der Gegensatz zwischen Shakespeare und Racine.

Wenn der Franzose ein paar Betrunkene, die sich vor der Schenke prügeln, und einen Polizisten daneben stehen sieht, der diesen Hahnenkampf mit der Ruhe eines unbeteiligten Menschen und der Neugierde eines Zuschauers beobachtet, so gerät er in eine wahre Wut, weil der Polizist

nicht auch die Fassung verliert und nicht irgend einen von ihnen au violon abführt. Er denkt nicht einmal daran, daß die persönliche Freiheit nur da möglich ist, wo der Polizist nicht im Besitze der väterlichen oder mütterlichen Gewalt ist, und wo sein Eingreifen bloß in der passiven Bereitwilligkeit besteht, dazwischen zu treten, wenn man ihn ruft. Die Sicherheit, welche ein jeder, selbst der Ärmste fühlt, wenn er die Türe seiner dunklen, feuchten und kalten Kammer hinter sich schließt, verändert die Anschauung eines Menschen vollkommen. Freilich hinter diesen streng respektierten und eifersüchtig bewachten Rechten versteckt sich manchmal auch der Verbrecher; — mag er doch! Es ist weit besser, daß ein geschickter Dieb seiner Strafe entgeht, als daß ein jeder ehrliche Mensch in seinem Zimmer sitzen und zittern muß, wie ein Dieb. Bis zu meiner Ankunft in England rief das Erscheinen eines Polizisten in dem Hause, in dem ich wohnte, immer ein unendlich peinliches und widerwärtiges Gefühl in mir hervor; ich war stets auf meiner Hut, wie einem Feinde gegenüber. In England erzeugt der Polizist, der vor oder in der Tür steht, immer nur ein Gefühl einer gewissen persönlichen Sicherheit.

Als im Jahre 1855 der Gouverneur von Jersey sich die Anarchie, welche auf seiner Insel herrschte, zunutze machte und eine Hetze gegen die Zeitschrift L'homme wegen eines Briefes von F. Piat an die Königin unternahm, und später Victor Hugo und andere Refugiés, welche zugunsten der Zeitschrift einen Protest erhoben hatten, aus Jersey ausweisen wollte, da er es nicht wagte, die Sache auf gerichtlichem Wege zu erledigen, da rieten der gesunde Menschenverstand und alle oppositionellen Zeitschriften den Verfolgten, dazubleiben und dem Gouverneur, welcher seine Machtbefugnis überschritten hatte, einen Prozeß zu machen. Daily News und andere Zeitschriften erboten sich sogar, die Kosten des Prozesses zu tragen. Aber die Sache hätte zu lange gedauert, und dann ist es doch auch kaum möglich, einen Prozeß gegen eine Regierung zu gewinnen. Sie veröffentlichten also einen erneuten zornigen Protest, drohten dem Gouverneur mit dem Urteil der Geschichte und zogen sich stolz von der Insel zurück.

Ich will hier noch einen Fall mitteilen als Beispiel, wie die Franzosen die englischen Sitten verstehen. Eines Abends kam ein Refugié zu mir gelaufen und erzählte mir, nachdem er weidlich über England und die Engländer geschimpft hatte, folgende „ungeheuerliche Geschichte“.

Die französischen Emigranten hatten an jenem Morgen einen ihrer Brüder beerdigt. Hier muß ich bemerken, daß bei dem trüben und langweiligen Leben der Verbannten die Beerdigung eines Kameraden fast wie ein Festtag gefeiert wird. Es bietet sich die Gelegenheit, eine Rede zu halten, die Fahnen durch die Straßen zu tragen, sich zu versammeln, einen Zug zu veranstalten, zu beobachten, wer anwesend ist und wer nicht, und darum strömten die demokratischen Emigranten au grand complet zusammen. Auf dem Friedhofe erschien ein englischer Pastor mit seinem Gebetbuch. Mein Freund erklärte ihm, daß der Verstorbene kein Christ gewesen sei und daher auf ein Gebet verzichtet hätte. Der Pastor, der ein Heuchler und Pedant war, wie alle englischen Pastoren, antwortete mit einer gewissen erkünstelten Demut und seinem nationalen Phlegma: Vielleicht habe der Verstorbene es nicht gewünscht, daß ein Gebet über ihn gesprochen werde, aber es sei seine, des Pastors, Pflicht, jeden Verstorbenen mit einem Gebete nach seiner letzten Wohnstätte zu geleiten. Es entstand ein Streit, und da die Franzosen heftig wurden und zu schreien begannen, rief der eigensinnige Pastor die Polizei herbei.

„Allons donc, parlez-moi de ce chien de pays avec sa sacrée liberté!“ fügte der Hauptakteur dieser Szene hinzu, nachdem er mir den Vorfall mit dem Toten und dem Pastor erzählt hatte.

„Nun, und was hat sie gemacht?“ fragte ich, „la force brutale au service du noir fanatisme?“

„Es kamen vier Polizisten, und le chef de la bande fragte: „Wer hat mit dem Pastor gesprochen?“

„Ich trat vor und sagte —“ (mein Freund, der mit mir zu Mittag speiste, sah mich bei seiner Erzählung mit einem Blick an, wie einstmals Leonidas, als er sich aufmachte, um

mit den Göttern zu speisen): „C'est moi, Monsieur, car je me garde bien de dire citoyen*) à ces gueux-là." Darauf sagte der Chef des sbirres mit der größten Dreistigkeit zu mir: „Ich bitte Sie, den andern in Ihrer Sprache mitzuteilen, daß sie keinen Lärm machen möchten. Begraben Sie Ihren Kameraden, und gehen Sie nach Hause. Wenn Sie hier lärmen werden, so lasse ich Sie alle sogleich von hier fortführen." — Ich sah ihn an, nahm meinen Hut ab und schrie aus aller Kraft: ‚Vive la république démocratique et sociale!' "

Ich konnte mich kaum vor Lachen halten und fragte ihn: „Nun, und was hat der Chef der Sbirren gemacht?"

„Nichts," antwortete der Franzose mit stolzer Selbstzufriedenheit. „Er betrachtete die Kameraden noch eine Zeitlang und fügte dann hinzu: ‚Nun, beeilen Sie sich, machen Sie, daß Sie fertig werden,' blieb ruhig stehen und wartete. Die Herren haben sehr gut verstanden, daß sie es nicht mit ihrem englischen Pöbel zu tun hatten, sie haben eine feine Nase."

Was mag wohl während dieser Szene in der Seele des wür-

*) Um zu erklären, warum mein roter Freund bei seiner Unterhaltung mit dem Polizisten das Wort „Monsieur" gebrauchte, um ihn nicht „Citoyen" anzureden, muß ich noch folgendes erzählen: „In einer von den ärmsten, dunkeln und unsauberen Straßen, welche zwischen Soho und dem Leicester Square liegen, wo gewöhnlich der unbemittelte Teil der Emigranten sein Lager aufschlägt, hatte ein roter Pharmazeut eine kleine Apotheke aufgemacht. Ich ging einmal vorbei und betrat seinen Laden, um mir schmerzstillende Tropfen zu kaufen. Er selbst saß hinter dem Tisch. Es war ein großer Mann mit groben Gesichtszügen, dichten, finsteren Augenbrauen, einer großen Nase und einem schiefen Mund. Das war ein richtiger Terrorist aus der Provinz vom Jahre 94, der noch dazu rasiert war. „Für sechs Pence schmerzstillende Tropfen, Monsieur", sagte ich zu ihm. Er wog ein gewisses Kraut ab, worauf ein Mädchen erschien, um es abzuholen. Meine Frage schien er überhaupt nicht beachtet zu haben. Ich hatte Gelegenheit, mich an diesem Collot d'Herbois genügend zu weiden, bis er endlich fertig war, die Ecken des Papiersäckchens versiegelte und den Namen des Medikamentes darauf schrieb; erst jetzt wandte er sich ziemlich streng mit einem plait-il? an mich. — „Schmerzstillende Tropfen für sechs Pence, Monsieur", wiederholte ich. Er sah mich wütend an, betrachtete mich vom Kopf bis zur Zehe und sagte schließlich mit seiner tiefen, dumpfen Stimme zu mir: „Citoyen, s'il vous plait."

digen, wohlbeleibten und wahrscheinlich etwas betrunkenen Konstablers vorgegangen sein? Mein Freund dachte sicherlich nicht daran, daß er sich ebensogut das Vergnügen machen konnte, sich dasselbe vor dem Fenster der Königin am Gitter des Schlosses von Buckingham zu leisten, ohne sich damit die mindesten Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Was aber noch merkwürdiger ist, weder mein Freund noch irgend ein anderer Franzose denken bei solchen Gelegenheiten daran, daß sie in Frankreich für ein solches Benehmen nach Cayenne oder Lambèse kommen würden. Wenn man sie daran erinnert, dann haben sie immer eine fertige Antwort in Bereitschaft: „A bas! C'est une halte dans la boue ... ce n'est pas normal!"

Ja, wann war denn die Freiheit bei ihnen etwas Normales?

Der Antagonismus, welcher einst durch Martin Luther einerseits, der das Mögliche erstrebte, und dem konsequenten Thomas Münzer zum Ausdruck kam, ist in jedem Ding im Keime enthalten, wie die beiden Samenlappen im Samen. Die logische Entwicklung, die Differenzierung einer jeden Partei führt unausweislich zur Aufdeckung dieses Gegensatzes. Wir finden ihn ebenso bei den drei unmöglichen Gracchen, d. h. wenn ich auch den Gracchus Babœuf hinzurechne, wie bei den nur allzumöglichen Sullas aller Farben und Schattierungen. Möglich ist nur die Diagonale, der Kompromiß, etwas Verwischtes, Verschwommenes, Mittleres, was darum auch allem Mittelmäßigen entspricht: einem mittleren Reichtum, dem Mittelstand und einem mittleren Verständnis. Aus der Liga und den Hugenotten geht ein Heinrich IV., aus den Stuarts und Cromwells ein Wilhelm von Oranien, aus der Revolution und dem Legitimismus ein Louis Philippe hervor. Nach ihm bestand der Antagonismus zwischen der möglichen und der konsequenten Republik; die mögliche Republik nannte man die demokratische, die konsequente die soziale. Aus dem Zusammenstoß beider entstand das Kaiserreich, aber die Parteien erhielten sich.

Die unverträglichen Extreme fanden sich in Cayenne,

Lambèse, Belle Isle und zum Teil jenseits der französischen Grenze, vor allem in England wieder.

So wie sie in London wieder Atem holen konnten, und ihr Blick sich daran gewöhnt hatte, die Gegenstände im Nebel zu unterscheiden, erneute sich der alte Streit mit jener besonderen Intoleranz der französischen Emigranten und dem düsteren Charakter des Londoner Klimas.

Der Vorsitzende der Luxemburgischen Kommission war de jure die Hauptperson unter den Sozialisten der Londoner Emigranten. Als Vorsteher der Organisation der Arbeiten und der egalitären Arbeitervereine war er unter den letzteren sehr beliebt. Er führte einen strengen Lebenswandel, seine Gesinnung war von einer makellosen Reinheit; immer tätig, nüchtern, ein großer Redner, war er populär, ohne daß man mit ihm familiär wurde; kühn und vorsichtig zugleich, besaß er alle Mittel, um auf die Massen einzuwirken.

Andererseits repräsentierte Ledru Rollin die religiöse Tradition des Jahres 1793. Für ihn umfaßten die beiden Worte Republik und Demokratie alles: die Sättigung der Hungrigen, das Recht auf Arbeit, die Befreiung Polens, den Sturz Nikolaus' I., die Verbrüderung der Völker und den Untergang des Papsttums. Die Arbeiter hielten sich weniger zu ihm, sein Korps bestand aus allerhand Capacités, d. h. aus Advokaten, Journalisten, Lehrern, Kaufleuten usw.

Die Zwiespältigkeit dieser Parteien lag offen am Tag, und gerade darum konnte ich niemals verstehen, wie Mazzini und Louis Blanc ihr endgültiges Zerwürfnis durch allerhand private und persönliche Gegensätze erklären konnten. Der Bruch lag tief begründet in ihren Anschauungen und ihrer eigentlichen Aufgabe. Sie konnte nicht zusammengehen, aber vielleicht war es auch nicht nötig, daß sie ihren Streit öffentlich ausfochten.

Die Sache des Sozialismus und das italienische Problem unterschieden sich gewissermaßen dem Grade und der Ordnung nach. Die staatliche Unabhängigkeit hatte den Vorrang und mußte dem ökonomischen Aufbau Italiens vorausgehen. Dasselbe haben wir 1831 in Polen und 1848 in Ungarn ge-

sehen. Aber hier ist nicht der Platz für eine Polemik, dies ist eher eine Frage nach der chronologischen Arbeitsteilung als nach der gegenseitigen Vernichtung. Die sozialen Theorien standen der direkten, konzentrierten Tätigkeit eines Mazzini im Wege, sie verhinderten die militärische Organisation, welche für Italien damals eine Notwendigkeit war. Darum zürnte er ihnen, ohne daran zu denken, daß den Franzosen eine solche Organisation nur schaden konnte. Er ließ sich von seiner Intoleranz und seinem italienischen Blute hinreißen, griff die Sozialisten und besonders Louis Blanc in einer kleinen Broschüre aufs heftigste an, und wurde kränkend und beleidigend, was durchaus nicht notwendig war. Unterwegs versetzte er auch allerhand anderen Leuten Seitenhiebe. So nannte er z. B. Proudhon einen Dämon. Proudhon wollte ihm antworten, aber er begnügte sich damit, Mazzini in seiner folgenden Broschüre einen Erzengel zu nennen. Ich sagte ein paarmal im Scherz zu Mazzini: „Ne réveillez pas le chat, qui dort, mit solchen Kämpfern ist es nicht leicht, ohne Narben davonzukommen." Die Londoner Sozialisten antworteten ihm auch, wurden ärgerlich und gallig, machten unnütze persönliche Anspielungen und grobe Einwände.

Eine andere Feindschaft, die einen weit tieferen Grund hatte, bestand zwischen den beiden französischen Parteien. Alle Versuche einer Aussöhnung zwischen dem formellen Republikanismus und dem Sozialismus mißglückten und machten die Unaufrichtigkeit jeglicher Konzessionen und die unversöhnliche Kluft nur noch deutlicher. Über den Graben, welcher sie trennte, warf ein geschickter Akrobat ein Brett, trat darauf und rief sich selbst zum Kaiser aus.

Die Proklamierung des Kaiserreichs war ein galvanischer Schlag. Die Herzen der Emigranten zuckten krampfhaft zusammen und erschlafften.

Dies war der traurige, wehmütige Anblick eines Kranken, der eingesehen hatte, daß er sich nicht mehr ohne Krücken erheben könne. Die Müdigkeit, eine versteckte Hoffnungslosigkeit, begann sich beider Parteien zu bemächtigen; die ernste Polemik fing an, immer mehr zu verblassen und lief

zuletzt auf persönliche Angriffe, Vorwürfe und Beschuldigungen hinaus.

Noch zwei Jahre erhielten sich beide französischen Lager in einer gewissen Bereitschaft zum Angriff. Das eine, indem es den 24. Februar, das andere, indem es die Julitage feierte. Aber im Beginne des Krimkrieges und nach dem feierlichen Spaziergange Napoleons mit der Königin Viktoria durch London wurde die Ohnmacht der Emigranten allen offenkundig. Selbst der Chef der Londoner Metropolitan Police, Robert Man, bestätigte dies. Als sich die Konservativen nach dem Besuch Napoleons bei ihm für die klugen Maßregeln bedankten, durch die er jegliche Demonstration seitens der Emigranten verhindert hatte, antwortete er: „Den Dank habe ich gar nicht verdient, bitte, bedanken Sie sich bei Ledru Rollin und Louis Blanc."

Ein Zeichen, das noch mehr auf das nahe Ende hindeutete, war der Umstand, daß allerhand Personen den Parteien um jene Zeit ohne jeden Anlaß gratulierten und Glück wünschten. Diese Parteien entstanden, so wie bei uns die Ministerien oder die wichtigen Verwaltungsorgane, bloß weil es nötig ist, irgend einen überflüssigen Würdenträger unterzubringen, so wie gewisse Komponisten hin und wieder in ihren Opern eine Partie für die Grisi oder Lablache einlegen, nicht weil diese Partien notwendig sind, sondern weil sie die Grisi oder Lablache in ihrem Interesse ausnutzen wollen . . .

Sie saßen bis zur späten Nacht zusammen und tauschten ihre Erinnerungen über das Jahr 1848 aus. Als ich sie bis auf die Straße begleitet hatte und allein in meine Zimmer zurückkehrte, fühlte ich mich von einer unendlichen Traurigkeit ergriffen. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und hätte laut weinen mögen.

Ich fühlte das, was ein Sohn fühlen muß, der nach einer langen Trennung ins Vaterhaus zurückkehrt. Er sieht, daß alles nachgedunkelt, krumm geworden ist, sich gesenkt hat, der Vater ist alt geworden, ohne es selbst zu merken, der Sohn aber sieht es, und es wird ihm eng in der Stube; er fühlt die

Nähe des Grabes, und sucht es doch zu verbergen. Das Wiedersehen beglückt und belebt ihn nicht, sondern ermüdet und deprimiert ihn.

Barbès, Louis Blanc! Dies sind noch alles die alten Freunde und die hochverehrten und bewunderten Genossen einer glühenden Jugendzeit. Die Histoire de dix ans, Barbès' Prozeß vor der Pairskammer, das ist uns alles so nahe und vertraut, verwachsen mit unserem Kopf und Herzen, — und nun waren sie da und saßen beisammen.

Selbst ihre schlimmsten Feinde haben es nie gewagt, die unbestechliche Ehrlichkeit Louis Blancs zu verdächtigen oder einen Schatten auf die ritterliche Tugend eines Barbès zu werfen. Sie alle hatten die beiden in allen Lebenslagen gesehen und kennen gelernt; ein Privatleben, verschlossene Türen gab es für die beiden nicht. Den einen von ihnen sahen wir als Mitglied der Regierung, den anderen eine halbe Stunde vor der Guillotine. In der Nacht vor der Hinrichtung schlief Barbès nicht, er bat sich Papier aus und begann zu schreiben. Diese Zeilen haben sich erhalten, und ich habe sie gelesen. In ihnen lebt ein echter französischer Idealismus, aus ihnen sprechen religiöse Träumereien, aber kein Schatten von Furcht und Schwäche. Sein Geist blieb ungetrübt, er ließ den Mut nicht sinken. Mit klarem Bewußtsein bereitete er sich darauf vor, sein Haupt auf den Block zu legen; er schrieb noch mit ruhiger Hand, als der Gefängniswärter laut an die Türe klopfte. Es war beim Morgengrauen. Er wartete — und dies hat er mir selbst erzählt — auf die Vollstrecker des Urteils, aber statt der Henker trat seine Schwester in die Zelle und warf sich ihm um den Hals. Sie hatte ohne sein Wissen Louis Philippe um die Umänderung der Strafe gebeten, und war die ganze Nacht hindurch mit Postpferden zu ihm geeilt, um noch zur rechten Zeit zu kommen.

Der Sträfling Louis Philippes erscheint nach einigen Jahren auf dem Gipfel des bürgerlichen Ruhms, das jubelnde Volk hat seine Ketten gelöst, er wird im Triumph durch Paris getragen, aber Barbès' redliches Herz blieb rein. Er wurde der erste Ankläger der provisorischen Regierung wegen der Morde

zu Rouen. Um ihn herum schwoll die Reaktion immer mehr an und am 15. Mai tat Barbès, was weder Ledru Rollin noch Louis Blanc gewagt, wovor Causidière zurückgeschreckt war. Der Staatsstreich mißlang, und wieder stand Barbès, jetzt ein Sträfling der Republik, vor dem Gerichte. Wie in Bourges zur Pairskammer, so sprach er auch diesmal zu den Vertretern des Gesetzes der bürgerlichen Welt, wie er einst zu dem sündigen Greise Paquié gesprochen hatte: „Ich erkenne euch nicht als Richter an, ihr seid meine Feinde, ich bin euer Kriegsgefangener, macht mit mir was ihr wollt, aber eurem Gericht kann ich mich nicht unterwerfen.“ Und wiederum fiel die schwere Tür der Zelle hinter ihm zu, die ihn für sein ganzes Leben begraben sollte.

Zufällig und fast gegen seinen Willen kam er wieder aus dem Gefängnis heraus. Napoleon stieß ihn wie zum Spott hinaus, da er während des Krimkrieges einen Brief von Barbès gelesen hatte, in dem dieser in einem Anfall von gallischem Chauvinismus von dem Kriegsruhme Frankreichs spricht. Barbès begab sich nach Spanien, aber die stumpfe und furchtsame Regierung wies ihn aus. Er fuhr dann nach Holland und fand dort endlich eine ruhige, weltentrückte Zuflucht.

Und nun tauschte dieser Held und Märtyrer mit einem der bedeutendsten Vorkämpfer der Februarrepublik, mit dem ersten Staatsmann des Sozialismus Erinnerungen über die vergangenen Tage des Ruhmes und des Unglücks aus!

Auf mir aber lastete eine dumpfe Trauer; mit einer unglücklichen Hellsicht sah ich, daß auch sie bereits zur Geschichte eines anderen Jahrzehnts gehörten, welche bereits beendigt war, bis auf das letzte Blatt, ja bis auf den Einband.

Beendigt! Zwar nicht für sie persönlich, wohl aber für alle Emigranten und alle existierenden politischen Parteien. In jenen lebhaften und lauten Zeiten, welche zehn oder selbst noch fünf Jahre zurückliegen, traten sie ans Licht. Aber die Strömung verliert sich im Sande, und doch glauben sie noch immer, daß sie dem Ozean entgegeneilen. Sie haben weder jene Worte mehr, wie das Wort Republik, welche ganze Völker aus dem Schlummer weckten, noch Lieder wie die Mar-

seillaise, welche die Herzen höher schlagen machten. Auch ihre Feinde sind nicht mehr von derselben Größe und vom selben Schlage, es existieren weder die altersgrauen feudalen Privilegien der Krone, gegen die man so schwer kämpfen konnte, noch die königlichen Häupter, die eine ganze staatliche Organisation mit sich rissen, wenn sie vom Schafott herunterrollten. Man kann zwar Napoleon köpfen, aber es wird kein 21. Januar mehr daraus entstehen. Man kann die Gefängnisse Stein für Stein schleifen, aber dies wird doch keine Zerstörung der Bastille werden. Damals, in jenen Blitz- und Donnerschlägen, enthüllte sich eine neue Offenbarung, die Offenbarung eines Staates, der auf die Vernunft gegründet war. Sie bedeuteten eine neue Erlösung aus der finsteren Sklaverei des Mittelalters. Aber seitdem hat sich die Erlösung durch die Revolution als unzulänglich erwiesen und der Staat, der auf die Vernunft gegründete Staat, wollte nicht kommen. Die politische Reformation entartete, ganz wie die religiöse, in einem hohlen rhetorischen Redeschwall, welcher nur durch die Schwäche der einen und durch die Heuchelei der anderen beschützt wurde. Die Marseillaise ist ein heiliger Hymnus geblieben, aber ein Hymnus der Vergangenheit, wie das „Ein' feste Burg ist unser Gott". Die Töne beider Gesänge rufen auch noch heute eine Reihe großartiger und gewaltiger Bilder hervor, aber sie erinnern an die Prozession der Schatten im Macbeth; es sind alles Könige — aber tote Könige!

Von dem letzten sehen wir kaum noch den Rücken. Über den neuen aber kursieren erst noch Gerüchte, wir befinden uns in einem Interregnum; da der Nachfolger noch nicht erschienen ist, hat die Polizei im Namen der äußeren Ordnung von allem Besitz ergriffen. Hier kann keine Rede sein von Gesetz und Recht, das sind nur Notwendigkeiten einer vorübergehenden Zeit, das ist die Lynchjustiz in der Geschichte, die Exekution, ein Starrkrampf, eine Quarantäne. Die neue Ordnung, welche alle Härten der Monarchie und alle Grausamkeiten des Jakobinismus vereinigt, wird nicht durch Ideen und Vorurteile, sondern durch den Schrecken und die Ungewißheit beschützt, während die einen sich ängstlich ver-

steckten, pflanzten die andern die Bajonette auf und besetzten die Plätze. Vielleicht wird der, der diese Kette durchbricht, die erste Stelle einnehmen, welche heute von der Polizei eingenommen wird, indessen er wird sofort selbst zum Gendarm werden.

Das erinnert uns daran, wie Caussidière am Abend des 24. Februar mit der Flinte in der Hand auf die Präfektur kam, in dem Lehnstuhl Platz nahm, auf dem Dellesère gesessen, der sich eben geflüchtet hatte, den Sekretär herbeirief, zu ihm sagte: Er sei zum Präfekten ernannt, und sich von ihm die Akten reichen ließ. Der Sekretär lächelte ebenso ehrfurchtsvoll und verbindlich, wie er Delessert gegenüber gelächelt hatte, verbeugte sich ebenso unterwürfig und holte die Akten, welche nach der Ordnung und Reihenfolge erledigt wurden. Mit einem Wort, es hatte sich nichts geändert, es sei denn der Umstand, daß Caussidière das Abendessen verzehrte, welches für Delessert bestimmt war.

Manche erkannten die Parole der Präfektur, aber sie erkennen nicht die Losung der Geschichte. Sie handelten zu ihrer Zeit genau so, wie Alexander I.; sie wollten, daß die alte Ordnung einen schweren Schlag erhalte, aber er sollte nicht tödlich sein, und sie besaßen weder einen Bennigsen noch einen Suboff.

Daher werden sie, wenn sie die Arena verlassen, über die Undankbarkeit der Menschen erschrocken sein; und mag es nur so sein! Mögen sie bei diesem Gedanken bleiben und glauben, es sei nichts als Undankbarkeit! Dieser Gedanke ist traurig, aber er ist doch noch leichter als mancher andere.

Noch besser aber wäre es, wenn sie überhaupt nicht hingingen, sondern uns und unseren Kindern von ihren großen Taten erzählten. Sie haben keinen Grund, mir wegen dieses Rates böse zu sein; alles Lebendige ist in Veränderung begriffen, das Unveränderliche wird zu einem Denkmal des Toten. Sie haben ihr Geleise verlassen, wie die, die nach ihnen kommen, das ihre verlassen werden, aber auch diese wird ihrerseits eine frische Welle überholen, und dann werden alle Furchen und Spuren, dann wird alles Lebendige und alles

Tote bedeckt werden von der allgemeinen Amnestie der ewigen Vergessenheit.

Viele zürnen mir, weil ich solche Gedanken ausspreche. Ein sehr achtbarer Mann sagte mir einmal: „Man merkt es Ihren Worten sogleich an, daß Sie ein unbeteiligter Zuschauer sind."

Und doch war ich kein Unbeteiligter, als ich nach Europa kam; ich bin erst hier dazu geworden, ich kann viel ertragen, aber meine Kräfte sind endlich erschöpft.

Ich habe fünf Jahre lang kein frohes Gesicht, kein einfaches, gesundes Lachen gesehen, bin keinem verständnisvollen Blicke begegnet. Stets stand ein Heilgehilfe oder ein Prosektor daneben. Die Heilgehilfen versuchten einen immer zu kurieren, und die Prosektoren zeigten immer auf den Leichnam, um anzudeuten, daß jene sich geirrt hätten. — Da ergriff auch ich endlich das Skalpell und es ist möglich, daß ich zu tief ins Fleisch schnitt, da ich es ja nicht gewohnt war.

Aber ich sprach nicht wie ein Unbeteiligter, wollte keine Vorwürfe machen, sondern sprach, weil mir das Herz zum Zerbrechen voll war, weil mir die allgemeine Verständnislosigkeit die Geduld raubte; daß ich früher nüchtern wurde als andere, hat mir meine Situation durchaus nicht erleichtert. Es sind auch nur die schlechtesten unter den Heilgehilfen, welche selbstzufrieden lachen, wenn sie vor einem Sterbenden stehen: „Ich habe es ja gesagt, daß er noch heute Abend seine Glieder zum ewigen Schlafe ausstrecken wird, und so ist es gekommen."

Warum also ertrug ich dies alles?

Im Jahre 1856 kam der beste von allen deutschen Emigranten, Karl Schurz, aus Wisconsin nach Europa. Als er aus Deutschland zurückkehrte, sagte er mir, die sittliche Verwilderung des Kontinents sei ihm aufgefallen. Ich las ihm meine Arabesken aus dem Westen vor oder übersetzte sie ihm vielmehr, aber er verteidigte sich gegen meine Schlüsse und Folgerungen wie gegen ein Gespenst, an das der Mensch nicht glauben will, und das er doch fürchtet. „Der Mensch," sagte er zu mir, „der eine solche Meinung vom modernen Europa hat wie Sie, sollte es verlassen."

„Das haben Sie auch getan," versetzte ich.

„Und warum tun Sie es nicht?"

„Sehr einfach, ich könnte dasselbe zu Ihnen sagen, was ein ehrlicher Deutscher mir einmal in einer stolzen Anwandlung nationalen Selbstgefühls geantwortet hat: „Ich habe meinen König in Schwaben." — „Ich habe mein Volk in Rußland!"

Wenn wir von den Höhen in die mittleren Schichten der Emigranten hinabsteigen, dann werden wir bemerken, daß die Mehrzahl von ihnen in der Verbannung von einer edlen Begeisterung und von der Rhetorik lebt. Diese Menschen haben sich selbst für Worte, d. h. für ihren Klang zum Opfer gebracht und sich nie klare Rechenschaft über ihren Sinn gegeben; sie liebten diese Worte heiß und innig, glaubten an sie, wie die Katholiken an ihre lateinischen Gebete glauben und sie lieben, ohne doch selbst Latein zu verstehen. La fraternité universelle comme base de la république universelle, — damit war alles erledigt und abgemacht! Point de salariée, et la solidarité des peuples! — Man höre und erröte, — dieses genügte so manchem, um dafür auf die Barrikade zu gehen, und wenn der Franzose sie einmal betreten hat, weicht er natürlich nicht von seinem Posten.

„Pour moi, voyez vous, la république n'est pas une forme gouvernementale, c'est une religion, et elle ne sera vraie que lorsqu'elle le sera," sagte mir ein Mann, der an fast allen Aufständen seit der Beerdigung des Generals Lamarque teilgenommen hatte. „Et lorsque la religion sera une république," versetzte ich. „Précisement!" antwortete er sehr befriedigt, weil ich seinen Satz umgedreht hatte.

Die große Masse der Emigranten ist für die Führer ein ewiger und öffentlicher Anlaß zu Gewissensbissen und Selbstvorwürfen. In ihnen erscheinen alle ihre Fehler und Mängel in jenem vergrößerten Maßstabe und in jener komischen Verzerrung, wie die Pariser Moden in irgend einer russischen Provinzstadt.

Und in alledem liegt ein Abgrund von Naivität, hinter diesen Deklamationen versteckt sich vor allem die Mise en scène.

Die antike Draperie und die feierliche Inszenierung des Konvents hatte einen solch fürchterlichen und gewaltigen Eindruck auf den französischen Geist gemacht, daß die Enthusiasten sich unter dem Namen der Republik nicht mehr eine innere Umwälzung, sondern ein Bundesfest oder ein Fest der Verbrüderung, Trommelgewirbel und die trübseligen Klänge des Tocsin vorstellen. Es wird erklärt, das Vaterland sei in Gefahr, das Volk erhebt sich in Massen zu seiner Verteidigung, während auf dem Platze, wo die Bäume der Freiheit wachsen, das Fest des Bürgertums gefeiert wird. Mädchen in weißen Kleidern tanzen zum Gesange patriotischer Hymnen, und das Frankreich mit der phrygischen Mütze sendet gewaltige Armeen aus, um die Völker zu befreien und die Könige zu stürzen.

Der Hauptballast aller Emigranten und besonders der französischen gehört der Bourgeoisie an, damit ist ihr Charakter schon genügend gekennzeichnet. Die Marke oder der Stempel des Bürgertums läßt sich ebenso schwer verwischen, wie das Siegel des heiligen Geistes, welches unsere Seminare ihren Schülern aufdrücken. Die eigentlichen Krämer, Kaufleute und Wirte sind unter den Emigranten nicht zahlreich vertreten, und sind gewissermaßen ohne ihre Schuld hineingeraten, denn die meisten von ihnen wurden nach dem 2. Dezember aus Frankreich vertrieben, weil sie nicht zur rechten Zeit erraten hatten, daß ihnen die heilige Pflicht auferlegt war, die Konstitution zu ändern. Sie sind um so mehr zu bedauern, weil ihre Lage eine wirklich komische ist. Sie sind in ihrer roten Umgebung, die sie zu Hause niemals kannten und nur fürchteten, wie verloren. Dank ihrer nationalen Schwäche müssen sie sich für viel gefährlichere Radikale ausgeben, als sie in Wirklichkeit sind. Aber da sie nicht an den revolutionären Jargon gewöhnt sind, fallen sie zum Entsetzen ihrer Kameraden immerfort in einen gewissen Orleanismus zurück; natürlich wären sie alle sehr glücklich, wenn sie zurückkehren dürften, und wenn der point d'honneur, die einzige starke, moralische Triebfeder des modernen Franzosen, es ihnen nicht verböte, um die Erlaubnis zur Rückkehr nachzusuchen.

Die über ihnen liegende Schicht bildet die Leibkompagnie der Emigranten, das sind die Advokaten, die Journalisten, die Literaten und ein paar Militärs.

Die Mehrzahl unter ihnen suchte in der Revolution nach einer gesellschaftlichen Stellung, aber bei dem schnellen Abfluten der Bewegung fanden sie sich bald auf der Sandbank Englands wieder. Andere ließen sich ganz ehrlich in das Klubleben und die Agitation hineinziehen; die Rhetorik brachte sie allmählich bis nach London, teils mit, teils gegen ihren Willen. Unter ihnen befinden sich viele reine und edle Persönlichkeiten, aber nur sehr wenige begabte Menschen. Sie sind in die Revolution hineingeraten durch ihr Temperament und den Wagemut eines Menschen, der einen Schrei vernimmt, sich ohne nachzudenken in den Fluß hinabstürzt, und dabei vergißt, daß das Wasser sehr tief ist, und daß er selbst nicht schwimmen kann.

Hinter diesen Kindern, deren schmale Bärte unglücklicherweise schon grau zu werden, und deren spitz zulaufender gallischer Schädel schon sein Haar zu verlieren begann, standen allerhand Gruppen von Arbeitern, die weit ernster waren und nicht so sehr durch ihr Äußeres als durch ihren Geist und ein gemeinsames Interesse verbunden wurden.

Sie hatte das Schicksal selbst zu Revolutionären gemacht. Die Not und die Entbehrung hatten sie zum Sozialismus geführt, daher war ihr Denken realer und ihre Entschlossenheit größer. Diese Menschen hatten viele Entbehrungen und Erniedrigungen ertragen müssen, und zwar stumm, ohne sich wehren zu können, das aber gibt einem immer eine große Festigkeit. Sie waren über den Kanal hinübergeschwommen, nicht mit Phrasen beladen, sondern mit starken Leidenschaften und mit einem aufrichtigen Haß. Ihre gedrückte Lage hat sie vor der bürgerlichen Suffisance bewahrt, sie wissen, daß sie keine Zeit hatten, sich zu bilden, aber sie wollen etwas lernen, während der Bürger nicht mehr gelernt hat, als sie, und doch höchst zufrieden mit seinem Wissen ist.

Seit ihrer frühesten Jugend gekränkt und beleidigt, hassen sie die soziale Ungerechtigkeit, welche sie so lange und so

schwer bedrückte. Der korrumpierende Einfluß des Stadtlebens und der allgemeinen Leidenschaft nach Erwerb hat bei vielen diesen Haß in Neid verwandelt; ohne sich Rechenschaft davon zu geben, streben sie nach einer bügerlichen Stellung, und doch können sie die Bourgeoisie nicht leiden, so wie wir einen glücklichen Nebenbuhler hassen, weil wir seinen Platz nicht einnehmen oder weil wir uns an ihm rächen wollen, weil er mehr genießen kann, als wir. Aber ob dies nun Haß oder Neid, der Wunsch und das Verlangen nach Wohlstand oder Rache ist, sie alle werden bei einer Bewegung in Westeuropa eine furchtbare Macht bilden und in den vordersten Reihen stehen. Was werden die Konservativen und die Rhetoren diesen Arbeitermuskeln, diesem finsteren Wagemut, diesem bis zur Siedehitze gesteigerten Rachedurst gegenüber anfangen? Ja, was werden all die übrigen Städter und Bürger beginnen, wenn auf den Ruf des Arbeiters sich die Heuschrecken der Felder und Dörfer erheben? Die Bauernkriege sind vergessen; die letzten Emigranten unter den Ackerbauern gehören noch den Zeiten an, als das Edikt von Nantes auf gehoben wurde; die Vendée verschwand hinter den Wolken des Pulverdampfes, aber wir verdanken es dem 2. Dezember, daß wir von neuem und mit eigenen Augen Emigranten in Bauernschuhen sehen durften.

Die Dorfbevölkerung im Süden Frankreichs, von den Pyrenäen bis zu den Alpen, hat nach dem Staatsstreich ihr Haupt erhoben, wie wenn sie fragen wollte: „Ist unsere Stunde schon gekommen?“ Der Aufstand wurde von den Soldatenmassen im Keime unterdrückt, auf sie folgten die Kriegsgerichte; die Gendarmen und Polizeispitzelscharen zerstreuten sich über die Fußwege und Dörfer. Der heimatliche Herd des Bauern, seine Familie, sein ganzes Heiligtum, wurde von der Polizei entehrt und geschändet. Sie verlangte von der Frau, daß sie den Mann, vom Sohne, daß er den Vater verrate, und ein zweideutiges Wort eines Verwandten oder die Denunziation eines garde champêtre genügte, um Familienväter und graubärtige Greise, Jünglinge und Frauen ins Gefängnis zu bringen. Sie wurden ohne viel Rücksicht gewissermaßen en

gros abgeurteilt, und dann, wie es der Zufall traf, entweder freigelassen oder nach Lambèse und Cayenne transportiert. Einigen gelang es, nach Spanien, Savoyen oder über die Brücke von Var zu entkommen.

Die Bauern kenne ich nur wenig. Ich habe in London ein paar Leute gesehen, die sich in einem Kahn aus Cayenne herübergerettet hatten. Allein das Wagnis und die Unsinnigkeit dieser Unternehmung spricht ganze Bände und charakterisiert sie am besten. Sie stammten fast alle aus den Pyrenäen. Es war ein ganz anderer Menschenschlag; breitschultrige, hochgewachsene Leute mit groben, keineswegs faltigen Gesichtszügen wie die der mageren französischen Stadtbewohner mit ihrem dünnen Blut und ihrem schwachen Bart. Die Zerstörung ihrer Besitztümer und Cayenne hatte sie erzogen und gehärtet. „Wir kehren noch einmal zurück und rechnen miteinander ab!" sagte mir ein vierzigjähriger Herkules, der gewöhnlich schwieg. (Sie waren alle nicht sehr gesprächig.) Die anderen Emigranten betrachteten sie wie Fremde, sie besuchten weder ihre Vorträge noch Versammlungen und kamen schon nach drei Wochen zu mir, um Abschied zu nehmen. „Wir wollen nicht umsonst leben, und außerdem ist es hier langweilig. Wir fahren nach Spanien, nach Santander; dort hat man uns Beschäftigung als Holzhauer versprochen." Ich warf noch einen Blick auf ihr rauhes, männliches Äußere und die muskulösen Arme dieser künftigen Holzhauer und dachte bei mir: Gut, wenn ihre Axt nur Kastanienbäume und Eichen fällen wird.

Ich habe die wilde, zerstörende Kraft, welche sich in dem Herzen des städtischen Arbeiters aufgehäuft hat, näher kennen gelernt.

ANHANG.

Briefe an einen alten Freund.

Erster Brief.

> Die Motive und Gründe mögen noch so zureichend sein, sie können keine Wirkung haben, wenn die Mittel nicht zureichen.
>
> Jeremy Bentham.
> Aus einem Briefe an Alexander I.

Uns beschäftigt ein und dieselbe Frage. Übrigens gibt es nur eine ernsthafte Frage, welche auf der historischen Tagesordnung steht. Alles andere sind nur wachsende Kräfte oder die Krankheiten, welche die Entwicklung dieses Problems begleiten, d. h. es sind die Leiden, durch die ein neuer und vollkommnerer Organismus aus den überlebten und engen Formen herauswächst, indem er sie mit seinen höheren Bedürfnissen verbindet. Die endgültige Lösung ist bei uns beiden die gleiche; die zwischen uns schwebende Differenz besteht keineswegs in der Verschiedenheit der Prinzipien und Theorien, sondern in dem Unterschied der Methoden und der Praxis, in der Bewertung der Kräfte, der Mittel, der Zeiten und des historischen Materials. Du bist mehr derselbe geblieben, der Du warst, Dich hat das Leben genug gequält und gemartert, mich hat es nur ein wenig gequetscht. Du aber warst in der Ferne, — ich jedoch stand daneben. Doch wenn ich mich verändert habe, so denke auch daran, daß sich alles geändert hat. Die ökonomisch-soziale Frage steht heute anders als vor zwanzig Jahren, sie hat ihr religiöses, ideales Entwicklungsstadium, ihr Jünglingsalter überlebt, ebenso wie die Periode gewaltsamer Versuche, erzwungener Experimente in kleinem Maßstabe und die Phase der Klagen, der Proteste einer exklusiven Kritik und Anklage nähert sich ihrem Ende. Darin liegt das große Kennzeichen der Mündigkeit. Es liegt am Tage, daß sie erreicht werden wird, aber sie ist noch nicht erreicht, nicht allein infolge äußerer Hindernisse und infolge der Widerstände, die dem entgegenstehen, sondern auch aus inneren Gründen und Ursachen. Die Minorität, welche voranschreitet, hat sich noch

nicht hindurchgearbeitet bis zu wirklich klaren Wahrheiten und praktischen Wegen, bis zu der endgültigen und vollständigen Formel der künftigen ökonomischen Ordnung. Die Mehrheit, welche am meisten leidet, strebt in ihrem einen Teil — dem städtischen Arbeiter — danach, aus ihr herauszukommen, wird aber durch die alte traditionelle Weltanschauung des anderen, weit zahlreicheren Teiles daran gehindert. Die Wahrheit, das Wissen und das Verständnis läßt sich durch keinen Staatsstreich und durch keinen Handstreich erringen. Der langsame Schritt, die Verschlungenheit des historischen Werdegangs der Erkenntnis macht uns rasend, empört uns, ist uns unerträglich, und viele von uns treiben sich selbst und andere voran, indem sie ihren eigenen Verstand zum Schweigen bringen. Ob das gut oder schlecht ist? Das eben ist hier die Frage.

Ist es richtig, durch künstliche Anstöße und Impulse zum Aufstand und zur Empörung zu reizen, um die innere Arbeit, deren Wirklichkeit nicht zu bestreiten ist, zu beschleunigen? Kein Zweifel, ein Geburtshelfer kann den Prozeß abkürzen, erleichtern, die Hindernisse aus dem Wege räumen, aber dies hat alles seine Grenzen, und diese Grenzen eben sind schwer zu bestimmen, es ist gefährlich, sie zu überschreiten. Dazu gehört außer einer gewissen logischen Selbstverleugnung sehr viel Takt und eine begeisterte Improvisationsgabe. Außerdem sind die Aufgabe und die Arbeit, sowie die Grenzen nicht überall die gleichen. Peter I. und der Konvent haben uns gelehrt, mit Siebenmeilenstiefeln aus dem ersten Monat der Schwangerschaft sofort in den neunten zu marschieren und jedes Hindernis zu zerbrechen, das uns in den Weg kommt. „Die zerstörende Lust ist eine schaffende Lust“, darum vorwärts hinter dem unbekannten Gott der Vernichtung her, auch wenn wir über zerschlagene Heiligtümer und über Schutt und Schmutzhaufen stolpern müßten.

...Wir haben das schreckliche Beispiel eines blutigen Aufstandes gesehen, welcher in dem Augenblicke der Verzweiflung und des Zornes auf den Platz stürmte und erst zu spät auf der Barrikade entdeckte, daß ihm das Banner fehlte. Zu einer kompakten Armee vereint, gelang es der konservativen

Welt, ihn zu besiegen, und die Folge dieses Sieges war jene rückschrittliche Bewegung, welche man voraussehen konnte.

Was aber wäre geschehen, wenn der Sieg sich auf die Seite der Barrikaden geneigt hätte. Zwanzig Jahre lang hatten die furchtbaren Kämpfer Gelegenheit, alles auszusprechen, was sie zu sagen hatten. Nicht einen einzigen welterschütternden Gedanken, keine einzige organische Idee können wir in ihrem Vermächtnis entdecken, ihre ökonomischen Fehler aber führen nicht indirekt, sondern geradeswegs und viel tiefer ins Verderben, zum Stillstand und zum Hungertode.

Unsere Zeit ist gerade eine Zeit endgültiger Erkenntnis und des Studiums; eines Studiums, welches der Arbeit an der Verwirklichung vorhergehen muß, so wie die Theorie der Gase und Dämpfe der Konstruktion der Eisenbahnen vorangeht. Vorher wollte man die Sachen durch das Herz, den Eifer und den Wagemut erzwingen, und so schritt man aufs Geratewohl vorwärts; — wir aber wollen nicht mehr aufs Geratewohl weiter schreiten.

Wir sehen klar, daß die Dinge nicht mehr so weiter gehen können, wie sie gehen, daß die exklusive Herrschaft des Kapitals und das unbedingte Recht auf das Eigentum ebensogut ein Ende nehmen müssen, wie die feudale und aristokratische Gesellschaftsordnung. Wie vor dem Jahre 1789 das Absterben der mittelalterlichen Welt sich durch das Bewußtsein einer ungerechten Unterordnung und Zurücksetzung des Mittelstandes äußerte, so hat heute die ökonomische Umwälzung mit dem Bewußtsein der sozialen Ungerechtigkeit gegenüber dem Arbeiterstande begonnen, und wie damals der Eigensinn und die Entartung des Adels zum eigenen Untergange beitrug, so reißt heute die starrsinnige und entartete Bourgeoisie sich selbst ins Grab.

Aber die allgemeine Aufstellung der Aufgabe gibt uns noch nicht die Mittel und Wege, noch selbst das notwendige Milieu an die Hand. Mit Gewalt läßt sich das alles nicht erobern. Die mit Pulver in die Luft gesprengte bürgerliche Welt wird, wenn sich der Rauch und der Dampf legen und die Trümmer hinweggeräumt sind, sich von neuem eine bürgerliche Welt

mit unwesentlichen Modifikationen wieder aufbauen. Denn sie ist innerlich noch nicht überwunden, und die künftige, zu erbauende Welt und die neue Organisation sind noch nicht soweit fertig, um sich zu verwirklichen und zu vollenden. Keine einzige von den Grundlagen, auf denen die gegenwärtige Ordnung beruht, und die stürzen und neu geschaffen werden müssen, ist schon so weit angegriffen und innerlich erschüttert, daß es genügte, sie mit Gewalt herauszureißen, um sie für ewig zu vernichten. Der Staat, die Kirche, das Heer werden heute logisch ebensowohl negiert, wie die Theologie, die Metaphysik usw. In einer gewissen Sphäre der Wissenschaft ist ihnen bereits das Urteil gesprochen, aber außerhalb der akademischen Mauern beherrschen sie noch immer alle sittlichen Kräfte.

Möge jeder gewissenhafte Mensch sich selbst die Frage vorlegen, ob er fertig ist, ob die neue Organisation, auf die wir hinstreben, wie die allgemeinen Ideale des kollektiven Besitzes, der Solidarität usw. für ihn wirklich schon so klar sind, und ob er den Prozeß kennt (wenn er damit kein bloßes Zerstören und Zerbrechen meint), durch welchen die Umwandlung der alten Formen in die neuen sich vollziehen soll. Und selbst wenn er persönlich mit sich selbst zufrieden ist, mag er sagen, ob auch die Umwelt schon so weit fertig ist, welche nach der Lage der Sache zuerst bestimmt ist, das Werk in die Hand zu nehmen.

Die Wissenschaft ist unüberwindlich, aber sie besitzt nicht die Macht, um zu zwingen. Die Heilung der Vorurteile geht nur langsam vorwärts und hat ihre Phasen und ihre Krisen. Durch Gewalt und Terrorismus verbreiten sich wohl Religionen und politische Systeme, gründet man wohl absolute Monarchien und unteilbare Republiken, durch Gewalt kann man höchstens einen Platz freilegen und für etwas Neues freimachen, aber nichts mehr. Durch ein Verfahren à la Peter der Große wird eine soziale Umwälzung nie über die Zuchthausgleichheit eines Gracchus Babœuf und den kommunistischen Frondienst eines Cabet hinauskommen. Die neuen Formen müssen alles umfassen und alle Elemente der modernen Tätig-

keit und des menschlichen Strebens einschließen. Aus unserer Welt läßt sich weder ein Sparta noch ein Benediktinerkloster machen. Die künftige Revolution darf nicht die einen Kräfte zugunsten der anderen ersticken und unterdrücken wollen, sondern sie wird es verstehen müssen, sie alle in der Idee des allgemeines Wohles zu versöhnen.

Die ökonomische Revolution hat einen unendlichen Vorzug vor allen religiösen und politischen Revolutionen in der Nüchternheit und Sachlichkeit ihrer Grundlage. Daher müssen auch ihre Wege, ihre Behandlung der gegebenen Tatsachen ebenso sachlich sein. In dem Maße, als sie aus einem Zustande eines unbestimmten Leidens und einer unklaren Unzufriedenheit hervorwächst, tritt sie unwillkürlich auf einen realen Boden. Während alle anderen Revolutionen beständig mit einem Fuße auf dem Grunde unklarer Phantasien, mystischer Träume und unbestimmter, abergläubischer, nicht zu rechtfertigender, patriotischer und juristischer Vorurteile ruhten, unterstehen die ökonomischen Fragen exakten mathematischen Gesetzen.

Das mathematische Gesetz aber hat wie jedes wissenschaftliche Gesetz seinen Beweis in sich selbst und bedarf weder einer empirischen Bewahrheitung noch der Anerkennung durch Stimmenmehrheit. Aber freilich treten bei der Anwendung auch die empirische Seite und alle Bedingungen der äußeren Verwirklichung in den Vordergrund, die Motive können wahr sein, jedoch ohne zureichende Mittel lassen sie sich nicht verwirklichen. Das alles wird bei allen menschlichen Fragen anerkannt, und doch wird es von allzu sanguinischen Menschen in einer Sache von so großer Bedeutung wie die gesellschaftliche Umgestaltung nicht berücksichtigt und umgangen; welcher Mechaniker weiß nicht, daß seine Berechnung, seine Formel nicht zur Wirklichkeit wird, solange es in der Reihe der Erscheinungen, welche sie umfaßt, noch fremde widerstrebende Elemente gibt, oder doch solche, welche anderen Gesetzen gehorchen. In der physischen Welt sind diese widerstrebenden Elemente größtenteils sehr wenig kompliziert und lassen sich in der Formel leicht mit berücksichtigen,

wie z. B. das Gewicht des Pendels, die Elastizität des Mediums, in welchem es seine Schwingungen vollzieht usw. In der historischen Welt ist diese Entwicklung aber nicht so einfach. Die Prozesse des gesellschaftlichen Wachstums, ihre Abweichungen, ihre letzten Resultate sind so verschlungen und so bis in die innerste Tiefe des Volksbewußtseins eingedrungen, daß der Zugang zu ihnen durchaus nicht so leicht ist, daher wird es nötig, mit ihnen zu rechnen, und man richtet durch ein bloßes Register von Negationen, wie es in der „Ordre an die soziale Armee“ aufgestellt ist, nichts als die größte Verwirrung an.

Gegen falsche Dogmen und Glaubenssätze, sie mögen so dumm sein wie sie wollen, kann man nicht bloß durch die Negation, auch wenn sie noch so gescheit ist, kämpfen. Es ist ebenso autoritär und im Grunde genommen töricht, zu sagen: „Du sollst nicht glauben,“ wie zu sagen: „Du sollst glauben.“ Die alte Ordnung der Dinge hat ihre Kraft weit mehr in der Anerkennung, als in der materiellen Macht, auf der sie beruht. Das ist dort am klarsten, wo sie sich weder auf Polizei oder Zwangsmaßregeln stützt und fest ruht in dem unfreien Gewissen, auf dem unentwickelten Verstand und der Unreife der neuen Anschauungen, wie in der Schweiz und in England.

Das Volksbewußtsein, so wie es entstanden ist, bildet ein natürliches, wildwüchsiges, unverantwortliches und rohes Produkt verschiedenartigster Impulse, Anstrengungen, Versuche, Ereignisse, Erfolge und Mißerfolge des menschlichen Bewußtseins, verschiedenster Instinkte und Zusammenstöße. Man muß es für eine natürliche Tatsache nehmen und dagegen kämpfen, wie wir gegen alles Unbewußte kämpfen, d. h. indem wir es studieren, es beherrschen, und es als Mittel für unsere eigenen Ziele gebrauchen lernen.

Überhaupt ist an den sozialen Torheiten unseres heutigen Lebens niemand schuld, und daher kann auch niemand mit mehr Grund dafür verantwortlich gemacht werden, wie das Meer, welches der Perserkönig mit seinen Ketten peitschen ließ, oder wie die große Glocke, welche von Johann dem Schrecklichen gestraft wurde. Beschuldigen, strafen, auf den Pfahl setzen, das alles steht schon weit unter dem Niveau

unseres Verständnisses. Man muß die Dinge einfacher, ich möchte sagen; physiologischer betrachten, und den Standpunkt des Strafgesetzbuches ein für allemal aufgeben. Leider aber bricht dieser Standpunkt immer wieder durch und hindert das Verständnis, indem er persönliche Leidenschaften in die allgemeine Sache, und eine falsche Umdeutung vom menschlichen Willen unabhängiger Vorgänge in eine beabsichtigte Verschwörung hinzubringt. Das Eigentum, die Familie, die Kirche, der Staat waren alles gewaltige erzieherische Faktoren der menschlichen Befreiung und Entwicklung, und wir traten erst dann aus ihnen heraus, als sie uns nicht mehr notwendig waren.

Die Verantwortung für die Vergangenheit und die Gegenwart auf die letzten Vertreter der Wahrheit von gestern, welche zu einer Unwahrheit von heute wird, abzuwälzen, ist ebenso töricht, wie es töricht und ungerecht war, die französischen Marquis dafür zu köpfen, daß sie nicht Jakobiner waren; ja, es ist noch schlimmer, weil wir uns nicht mehr rechtfertigen können wie die Jakobiner, nämlich durch einen naiven Glauben an unser Recht und unsere Gerechtigkeit. Wir verraten die Grundprinzipien unserer Überzeugung, wenn wir ganze Klassen und Stände verurteilen und zu gleicher Zeit die Verantwortung der einzelnen Persönlichkeit, des Individuums leugnen. Aber dies nebenbei, damit ich es nicht nötig habe, noch einmal darauf zurückzukommen.

Die früheren Revolutionen vollzogen sich in dem Dunkel der Dämmerung, verirrten sich, gingen zurück, stolperten und erforderten infolge ihrer inneren Unklarheit allerhand Glaubenssätze, einen gewaltigen Heldenmut, eine Menge erhabener Tugenden, Patriotismen und Pietismen. Die soziale Revolution aber bedarf nur des Verständnisses und der Kraft, des Wissens und der Mittel.

Aber dieses Wissen verpflichtet unendlich. Es ist begleitet von fortwährenden Gewissensbissen der Vernunft und unerbittlichen Vorwürfen der Logik.

Solange der soziale Gedanke noch unbestimmt, seine Propheten selbst noch Gläubige und Fanatiker waren, wandte

man sich ebensosehr an die Phantasie und an die Leidenschaft wie an den Verstand. Man drohte den Eigentümern mit Strafen und Zerstörung, ächtete sie, suchte sie mit ihrem Reichtum zu beschämen und zu einer freiwilligen Armut zu veranlassen durch die Ausmalung furchtbarer Leiden (eine seltsame captatio benevolentiae ohne Zweifel!); aus diesen Mitteln erwuchs der Sozialismus. Man muß den Eigentümern und Kapitalisten gar nicht zu beweisen suchen, daß ihr Besitz etwas Sündhaftes, Unsittliches, Ungerechtes sei (diese Begiffe entstammen einer ganz anderen Weltanschauung als der unsrigen), sondern man muß ihnen zeigen, daß die Unsinnigkeit ihrer Gegengewichte den Besitzlosen zum Bewußtsein gekommen ist, und daß daher die heutigen Besitzverhältnisse unmöglich geworden sind. Man muß ihnen zeigen, daß der Kampf gegen das Unabwendliche eine unsinnige Verschwendung der Kräfte ist, um so mehr Opfer fordert und um so verderblicher ist, je hartnäckiger er geführt wird und je länger er dauert. Die Feste des Eigentums und des Kapitals muß durch kluge Berechnung, durch die doppelte Buchführung und einen klaren Ausgleich zwischen Kredit und Debet erschüttert werden. Selbst der schlimmste Geizhals wird es vorziehen, nicht mit seinem ganzen Reichtum unterzugehen, wenn er wenigstens sich selbst und einen Teil davon retten kann, indem er einen anderen über Bord wirft. Dazu ist aber nur eins notwendig: daß die Gefahr ihm ebenso klar werde, wie die Möglichkeit seiner Rettung.

Die neue, heraufkommende Ordnung soll nicht nur ein schneidendes Schwert, sondern auch eine erhaltende Kraft sein; indem sie der alten Welt einen schweren Schlag versetzt, muß sie nicht nur alles retten, was an ihr der Rettung wert ist, sondern auch alles, was kein Hindernis bildet: alles Mannigfaltige, Individuelle und Eigenartige sich frei entfalten lassen. Wehe jener elenden, geistig armen und an künstlerischem Sinne dürftigen Revolution, welche aus allem Gewesenen und Erworbenen eine traurige Werkstätte machen wollte, deren einziger Vorzug in der Sicherheit des Erwerbs und der bloßen Versorgung bestände. Aber das wird nicht sein! Die Mensch-

heit hat zu allen, selbst zu den schlechtesten Zeiten gezeigt, daß sie potentialiter mehr Bedürfnisse und mehr Kräfte besitzt als zum bloßen Kampf ums Dasein notwendig sind. Die Entwicklung kann diese Kräfte nicht ersticken, es gibt für die Menschen Werte, welche sie niemals opfern werden, und welche ihnen nur eine despotische Gewalt und auch diese nur im Momente des Fieberwahns oder einer Katastrophe entreißen kann. Und wer wollte leugnen, ohne sich einer himmelschreienden Ungerechtigkeit schuldig zu machen, daß es auch im Vergangenen und Verschwindenden viel Schönheit gab, und behaupten, daß es wert sei, mit dem alten Schiffe zugrunde zu gehen.

Nizza, den 15. Januar 1869.

Zweiter Brief.

Die internationalen Arbeiterkongresse wurden zu einem Tribunal, vor welchem eine soziale Frage nach der anderen aufgerollt wird. Sie bekommen immer mehr und mehr einen organisierenden Charakter, ihre Mitglieder werden Sachverständige und Untersuchungsrichter. Sie lassen auch den Streik und die Arbeitseinstellung nur als eine schwere Notwendigkeit, ein pis aller, als ein Mittel, ihre Kräfte zu prüfen und ihre Kampforganisation auf die Probe zu stellen, gelten. Ihr ernster Charakter hat einen tiefen Eindruck auf ihre Feinde gemacht. Die Kraft, welche in ihrer Ruhe liegt, hat die Fabrikanten und Unternehmer erschreckt. Es wäre ein großes Unglück, wenn sie allzu früh diesen Charakter einbüßten.

Indem die Arbeiter, sich vereinigend und einen besonderen Staat im Staate bildend, welcher seine eigene Organisation anstrebt, sich, unabhängig von den Kapitalisten und Eigentümern, den politischen und kirchlichen Grenzen, ihre eigenen Rechte erobern, bilden sie das erste Netz, die erste Aussaat der kommenden ökonomischen Ordnung. Der internationale Bund kann sich zu einem Aventinischen Berge à l'intérieur auswachsen; indem die in sich gefestigte Arbeiterwelt sich auf ihn zurückzieht, und die Welt, welche genießt, ohne zu arbeiten, zur Strafe für ihre einträgliche Unproduktivität verläßt, wird diese letztere durch ihre Isolierung nolens volens

gezwungen sein, sich auf Konzessionen einzulassen. Tut sie dies nicht, um so schlimmer für sie selbst. Sie wird sich damit außerhalb des Gesetzes stellen und damit wird ihr Untergang nur um so viel zurückgeschoben werden, als es der neuen Welt noch an Kraft gebricht. Solange aber diese Kräfte fehlen, muß man die Regimenter in aller Stille konzentrieren und keine unnützen Drohungen ausstoßen. Eine ohnmächtige Drohung ist immer schädlich, eine unterdrückte Explosion treibt uns zurück. Wir bedürfen der Muße für die doppelte Arbeit eines ernsten Studiums und einer durch Aufklärung fortschreitenden Werbetätigkeit, denn der Feind ist auf seiner Hut, und wenn er die Kraft in der Hand hat, wird er seine Verteidigungswaffe ergreifen und gebrauchen, noch ehe das feindliche Lager Zeit hat, seine Reihen zu ordnen. Es ist leichter, die jungen Triebe zu vernichten und zu zerstampfen, als ihr Wachstum zu beschleunigen. Wer nicht abwarten und arbeiten will, der bewegt sich in dem alten Geleise der Prediger und Propheten, der Sektenstifter, der Fanatiker und Zunftrevolutionäre, und ein jedes Werk, daß im Bunde mit törichten, mystischen und phantastischen Elementen in Angriff genommen wird, muß in letzter Instanz notwendig auch törichte Resultate neben brauchbaren und soliden zeitigen. Außerdem verwachsen diese Wege für uns immer mehr mit Gras und Gestrüpp, die Aufklärung und Überlegung werden unsere einzige Waffe, die theokratischen und politischen Dogmen bedürfen keines Verständnisses, sie wurzeln sogar noch stärker und fester in einem Glauben, der vom Geiste der Kritik und Analyse verlassen ist. Den Papst muß man für unfehlbar halten, dem Kaiser muß man gehorchen, das Vaterland verteidigen, die Schrift und die Gebote erfüllen . . .

Die ganze Vergangenheit, aus der wir heraustreten wollen, bewegte sich auf diesem Wege; was da wechselte, waren nur die Formen, die Bilder und die Gebräuche. Das Wesen blieb sich immer gleich. Der Mensch, welcher sein Haupt vor dem Kapuziner beugte, der mit dem Kreuze daherkam, tat nur dasselbe wie der Mensch, der sich vor dem Spruche des Gerichtes beugte, auch wenn er noch so töricht war.

Aus dieser Welt der sittlichen Unfreiheit und Autorität streben wir mit aller Gewalt hinauszukommen in die freie Welt der Erkenntnis und Wissenschaft, in die Welt der Freiheit durch die Vernunft. Alle Versuche, der Notwendigkeit aus dem Wege zu gehen, aus Ungeduld einen Sprung in diese Welt hineinzuwagen, die Massen durch die Autorität und die Leidenschaft mitzureißen, werden nur zu den furchtbarsten Zusammenstößen, und was schlimmer ist, zu unentrinnbaren Niederlagen führen. Es ist ebensosehr unmöglich, den Prozeß der Aufklärung zu umgehen, wie die Frage nach den Kräften. Das aufgedrängte vorzeitige Urteil über alles, was noch eine Frage bildet, geht sehr rücksichtslos mit der befreiten Materie um. Einen Menschen, der in geistigen Schlaf versunken ist, plötzlich aufrütteln und ihn im ersten Augenblick, wo er noch schlaftrunken ist, durch eine Gedankenreihe betäuben und bestürzt machen, welche all seine sittlichen Begriffe umwirft, und zu der es für ihn keine Leiter gibt, — das kann schwerlich der Entwicklung dienen. Es wird den Kathechumenen höchstens verwirren und aus der Fassung bringen oder ihn durch eine Art Gegenwirkung in den schlimmsten Konservativismus stürzen.

Ich fürchte mich durchaus nicht vor dem Worte Stetigkeit, welches durch die schwankende Haltung und den unsicheren Schritt aller möglichen reformierenden Behörden einen trivialen Sinn bekommen hat. Die Stetigkeit und der allmähliche Fortschritt sind notwendige Attribute des Erkenntnisprozesses. Die Mathematik kann nur allmählich angeeignet werden, warum also sollten die letzten Folgerungen der Soziologie einem eingeimpft werden können wie die Pocken, oder einem eingetrichtert werden können, wie man Pferden die Medizin mit einem Ruck ins Maul gießt. Zwischen diesen letzten Folgerungen und dem gegenwärtigen Zustand gibt es eine Reihe von praktischen Verbesserungen, Umwegen, Kompromissen und Diagonalen. Einzusehen, welche unter ihnen kürzer, bequemer und möglicher sind, das ist eine Sache des praktischen Taktes, der revolutionären Strategie. Wenn man gerade drauf los schreitet, ohne sich umzusehen, kann man sich

wie Napoleon nach Moskau verirren und beim Rückzuge untergehen, noch ehe man die Beresina erreicht hat. Die internationale Vereinigung der Arbeiter, alle möglichen Vereine und Verbindungen, ihre Organe und Vertreter müssen mit allen Kräften danach streben, daß die Behörden sich nicht in die Arbeitsverhältnisse einmischen, so wenig, wie sie das in bezug auf die Eigentumsverhältnisse tun. Die Formen, welche die Menschen noch in den Fesseln einer verschleierten Gewaltherrschaft erhalten, können den Druck und Ansturm der Logik und die Entwicklung des sozialen Verständnisses auf die Dauer doch nicht aushalten. Teils sind sie innerlich schon so morsch, daß man ihnen bloß einen schwachen Fußtritt zu geben braucht, teils halten sie sich nur, wie der Krebs, mit ihren Wurzeln in schlechtem Blute. Indem man die einen wie die andern in gleicher Weise zu durchbrechen sucht, kann man den Organismus töten, sicher aber wird man dadurch nur erreichen, daß sich die überwiegende Mehrheit von uns abwendet. Und dabei werden gerade die am eifrigsten für den „Krebs" eintreten, die am stärksten unter ihm leiden.

Das ist alles sehr dumm, aber es ist endlich Zeit, mit der Dummheit als mit einer gewaltigen Macht rechnen zu lernen. In Europa wird sich vor allem die ganze Bauernbevölkerung für die alte Ordnung einsetzen. Und wissen wir denn nicht, was diese Bauernbevölkerung bedeutet, wie groß ihre eigensinnige Kraft und ihre hartnäckige Bosheit ist? Nachdem sie das Land der Emigranten den Händen der Revolution entrissen hatte, war sie es, welche die Republik und die Revolution überrumpelte. Natürlich wird sie zurückschrecken und in ihrer Verständnislosigkeit und Torheit sich gegen uns wenden; das aber ist gerade eins der wichtigsten Probleme.

Auf der Unwissenheit und Verständnislosigkeit ruht die ganze Festigkeit und Dauerhaftigkeit der bestehenden Ordnung.

Auf diesen beiden Faktoren aber beruhen auch die veralteten Erziehungsformen, bei denen die Menschen aus dem Stadium der Unmündigkeit herauswachsen, und welche heute noch auf

der Minderheit lasten. Wir wissen, was es bedeutet, sich über das Alter, die Reife und den Grad des Verständnisses zu irren. Das allgemeine Stimmrecht, das einem unvorbereiteten Volke aufgedrängt wurde, diente ihm bloß als Rasiermesser, mit dem es sich fast den Hals abgeschnitten hätte.

Aber wenn die Begriffe des Staats, des Rechtes, der Rechtsprechung noch stark und fest sind, so sind die Begriffe von der Familie, dem Eigentum und dem Erbrecht noch weit kräftiger, und sie wurzeln noch viel tiefer im Bewußtsein des Volkes. Die vollkommene Negation des Eigentums ist an und für sich schon ein Unsinn. Ich möchte einen bekannten Ausspruch Louis Philippes paraphrasieren und sagen: „Das Eigentum wird nie untergehen!“ Eine Umwandlung des Eigentumsrechts, wie z. B. der Übergang vom persönlichen zum Kollektivbesitz, sind noch zu unklare und unbestimmte Begriffe. Dem Bauern in Westeuropa ist die Liebe zu seinem Stück Erde, zu seiner Scholle ein ebenso natürliches, weil notwendig entstandenes Gefühl, wie dem Bauern in Rußland der Gedanke des gemeinsamen Besitzes verständlich und leicht ist, und darin liegt durchaus nichts Widerspruchvolles. Das Eigentum und besonders das Grundeigentum erschien dem Europäer als eine Befreiung, als Grund seiner Selbständigkeit, seiner Würde, und so gewann es für ihn die größte soziale Bedeutung. Vielleicht wird er sich einmal von der Unzweckmäßigkeit eines sich immer weiter teilenden und zersplitternden Landbesitzes und von dem Nutzen einer freien Bewirtschaftung und einer gemeinschaftlichen Bearbeitung und Verwaltung der Felder überzeugen. Wie aber soll man ihn ohne Vorurteil dazu zwingen, daß er sich plötzlich von einem durch Jahrhunderte genährten Traum lossage, in dem er lebte und seine Befriedigung fand, von einer Idee, welche ihn wirklich auf die Beine gestellt hat, das Land an ihn geknüpft und gebunden, die Erde zu seinem Eigentum gemacht hat, deren Eigentum er früher war.

Die Frage, die sogleich auf diese erste folgt, ist die nach dem Erbrecht, und sie ist noch schwerer. Außer einigen fanatischen Hagestolzen, wie sektiererischen Mönchen, Ikariern

usw., wird nie eine Masse absolut auf das Recht verzichten wollen, ihren Nachfolgern einen Teil ihres Vermögens zu vererben. Ich kenne kein Argument, mit dessen Hilfe man dieser Form der Liebeswahl und der Blutsverwandtschaft entgegenwirken könnte, d. h. dem Wunsche, den mir nahestehenden Menschen die Dinge, welche mir selbst als Werkzeuge gedient haben, zugleich mit meinem Leben, mit den ihnen anhaftenden Zügen und selbst Krankheiten zu hinterlassen; oder gäbe es einen solchen Grund in der pflichtmäßigen brüderlichen Liebe zu allen Menschen? — In der traurigsten Lage, in der sich ein Mensch befinden kann, nämlich als Knecht und Leibeigener, gab es für ihn noch irgendwelche Lumpen, welche er den Seinigen hinterließ, und die ihnen von den Gutsbesitzern fast niemals abgenommen wurden. Nehmt dem ärmsten Bauern das Recht, einen Teil seines Vermögens vererben zu dürfen, und er wird den ersten besten Pfahl in die Hand nehmen und gegen euch los gehen, um die Seinigen, seine Familie und seinen Willen zu verteidigen, d. h. er wird sich auf die Seite des Pfaffen, des Polizisten und des Gutsbesitzers stellen; also auf die Seite seiner drei schlimmsten Feinde, welche ihm sein Hab und Gut nehmen, ihm zuvorkommen, damit er den Seinigen nichts hinterlassen kann, die aber sein menschliches Gefühl für die Familie, so wie er sie versteht, wenigstens nicht beleidigen.

Wie also? Sollen wir unser Banner zusammenrollen und den Rückzug antreten, weil die Kraft und die Macht offenbar auf seiten unserer Gegner ist, oder sollen wir uns in den Kampf stürzen und im Falle eines örtlich und zeitlich begrenzten Erfolges mit der Einführung der neuen Ordnung, — sollen wir unsere Befreiung — mit einer Metzelei beginnen?

Araktschejeff hat es einmal versucht, seine militärisch-ökonomischen Utopien über Hals und Kopf einzuführen. Er hatte ein Heer, welches schoß, und eine Polizei, welche prügelte, er hatte den Kaiser, den Senat und die Synode hinter sich, und hat dennoch nichts erreicht. Wenn aber der Staat abgeschafft sein wird, woher will man die Mittel zur Exekution, die Henker und vor allem die Spitzel und Denunzianten nehmen? Und

doch wird ein großes Bedürfnis nach ihnen vorhanden sein. Soll man vielleicht das neue Leben mit der Erhaltung eines sozialen Gendarmeriekorps beginnen, ist denn wirklich die Bildung durch die Knute, die Befreiung durch die Guillotine eine ewige Notwendigkeit für jeden Schritt vorwärts, den wir tun?

Ich will jetzt nicht weiter gehen und zum Schluß nur noch folgendes sagen: Ich stand neben Leichen, neben Häusern, welche die Kugeln zerstört hatten; in fieberhafter Aufregung habe ich mit anhören müssen, wie die Gefangenen erschossen wurden. — Damals rief ich mit meinem ganzen Herzen, mit jedem Gedanken meiner Seele die wilden Kräfte und rohen Gewalten zur Zerstörung der alten, verbrecherischen Welt auf, und ich tat es, ohne selbst zu wissen, was sie ersetzen sollte.

Seit jener Zeit sind zwanzig Jahre vergangen. Die Rache ist gekommen, aber von der andern Seite. Die Rache kam von oben. — Die Völker haben alles ertragen und erduldet, weil sie nichts verstanden, weder vorher noch nachher. Die Mitte, das Herz, ist zerstampft und in den Staub getreten ... Eine lange und schwere Zeit hat uns die Muße geschenkt, damit die Leidenschaften sich beruhigen, die Gedanken sich abklären, damit wir die Dinge studieren und über sie nachdenken konnten.

Weder Du noch ich haben unsere Überzeugung gewechselt, aber unsere Stellung zu der Frage ist eine andere geworden. Du stürzest noch immer vorwärts, wie früher, mit der ganzen Leidenschaft der Zerstörung, die Du für eine schöpferische Leidenschaft hältst, Du zerbrichst jedes Hindernis und achtest die Geschichte nur in ihrer Zukunft. Ich glaube nicht mehr an die alten, revolutionären Methoden und bemühe mich, den Gang der Menschheit in ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen, um zu wissen, wie ich mit ihr Schritt halten kann, ohne zurückzubleiben und ohne so weit voranzueilen, daß die Menschen mir nicht mehr folgen wollen, weil sie es nicht können.

Und noch eins. Diese bittere Wahrheit in dem Kreise aus-

zusprechen, in dem wir leben, — das erfordert, wenn auch nicht mehr, so doch sicherlich nicht weniger Selbständigkeit und Mut, als in allen Fragen die äußersten Konsequenzen zu ziehen.

Ich glaube, du wirst mir dies selbst zugeben . . .

Nizza, den 25. Januar 1869.

Dritter Brief.

Nein, liebe Freunde, mein Gehirn weigert sich, vieles von dem zu verstehen, was Euch so klar erscheint, was Ihr ohne weiteres zugebt, und wogegen ich hunderte von Einwänden habe.

Es ist möglich, daß mein Gehirn anfängt alt zu werden, und ich nehme daher das zu meiner Verteidigung in Anspruch, was einer unserer Freunde einmal über oder gegen mich geschrieben hat:

„Es ist sehr schwer, einen Menschen von einer Sache zu überzeugen, wenn dieser Mensch ganz anders über sie denkt. Hier handelt es sich tatsächlich um einen physiologischen Prozeß, über den man zwar sehr viel Redensarten macht, den aber niemand anerkennen und in Rechnung ziehen will, wenn es sich um eine praktische Frage handelt. Der Geist erzeugt nichts willkürlich, sondern was er erschafft, ist immer ein Resultat, ein Produkt der Verhältnisse, aus den von ihm aufgenommenen Eindrücken. Wenn also sich die Eindrücke des Einen von denen des Andern um irgend ein Differential unterscheiden, so kann die weitere Entwicklung des Verhältnisses der Eindrücke zu dem aus ihnen abgeleiteten Resultate, d. h. die Aufstellung und weitere Ableitung der Gleichung (welches die einzige Form der Gehirntätigkeit ist) bei beiden zu so gewaltigen Gegensätzen führen, daß eine Einigung schon nicht mehr möglich ist.

Darin besteht die ganze Weisheit einer Beweisführung, die auf eine vergebliche Anstrengung hinausläuft."

Diese Zeilen, die gegen mich geschrieben sind, sind vollkommen richtig, — leider nur zu richtig!

Dies Stück aus einem Briefe Ogareffs, den er mir als Antwort auf meinen Brief an Bakunin schrieb, schließt mit folgenden Worten:

„Jedes Gehirn, das eine gewisse Anzahl von Eindrücken in sich aufgespeichert hat, begegnet neuen Eindrücken, welche von den ersteren abweichen, mit einer gewissen Gleichgültigkeit oder einer ungenügenden Aufnahmefähigkeit oder völlig ablehnend, d. h. feindlich. Daher ist jeder Mensch überzeugt, oder er hat doch das Vorurteil, daß er im Rechte ist, was nicht einmal in solchen abstrakten und speziellen Fällen, wie es die Konstruktionen der Mathematik sind, möglich ist (die Theorie eines Tycho de Brahe beruhte ebensosehr auf mathematischen Konstruktionen, wie die Theorie Galileis), und daher erfordert die tatsächliche Anerkennung der Wahrheit neue Gehirne, welche noch nicht durch vorhergegangene Eindrücke beeinflußt sind. Darauf beruht sogar die berühmte historische Entwicklung oder der Fortschritt."

Meine Einwände fangen an, wie überhaupt alle Einwände, ungeduldigen Leuten langweilig zu werden. Der Worte sind genug gewechselt, sagen sie, jetzt ist es Zeit zum Handeln, als ob ein Wort nicht auch eine Handlung ist, als ob die Zeit für die Worte überhaupt jemals vergehen kann. Unsere Feinde haben die Worte niemals von den Taten getrennt, und haben uns wegen der Worte nicht nur ebenso hart, sondern noch härter verfolgt, als für die Tat, und ist denn nicht wirklich irgendein ‚allez dire à votre maître' eines Mirabeau in seiner Wirkung mindestens so viel wert, wie irgend ein Handstreich?

Die Trennung von Wort und Tat und ihre gezwungene Gegenüberstellung hält eine Kritik nicht aus. Aber sie hat daneben auch eine traurige Bedeutung, denn sie besagt soviel als die Anerkennung, daß schon alles klar erkannt ist, daß es nichts mehr zu überlegen gibt, und daß es nur noch zu handeln gilt. Die Schlachtordnung duldet keine Überlegungen und kein Schwanken. Aber wer außer unseren Feinden ist denn schon bereit zum Kampf und stark zur Tat? Unsere Kraft liegt im Gedanken, in der Kraft der Wahrheit, in der Macht des

Wortes, in der historischen Zeitgemäßheit. Die internationalen Kongresse sind nur stark durch die Macht ihrer Reden. Materiell können sie nicht über den rein negativen Streik hinauskommen.

Also bleibt uns nichts anderes übrig, als unser Leben lang die Hände in den Schoß zu legen und uns mit schönen Reden zu begnügen wie früher?

Ich weiß nicht, ob das ganze Leben lang oder nur einen Teil davon, jedenfalls aber dürfen wir uns nicht in ein Handgemenge einlassen, solange wir noch keine Einigkeit in den Überzeugungen und keine Konzentration der Kräfte erreicht haben. Im Kampfe recht zu haben, das bedeutet noch nicht viel. Das gute Recht führte nur im Gottesgericht zu Siege. Wir aber haben nur wenig Hoffnung auf einen göttlichen Eingriff.

Womit endigte der polnische Aufstand, der so gerecht in seiner Forderung, so kühn in seiner Ausführung und so unmöglich durch die Unzulänglichkeit der Kräfte war?

Wie mag er jetzt auf dem Gewissen derer lasten, welche die Polen zu ihm aufgereizt haben?

Darauf antworten unsere Gegner mit einem gewissen philosophischen Fatalismus:

„Die Wahl der geschichtlichen Wege liegt nicht in der Macht des Einzelnen, nicht die Ereignisse hängen von den Personen, sondern die Personen von den Ereignissen ab. Es scheint uns nur so, als ob wir den Fortschritt der Geschichte lenken. Im Grunde genommen aber schwimmen wir bloß dorthin, wohin uns die Welle trägt, ohne zu wissen, wo wir landen werden."

Diese Wege sind durchaus nicht unveränderlich. Im Gegenteil. Sie gerade sind es, die sich mit den Umständen, mit dem Grade der Einsicht und der persönlichen Energie verändern. Die Persönlichkeit wird durch die Umgebung und die Ereignisse geschaffen, aber auch die Ereignisse verwirklichen sich ihrerseits mit Hilfe der Persönlichkeiten und tragen den Stempel der letzteren: hier besteht eine Wechselwirkung. Es liegt uns nicht nur daran, ein passendes Werkzeug von Kräften zu

sein, die von uns unabhängig sind, wie jene Jungfrau, die Gott weiß von wem schwanger wurde. Um ein blindes Werkzeug des Schicksals, eine Geißel, ein Henker Gottes zu werden, dazu bedarf es einen naiven Glaubens, der Einfalt der Unwissenheit, eines wilden Fanatismus und einer unberührten Unreife des Gedankens. Wir können nicht ehrlich die Rolle eines Attila, oder selbst die eines Anton Petroff auf uns nehmen, und wenn wir es tun, so müssen wir entweder andere oder uns selbst betrügen. Für diese Lüge aber werden wir sowohl vor unserem eigenen Gewissen wie vor dem Richterstuhl der uns geistig Nahestehenden Rechenschaft ablegen müssen.

Das, was denkende Menschen einem Attila, dem Wohlfahrtsausschuß und selbst Peter verzeihen, das werden sie uns nicht verzeihen. Wir haben keine Stimme von oben gehört, welche uns zur Erfüllung des Weltenschicksals berief, noch eine Stimme von unten, die uns den Weg wies. Für uns gibt es nur eine Stimme und eine Macht — die Macht der Vernunft und der Einsicht; indem wir sie abweisen, kehren wir uns von der Wissenschaft ab und werden Renegaten der Kultur. Die Massen selbst, auf denen die ganze Last des Daseins liegt, mit ihrer mazedonischen Arbeiterphalanx, streben nach dem Wort und nach der Einsicht, und betrachten die Menschen mit Mißtrauen, welche die Aristokratie der Wissenschaft predigen und sie zu den Waffen rufen; und es ist wohl zu beachten, diese Prediger stammen nicht aus dem Volke, sondern aus der Schule, aus den Büchern, aus der Literatur, welche immerdar nur von Abstraktionen lebten. Die alten Studenten haben sich weiter von dem Volke entfernt als seine schlimmsten Feinde. Der Pfaffe und der Aristokrat, der Polizist und der Kaufmann, der Herr und der Soldat haben mehr direkte Beziehungen zum Volke, sind enger mit den Massen verknüpft als jene. Daher glauben sie auch, es sei möglich, eine ökonomische Umwälzung mit einer tabula rasa, mit dem Abbrennen des historischen Feldes mit Stumpf und Stiel zu beginnen, und sie ahnen gar nicht, daß dieses Feld mit seinen Halmen und seinem Unkraut der ganze unmittelbare Boden ist, in dem das Volk wurzelt, der sein ganzes sittliches Leben, sein gewohntes

Gut und seinen ganzen Trost bildet. Gegen den Konservativismus des Volkes ist schwerer zu kämpfen als gegen den Konservativismus von Thron und Altar. Die Regierungen und die Kirche sind selbst vom Geiste der Verneinung angefressen, der Kampf der Geister ist nicht umsonst unter ihren Schlägen fortgegangen, er hat die zum Schlage ausholende Hand getroffen, angesteckt, infiziert; die Selbstverteidigung der Regierungen ist nicht uneigennützig, und die Verfolgungen der Kirche tragen den Stempel der Heuchelei.

Das Volk ist seinem Instinkt nach konservativ, weil es nichts anderes weiß und kennt. Es besitzt keine Ideale jenseits der bestehenden Verhältnisse; sein Ideal ist der bürgerliche Wohlstand, wie das Ideal des Heineschen Atta Troll ein absolut weißer Bär war. Es hält fest an seiner traurigen Lage, an dem engen Rahmen, in den es eingespannt ist. Es glaubt an die Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit seiner Lebensverhältnisse und versteht nicht, daß es ihnen diese Dauerhaftigkeit selbst verleiht. Je weniger ein Volk an dem Fortschritt der Geschichte teilnimmt, um so eigensinniger hält es an dem Errungenen und bereits Bekannten fest. Selbst das Neue versteht es und erkennt es nur, wenn es ihm in alten Kleidern entgegentritt. Die Propheten, welche die soziale Revolution des Anabaptismus verkündigten, kleideten sich in Priester- und Bischofsgewänder. Pugatscheff, welcher Peter und die Herrschaft der Deutschen überwinden wollte, nannte sich selbst Peter, den wahren deutschen Peter, und umgab sich mit allerhand Kavalieren, die er sich unter den Kosaken wählte, und allerhand falschen Woronzoffs und Tschernyscheffs.

Die staatlichen Formen, die Gerichte und die Kirche füllen die Kluft zwischen der Einsichtslosigkeit der Massen und der einseitigen Bildung der Spitzen aus. Ihre Kraft und ihre Bedeutung steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Entwicklung. Diese mangelnde Entwicklung mit einem Schlage zu überwinden, ist unmöglich; weder die Republik Robespierres noch die des Anacharsis Klotz konnten sich erhalten, als sie sich selbst überlassen blieben, und es bedurfte vieler Jahre, um den Aufstand in der Vendée zu unterdrücken. Der Terror ver-

nichtet die Vorurteile ebensowenig, wie die Eroberung einer Nation. Überhaupt treibt der Schrecken das eigentliche Leben und die Form bloß nach innen. Er legt die Funktionen für eine Zeitlang lahm, aber er rührt nicht an ihren Inhalt. Man hat die Juden Jahrhunderte hindurch verfolgt. Ein Teil ging zugrunde, ein anderer versteckte sich. Nach dem Gewitter aber erschienen sie wieder, und zwar reicher und stärker und fester in ihrem Glauben.

Es ist unmöglich, die Menschen in ihrem äußeren Leben freier zu machen, als sie es innerlich sind. So merkwürdig es auch scheint, aber die Erfahrung belehrt uns, daß es den Völkern leichter wird, das Zwangsjoch der Sklaverei zu ertragen, als das Geschenk einer übermäßigen Freiheit. Im Grunde genommen führen alle historischen Formen unwillkürlich von einer Freiheit zur anderen. Hegel findet in der Sklaverei selbst, und zwar mit Recht, schon einen Schritt zur Freiheit. Und dasselbe muß man offenbar vom Staate sagen. Auch der Staat führt wie die Sklaverei zur Selbstauflösung. Daher kann man ihn auch nicht von sich abwerfen, wie ein abgetragenes Kleid, solange man das dazu nötige Lebensalter noch nicht erreicht hat. Der Staat ist eine Form, durch die jede menschliche Gemeinschaft hindurchgeht, die einen bestimmten Umfang annimmt. Er verändert sich beständig zugleich mit der Umwelt und paßt sich den Bedürfnissen an. Der Staat beginnt überall mit der vollständigen Vernichtung der Persönlichkeit und strebt überall, wenn er eine bestimmte Entwicklungsstufe überschritten hat, nach ihrer vollkommenen Befreiung. Auch die Gliederung der Stände ist ein gewaltiger Fortschritt, sie bedeutet die Aufklärung über, das Heraustreten aus dem tierischen Einerlei und die Teilung der Arbeit. Die Aufhebung der Stände ist ein noch größerer Fortschritt. Jedes emporkommende und sich verwirklichende Prinzip des historischen Lebens repräsentiert die höchste Wahrheit seiner Zeit, und dann ergreift es und umfaßt es die besten Menschen der Epoche. Für dieses Prinzip vergießt man Blut und führt man Kriege, bis es zur Lüge wird und schließlich nur noch als eine Erinnerung weiterlebt. Der Staat hat keinen eigenen bestimmten In-

halt. Er dient in gleicher Weise der Reaktion und der Revolution, d. h. dem, auf dessen Seite die Kraft ist. Er ist eine Anordnung von Rädern längs einer gemeinsamen Achse. Man kann sie bequem vorwärts und rückwärts lenken, weil eine gewisse Einheit der Bewegung gegeben ist, die sich auf ein gemeinsames Zentrum bezieht. Das Wohlfahrtskomitee repräsentiert die stärkste Staatsgewalt, die sich denken läßt, und doch war sie auf die Vernichtung der Monarchie gerichtet. Der Minister Danton war ein Minister der Revolution, die Initiative zur Befreiung der Bauern wurde von einem absoluten Monarchen gegeben. Diese Staatsgewalt wollte Lassalle benutzen, um seine soziale Ordnung zu errichten. Er dachte sich: „Wozu soll ich die Mühle zerstören, wenn ihre Steine auch unser Korn mahlen können?" Und aus demselben Grunde sehe ich keine vernünftige Notwendigkeit in der Resignation und Entsagung.

Zwischen Lassalles Ansicht und der Predigt von der unmittelbar bevorstehenden Auflösung des Staates in eine kommunistische Föderation liegt der ganze Unterschied zwischen einer normalen Geburt und einem vorzeitigen Abortus. Daraus, daß eine Frau schwanger ist, folgt noch keineswegs, daß sie schon morgen gebären muß, und daraus, daß der Staat eine vorübergehende Lebensform ist, folgt ebensowenig, daß er schon der Vergangenheit angehört. Welchem Volke könnte man in der Tat die staatliche Bevormundung abnehmen wie einen überflüssigen Verband, ohne zugleich solche Arterien und Eingeweide bloßzulegen, welche heute noch gewaltiges Unheil stiften könnten, der aber von selbst abfallen wird, wenn seine Zeit gekommen ist.

Und kann denn auch ein Volk ungestraft ein solches Experiment wagen, wenn es umgeben ist von anderen Nationen, die, wie z. B. Frankreich, Preußen u. a., noch mit einer wahren Leidenschaft am Staate hängen? Kann man wohl von dem nahen Anbruch einer staatslosen Ordnung sprechen, wenn die Vernichtung der stehenden Heere und die allgemeine Abrüstung noch ein fernes Ideal bilden? Und was bedeutet es denn, den Staat negieren, wenn die Hauptbedingung eines

Heraustretens aus ihm die Mündigkeit der großen Mehrzahl aller Menschen ist? Ihr solltet einmal mit ansehen, was heute in dem erwachenden Paris vorgeht; wie eng sind die Grenzen, an denen sich die Bewegung bricht, und sie sind doch von niemand künstlich aufgerichtet, sondern wuchsen selbst wie aus dem Boden hervor. Die kleinen Städte und die engen Kreise verderben das Augenmaß ungeheuer; indem man sich und den Seinen jeden Tag immer dasselbe wiederholt, kommt man natürlich allmählich zu der Überzeugung, daß man überall dasselbe redet und spricht; wenn man andere eine lange Zeit von seiner Kraft zu überzeugen sucht, kommt man leicht dazu, selbst an sie zu glauben und in diesem Glauben zu verharren — bis zur ersten Niederlage.

Brüssel-Paris, im August 1869.

Vierter Brief.

Unsere Bilderstürmer bleiben bei der gewöhnlichen Negation des Staates und bei der Zerstörung der Kirche nicht stehen. Ihr Eifer geht sogar bis zur Verfolgung der Wissenschaft, und hierbei verläßt sie ihr Verstand vollkommen.

Der Robespierreschen Torheit, daß der Atheismus aristokratisch sei, fehlte nur noch als Krönung die Entdeckung, daß die Wissenschaft eine aristokratische Einrichtung ist.

Niemand fragt danach, inwieweit derartige Definitionen überhaupt zur Sache gehören oder nicht. Überhaupt rührt der ganze Streit über „die Wissenschaft um der Wissenschaft willen" und die „Wissenschaft als Mittel und Werkzeug" bloß von einer falschen Fragestellung her.

Ohne eine wissenschaftliche Wissenschaft gäbe es natürlich auch keine angewandte Wissenschaft.

Die Wissenschaft ist eine Kraft. Sie enthüllt uns das Verhältnis der Dinge, ihre Gesetze und ihre Wechselwirkung, und sie interessiert sich nicht dafür, ob sie sich anwenden läßt oder nicht. Wenn die Wissenschaft sich in den Händen der Regierung und des Kapitals befindet, so steht es damit ähnlich wie mit dem Heer, den Gerichten und der Verwaltung. Aber das

ist nicht ihre Schuld. Die Mechanik dient in gleicher Weise der Erbauung von Eisenbahnen, wie der Konstruktion von Kanonen und Zündnadelgewehren. Da sich in der Hand der Regierung und des Kapitals überhaupt alles befindet: das Geld, die Maschinen, das Heer, die Gerichte, so ist es eben unsere Aufgabe, die Wissenschaft den Händen des Feindes zu entreißen, sie zu befreien, nicht aber sie es entgelten zu lassen, daß sie dem Gegner gedient hat. Man kann die Vernunft nicht aufhalten und zu ihr sagen: „Du sollst nicht weiter forschen, warte bis wir frei sind."

Man kann doch die Vernunft nicht zum Stillstand bringen, indem man sich darauf beruft, daß der Mehrheit die Einsicht fehlt, und daß die Minderheit diese Einsicht mißbraucht.

Diese wüsten Aufforderungen, die Bücher zuzuklappen, die Wissenschaft beiseite zu lassen und sich in einen unsinnigen Vernichtungskampf zu stürzen, gehören zu der schlimmsten und gefährlichsten Sorte einer rasend gewordenen Demagogie, und in ihrem Gefolge erscheint die Freilassung der wildesten Leidenschaften, „le déchainement des mauvaises passions". Wir scherzen mit diesen furchtbaren Worten, und denken gar nicht daran, wie gefährlich sie für die Zuhörer und für unsere Sache werden können.

Nein, die großen Revolutionen vollziehen sich nicht durch die Entfesselung der schlimmen Leidenschaften. Das Christentum wurde von reinen Menschen und Aposteln von strengem Lebenswandel und von ihren Nachfolgern, den Asketen und Büßern gepredigt, welche alle Leidenschaften in sich ertötet hatten, außer einer einzigen. Derart waren die Hugenotten und Reformatoren, und derart waren die Jakobiner vom Jahre 1793. Die Freiheitskämpfer, die für eine ernste und heilige Sache das Schwert ergriffen, waren stets selbst heilige Menschen wie Cromwells Krieger, und darin lag ihre Stärke.

Ich glaube nicht an den Ernst von Menschen, welche den gewaltsamen Bruch, die Zerstörung und die rohe Kraft der Entwicklung und Vermittelung vorziehen. Was die Menschen

bedürfen, ist die Predigt, eine unermüdliche, ernste Predigt, die sich in gleicher Weise an den Arbeiter wie an den Herrn, an den Bauern wie an den Bürger wendet. Wir brauchen die Apostel mehr als die Offiziere der Avantgarde und Sappeure der Zerstörung. Wir brauchen Apostel, die sich nicht nur an ihre Anhänger, sondern auch an unsere Gegner wenden.

Die Predigt, die sich an den Feind wendet, ist ein großes Werk der Liebe, ... sie sind doch nicht schuld, daß sie außerhalb des modernen Stromes von den verfallenen Wechseln einer alten Moral leben. Ich habe Mitleid mit ihnen, wie mit Kranken und Schwachsinnigen, die mit einer Last von Reichtümern beladen am Rande eines Abgrundes stehen. Die Last wird sie hinabziehen, daher muß man ihnen die Augen öffnen, nicht aber sie ausrotten, damit auch sie sich retten können, wenn sie wollen.

Die Griechen waren radikaler als wir. Sie sagten: „Der Weise braucht kein Gesetz, sein Gesetz ist die Vernunft." Nun, so wollen wir denn auch damit beginnen, uns selbst gegenseitig zu Weisen zu machen. Ich habe Mitleid nicht allein mit den Menschen, sondern auch mit den Sachen, und manche Sachen bedaure ich fast noch mehr wie manche Menschen.

Ein wilder, ungezähmter Ausbruch, den ein starrer Eigensinn hervorruft, wird niemanden und nichts verschonen. Er wird für die persönlichen Entbehrungen an dem allerunpersönlichsten Gute noch Rache üben, mit dem Kapital, das der Wucherer aufspeicherte, wird auch das andere Kapital verschwinden, das sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk vererbte. Ein Kapital, das den Niederschlag der Persönlichkeit und der Schöpferkraft vieler Zeiten bildet, an dem sich die Chronik des menschlichen Lebens abdrückte und die Geschichte des Menschengeschlechtes kristallisierte. Die entfesselte Kraft der Zerstörung wird mit den Grenzzeichen auch jene Grenzen der menschlichen Kraft niederreißen, welchen die Menschen in allen Richtungen seit dem Beginn der Kultur entgegenstreben.

Das Christentum und der Islam haben genug von der antiken Welt abgebröckelt. Die französische Revolution hat genug Bildsäulen, Gemälde und Denkmäler der Kultur enthauptet. Es steht uns nicht an, den Bilderstürmer zu spielen.

Das habe ich so lebendig gefühlt, als ich einst mit stummer Wehmut und fast mit einer Art Schamgefühl vor einem Kustos stand, der mit dem Finger auf eine leere Wand, eine zerschlagene Statue, einen zertrümmerten Sarg wies und immer dieselben Worte wiederholte: „Das alles geschah während der Revolution."

Schluß.

Inhalt des zweiten Bandes.



